

Mehr Vertrauen!

Von Otto Cöhausz S. J.

Eine der Haupttugenden, auf die Christus seine Religion und seine Religiosität aufgebaut wissen will, ist das Vertrauen. „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind (dir) vergeben“ (Mt 9, 2) — „Meine Tochter, sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen“ (Mt 9, 22) — „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden“ (Jo 16, 33). Solche und ähnliche Aufmunterungen ergehen fortwährend aus seinem hochheiligen Munde, und kaum etwas trifft häufiger sein Tadel als Kleinmut und Kleinglaube. Seine Anhänger sollen sich als Kinder Gottes, nicht als Sklaven fühlen, sollen alles unnötige Bangen und Sorgen abwerfen und sich vertrauensvoll der Leitung ihres Gottes hingeben. Nicht, als ob er die Furcht vor Gott ausgeschlossen, oder Uebelwollenden „nicht die Hölle heiß gemacht hätte“, wie es in einem kürzlich erschienenen Aufsatze heißt! Man denke nur an seine Parabel vom reichen Prasser, vom trägen Knecht, von den törichten Jungfrauen, an seine ernstesten Worte über den Verführer, dem es besser wäre, „daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde“ (Mt 18, 6), an die Forderung, lieber Auge, Hand und Fuß, falls sie der Sünde dienen, abzuhaue, als dem ewigen Feuer zu verfallen (Mt 18, 8), an seine Drohung mit der Hölle, „wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt“ (Mt 9, 48). Wo es nottat, hat Christus seinen Zuhörern wohl die Hölle heiß gemacht. Er fordert gebieterisch die ganze Hingabe des Herzens an Gott, und wo er bewußte und frei genährte Abwendung von Gott, Bevorzugung der Erdendinge vor Gott findet, da scheut er sich nicht, alle Register der Furcht zu ziehen. Aber wahr bleibt es, daß er solche Mittel nur als äußersten Notbehelf oder als erste Grundlegung betrachtet, daß dagegen vorzugsweise das

Vertrauen auf Gott das ganze religiöse Leben der Christen durchbringen soll.

Ist das nun heute der Fall? Zweifelsöhne wird viel Vertrauen geübt, fußt ja doch das ganze Christenleben auf dem Vertrauen. Denn warum anders betet man, empfängt man die heiligen Sacramente, kämpft man gegen die Versuchungen, erträgt man die vielen irdischen Leiden und erfüllt man alle Christenpflichten? Man hofft dadurch Gott zu gefallen und das ewige Heil zu erreichen. Man vertraut, daß Gott einem dieserhalb gnädig sein werde. Vertrauen ist also da und wird viel — bei jedem guten Werk schon — geübt; denn vertraute man nicht, dadurch sein Seelenheil zu fördern, würde man es unterlassen. Das sei solchen zum Troste gesagt, die da fortwährend klagen: „Ich habe gar kein Vertrauen“ und dabei doch die Heilmittel treu gebrauchen. Sie üben mehr Vertrauen, als sie glauben. Sie zeigen es durch die That.

Etwas Wahres enthüllt allerdings ihre Klage: sie vermissen das Gefühl des Vertrauens, oder besser gesagt: die Wärme des Vertrauens. Im wesentlichen kommt es nun ja nicht darauf an, aber beide, Gefühl und Wärme, sind doch von solchem Werte für das geistliche Leben, daß auch sie gefördert werden sollten. Und zudem: oft genug ist das Tatvertrauen vieler doch noch mit zu viel Zweifel und Furcht vermischt. Sie beichten zwar, fragen sich aber doch ängstlich: „Wird Gott auch wohl alles vergeben haben?“ Sie suchen redlich, ihr ganzes Leben nach Gottes Wohlgefallen einzurichten, fürchten aber doch immer, Gott stehe ihnen eher tadelnd als anerkennend und liebend gegenüber. Sie glauben zwar an Gottes Versicherung, seinen Getreuen beistehen zu wollen, stellen sich aber immer die bange Frage: „Wie wird es mir gehen? In der Versuchung oder wenn jenes Leid käme? Und wie erst im Tode und Gericht?“ Immer das zweifelnde: Wie? Der Psalmist redet anders: „Mein Hirte ist der Herr, nichts mangelt mir“ (Ps. 22, 1) — „Auch wenn ich wandeln muß in Todesschatten, kein Unglück fürcht' ich, denn du bist bei mir“ (Ps. 22, 4) — „Es mög' mich deine Huld geleiten durch alle Tage meines Lebens. Im Hause Jahwes darf ich weilen die Fülle meiner Tage“ (Ps. 22, 6) — „Wenn du, o Herr, nachträgst die Sünden, o Herr, wer könnte da bestehen? Ich weiß, bei dir wohnt Milde, Herr, und dein Gesetz gibt mir Vertrauen. — Ja, auf sein Wort vertraue ich und harre auf den Herrn“ (Ps. 129, 3—5). Er spricht

freudig sein Vertrauen auf Gottes Wort aus. Er sagt nicht: „Wie wird es gehen? Wird Gott verzeihen?“ sondern: „Mit Gottes Hilfe wird es gewiß gehen, werde ich ungefährdet durch Uebel und den Tod hindurch gehen; Gott wird gewiß verzeihen.“ Darum beseelt ihn Freude, Sorglosigkeit, eine Seelenstimmung, die manchen ernst um Gottes Wohlgefallen sich bemühenden Christen leider noch oft abgeht.

Zu ihrem Schaden! Denn einmal wird ihr ganzes geistliches Leben dadurch leicht zu gedrückt. Sodann erreichen sie nie die Vollkommenheit, die sie erreichen könnten, schlagen sie ja stets den Weg der Furcht ein und beschränken sie sich zu viel auf Anmutungen dieser Art. Die Furcht Gottes ist aber bekanntlich nur der Anfang der Weisheit. Daß sie zu der innigen Gottvereinigung für gewöhnlich nicht gelangen, ist leicht ersichtlich, fehlt es ihnen dazu doch an dem nötigen Zutrauen. Ich sage: für gewöhnlich; denn bisweilen läßt Gott bekanntlich schon weit Fortgeschrittene zur weiteren Läuterung noch in Mächte und Kengste versinken. Daß ferner Gott durch solche nur auf Furcht aufgebaute Seelenhaltung nicht so sehr geehrt wird und sich so zur Vertraulichkeit neigt, wie es bei der vertrauensvollen Hingabe der Fall ist, bedarf keiner Erwähnung. Gereicht es denn einem Vater zur Freude, wenn ein Kind, mit dem er es doch gut meint, sich scheu fernhält und trotz aller gütigen Zusicherungen vor ihm bangt und zittert? Und gar erst, schenkt er diesem seine ganze Liebe und Vertraulichkeit? Dazu kommt dann noch, daß solche fürchtende Seelen sich unnötigerweise Leben und Sterben erschweren. Gestand doch ein gut katholischer alter Arzt aus seiner Erfahrung heraus, daß er Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechtes sich von all seinen Kranken am meisten vor dem Tode habe fürchten sehen. Verallgemeinert wäre solches Urteil entschieden falsch, aber wahr bleibt es doch, daß oft solche, die am wenigsten Grund hätten, am meisten sich vor dem Tode ängstigen? Warum? Weil es an der rechten Selbst- und Fremderziehung fehlte. Man wurde zu viel zur einseitigen Furcht angeleitet und hat sich dann selbst so einseitig weiter gebildet. Alles das ist Grund genug, selbst wieder mehr das Vertrauen zu pflegen und es unseren Pflegebefohlenen wieder mehr einzulößen.

* * *

Zu diesem Zwecke täte wohl zu allererst ein rechter Gottesbegriff not.

Wenn so viele in der Furcht stehen bleiben, so kommt es daher, weil sie sich eine trübe Vorstellung von Gott machen. Sie sehen in Gott nur einen äußerst gestrengen Herrn, der sie und die Welt nur geschaffen hat, um seine Herrscherrechte ausüben zu können, der unerbittlich mit strenger Miene Unterwerfung und harten Frondienst von ihnen verlangt, zu diesem Zwecke die schwersten Pflichten und Gesetze auferlegt, mit gestrengem Blicke auf ihre Erfüllung achtgibt und bei den kleinsten Verfehlungen sofort Zorn und Strafen bereit hält. Nach höherer Vollkommenheit Strebende plagt er dazu noch mit inneren Einsprechungen, verlangt ihnen halb dieses, halb jenes Opfer ab, so daß sie keinen Augenblick zur Ruhe kommen — denn was gilt solchen Seelen nicht alles als „Einsprechung des Heiligen Geistes“! — Wird das eine oder andere Opfer nicht gebracht, die eine oder andere Einsprechung nicht befolgt, oder kommt sogar ein Fehler vor, dann ist es mit der Freude Gottes an einem und mit seiner Freundschaft sofort aus. Gott zieht sich und seine Gnade zurück und am Ende droht das strenge Gericht und ein endloses Fegefeuer, wenn nicht gar die Hölle. Daß Gott vergebe, hat man vernommen, traut aber dem Wort nicht recht, wagt auch nicht, zutraulich zu Gott zu reden, sondern geht bei all seinem Mühen ganz darin auf, Sündenstrafen abzutragen und Gottes Zorn zu besänftigen. Man dient Gott, aber keuchend unter seinem Joche und ihn fürchtend, verkehrt mit ihm nicht wie ein Kind mit dem Vater, sondern steht zu ihm wie ein scheuer Sklave zu seinem harten, lieblosen Herrn.

Ist ein solcher Gott der Christen Gott? Oder nicht vielmehr der der Pharisäer- und Schriftgelehrtenschule? Geht Christi Bemühen nicht ganz darin auf, an seine Stelle den Vater-Gott zu setzen, uns aus dem Angst- und Zwangsdienst des alten Gesetzes zu befreien und die Ueberzeugung beizubringen, daß wir von Gott als Kinder angenommen sind und dementsprechend unsere Stellung zu ihm als Kindesverhältnis ansehen dürfen und sollen? Wer Christi Lehre folgt, der sieht in Gott auch seinen Herrn, aber im Gewande des Vaters, der uns nicht wie Knechte nur in seinen Dienst genommen hat, uns der Arbeit entsprechend lohnt oder straft und dann entläßt, sondern der persönliche Liebe uns entgegenbringt, mit uns vertraulich verkehren und einst mit uns dauernd liebende Gemeinschaft pflegen und uns in den Mitbesitz seiner Güter einsetzen will. Dazu, abgesehen von seiner eigenen notwendig damit verbundenen Ehre,

hat er uns geschaffen. Liebe also hegt er als Grundzug seines Wesens gegen uns, Wohlwollen, Güte, den Wunsch, uns gut zu sein und uns zu beglücken. Erläßt er Gesetze, stellt er Forderungen, verlangt er Arbeit und Opfer, so doch nie wie ein harter Gewaltherrscher, der wie mit Peitschenhieben die letzten Leistungsmöglichkeiten aus seinen Sklaven herauspreßt, sondern wie ein Vater, der nur verlangt, was er höherer Zwecke wegen für notwendig erachtet, die Leistungen der Leistungsfähigkeit der Kinder anpaßt, in Güte die Forderungen stellt und nach getaner Arbeit den Kindern auch gerne Ruhe und Erholung gönnt und sie ihnen durch seine vertraulich-persönliche Gegenwart noch versüßt. Kommen Fehler vor, weiß er wohl zu unterscheiden, ob es nur Schwachheits- oder aber Bosheitsfehler sind. Auf ein demütiges und reuiges „Verzeihe mir, Vater“ hin, läßt er die ersteren großmütig nach; letztere weiß er durch Strafen zu ahnden; gewahrt er aber, daß das Kind unter den Schlägen seinen starren Sinn beugt, unter Tränen reumütig um Verzeihung fleht und ernste Besserung verspricht, dann legt er auch da die Rute beiseite und zeigt sich gütig, als wäre nichts Schlimmes geschehen.

Und nicht nur einmal, nein, des öfteren zeigt er solch erbarmende und versöhnliche Nachsicht. Und hat das Kind die Fehler abgelegt und sich zum treuen Menschen herangebildet, verbrennt er die Rute und schenkt dem Sohne sein Vermögen. Alles Befehlen und Strafen stand nur im Dienste seiner Liebe und des Wunsches, sein Kind gut und glücklich zu sehen. Wo er den Zweck der Strafe, die Besserung, erreicht sieht, da fühlt er sich nicht veranlaßt, sie noch fortzusetzen. Sie ist für ihn weit mehr eine poena medicinalis als eine poena vindicativa. Ob letztere nicht oft zu viel betont und dadurch der Vater-Gott zugunsten des Herrn und Wächters der sittlichen Weltordnung zu viel zurückgedrängt wird? „Wie gut ist doch Gott“, rief einmal der heilige Ignatius von Loyola aus, „unsere Sünden verzeiht und vergißt er, unsere Tugenden behält und belohnt er.“

Soldhergestalt ist der Gott, wie Christus ihn uns im Gegensatz zu dem Schriftgelehrtentum seiner Zeit kennen lehrt, und wo der im Mittelpunkt des ganzen geistlichen Lebens steht, da wird dieses von selbst vertrauensvoller, liebebetonter und damit sonniger und vollkommener; denn „die Liebe ist das Band der Vollkommenheit“. Steht morgens beim Erwachen der neue Tag als düsterer Regentag vor unserem Auge, ist die ganze Stimmung des Tages zu Ernst und

Wißn. ut geneigt, steigt er dagegen in strahlendem Sonnenglanz herauf, dann jauchzt es in unseren Herzen auf und wir vollführen frohgemut unsere Werke bis zum Abend. Ähnlich ist es mit dem Gottesbegriff. Je nachdem er düster oder sonnig ausfällt, wird sich über die ganze Frömmigkeit düstere Schwermut oder freudige Sonnigkeit lagern. Alles hängt in erster Linie also davon ab, daß wir uns und unseren Anbefohlenen den rechten Gottesbegriff zu eigen machen. Leider geht hier, besonders seit den Tagen des Jansenismus, noch zu viel vom Schreckensgott in der asketischen Literatur um.

* * *

Ist der Gottesbegriff wieder richtiggestellt, werden die beängstigenden Schatten auch aus den verschiedenen Frömmigkeitsgebieten weichen.

Es werden gutgesinnte Seelen nicht mehr jeden Augenblick fürchten, nie genug getan, Gott nie zufriedengestellt, immer wieder seinen Zorn verursacht und seine Gnade verscherzt zu haben. Sie werden sich sagen, daß der Vater mit dem, was ihr tägliches Leben bringt, zufrieden ist, und wenn er noch besondere Opfer wünscht, sie ihnen nur in bescheidenem, leicht erträglichem Maße auferlegen wird, daß Gott die Seinen keineswegs in enge Panzer einschnürt und ihnen jeden frohen Herzensaufschwung unmöglich macht, sondern ihnen gern auch Ausstrahlung zuteil werden läßt. Sie werden den ihnen angezwungenen Saulspanzer, der ihr geistliches Leben so unfroh und unerträglich machte, ausziehen und wie David, uneingeengt durch Starrheit, zu den ihnen liegenden Waffen greifen und munter und ungezwungen den Goliath besiegen und für Gott streiten. Gott verlangt von keiner Seele mehr, als sie mit seiner Gnade leicht bewältigen kann. Sein Joch soll im Gegensatz zu den Pharisäern, die mit immer neuen und kleinlichen Vorschriften das Herz einengten, sanft und seine Bürde leicht sein. Er räumt mit all den die Menschen jeden Augenblick außer Atem haltenden Anforderungen auf; wird das Große des Gesetzes erfüllt, ist er zufrieden. Ein Wink für solche Seelen und Seelenführer, die da glauben, der Vollkommenheit halber sich und anderen jeden Augenblick neue Depferchen auflegen zu müssen und so in ewigem Zwang leben! Besonders bei Ordensleuten ist doch das, was zur Vollkommenheit führt, durch die Gelübde, Regeln, Tagespflichten schon genau festgelegt. Warum diese damit

quälen, jeden Augeablick noch nach neuen Dapferchen zu suchen, und, falls diese nicht gebracht werden, sich in Unruhe ob der Untreue zu vergraben? Liegt hier unter dem Scheine des Guten nicht oft eine Versuchung des bösen Feindes verborgen, der nur den Frieden und das Gottvertrauen rauben will? „Die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Vertrauen, Sanftmut“ (Gal 5, 22). Wo diese gestört werden durch zu große und ängstliche Selbstaufpeitschung, da weht nicht der Heilige Geist. Was gegen diese spricht, „ist kein Gesetz“ (Gal 5, 29), sondern Täuschung. Gute Seelen schnürt der Heilige Geist nicht ein, noch weniger veranlaßt er sie, sich mit zu viel besonderen Opfern zu überladen und dadurch traurig, verzagt zu werden und an ihrem ewigen Heile zu verzweifeln. Ordensleute, und das gilt auch von anderen ernst strebenden Seelen, gewöhne man deshalb daran, die ihnen durch ihre Pflichten vorgezeichneten Opfer freudig zu bringen und dann froh aufzuatmen in dem Gedanken, Gott zufriedengestellt zu haben. Wünscht Gott noch andere Opfer, wird er es schon kundgeben und damit Frieden und Ruhe verbinden. „Gott verlangt doch so wenig“, meinte der fromme P. Eberschweiler S. J., „befolgen wir nur unsere Regel, so ist er zufrieden.“

* * *

Vom Vater-Gott fällt sodann auch Licht auf ein Zweites, das guten Seelen so viel Grund zum Mißtrauen bietet: die Sünde.

Wie viele, auch durchaus nicht strupulöse Seelen, nehmen die Vergebung begangener und gebeichteter Sünden zwar gläubig an, wagen sich aber der vertrauenden Sicherheit und Freude doch nicht recht hinzugeben. Immer will es ihnen scheinen, als sei doch noch nicht alles ganz in Ordnung, als sei Gott doch nicht so ganz versöhnt, als bleibe bei ihm doch noch eine gewisse Kälte zurück. Und doch ist solche Auffassung unrichtig, denn auch sie beruht wieder auf einem falschen Begriff von Gott, wiederum dem eines unerbittlichen und launenhaften Gewaltherrn, der heute zwar seinen Zorn einstellt, morgen aber ihn wieder aufleben läßt und dem Knecht die alten Sünden bei nächster Gelegenheit wieder vorhält. So handelt kein rechter Vater. Was er einmal verzeiht, das verzeiht er ganz. Von Gott heißt es darum: „Barmherzig ist der Herr und gnädig, langmütig und erbarmungsreich. Nicht wird er zürnen fort und fort,

noch wird er ewig grollen. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden, vergilt uns nicht nach unseren Missetaten. Denn wie der Himmel von der Erde weit, ragt mächtig sein Erbarmen über alle, die ihn fürchten. Wie weit der Aufgang fern vom Untergang, so weit warf er hinweg all unsere Sünden. Wie sich erbarmt ein Vater seiner Kinder, erbarmt der Herr sich aller, die ihn fürchten. Er kennt ja unser schwach Gebilde, er weiß, wir sind nur Staub" (Ps. 102, 8—14). Deshalb sagt ja auch der göttliche Heiland betreffs des Bußsakramentes: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen" (Jo 20, 23). Das ist doch auch ein Glaubenssatz, dem wir unbedingt vertrauen können und müssen. Da noch hängen, ob auch wirklich alles mit Gott wieder in Ordnung sei, ist Kleinglaube. Eine Klosterfrau, die schrieb, sie vertraue ihre vergangenen Sünden dem Heiland an, er werde schon alles ordnen, antwortet darum der vorhin erwähnte P. Eberschweiler: „Sie schreiben . . . so viel als möglich suche ich sie (die früheren Sünden) zu vergessen, sagen Sie lieber, sie liegen zu lassen, mich nicht mehr darum zu kümmern. Da ist nichts mehr zu ordnen. Das Vergangene ist geordnet, und es ist nicht der barmherzigen Liebe Jesu zu überlassen als etwas, was erst zu ordnen wäre, sondern als etwas, das er durch seine barmherzige Liebe geordnet hat und deshalb Dankbarkeit erwartet, aber ohne jede Besorgnis, als ob doch etwas nicht im Reinen wäre."

Wie wahr und weise solche Worte! Möchten doch alle Seelenführer die ihnen anvertrauten Seelen zu solch unbedingtem Vertrauen auf die gänzliche Vergebung und zur Aufgabe aller weiteren Besorgnisse erziehen, ganz nach dem Beispiele des Heilandes, der ja zum Sichtbrüchigen das schöne Wort sprach: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind (dir) vergeben" (Mt 9, 2). Wer einmal gut beichtete, ließ alle Sünden hinter sich wie der ans Land steigende Seefahrer das stürmische Meer. Zur Sicherheit in Gott, zur Dankbarkeit gegen Gott, zu erhöhter Liebe und größerem Zutrauen zu ihm, der so vieles gütig erließ, soll das Andenken an frühere gut gebeichtete Sünden anregen, nicht aber zur Furcht, Angst und Verzagttheit. Ob letztere nicht häufig darauf zurückzuführen sind, daß man bei Exerzitien und Missionen bisweilen zu viel auch gute Christen anhält, immer wieder der alten Sünden zu gedenken? Demut will man damit wecken und erzeugt oft nur Kleinmut und Unsicherheit.

Jedenfalls müßte bei solchen Rückblicken eingehend betont werden, daß die einmal gut gebeichteten Sünden für immer getilgt sind und vor Gott nicht mehr störend wirken, daß diese im Gegenteil um so mehr Grund enthalten, Gott zu vertrauen, da er so vieles so bereitwillig und gänzlich erließ.

Größere Störung des Friedens als die vergangenen Sünden pflegen bei Gutgesinnten oft neu begangene Sünden zu verursachen. Man ward vielleicht nach langer Zeit der Gottestreue von einem schwereren Fehltritt überrascht, oder trotz der besten Vorsätze ertappte man sich doch wieder bei den alten Charakterfehlern, und da kehrt dann die alte Klage wieder: „Nun ist Gott erzürnt, nun zieht er sich zurück“, und es fehlt an Mut, vertraulich Gott zu nahen.

Wohl ist Gott über ganz freiwillige Sünden erzürnt, aber er weiß wie ein Vater auch wieder zu verzeihen und Nachsicht zu üben. „Er kennt das Gebilde, aus dem wir sind.“ Erblickt er einerseits in der Sünde ein großes ihm angetanes Unrecht, so schaut er anderseits in ihr das größte seinem Kinde zugestoßene Unglück, und darum ist er des Erbarmens und der Hilfsbereitschaft voll. Hat er doch auch seinen göttlichen Sohn zu dem Zwecke gesandt, den Sündern ihre Last abzunehmen und sie mit dem Vater wieder zu versöhnen. So manche gute Seelen meinen nach Sünden: „Was mag jetzt der Heiland von mir denken? Wie wird er mir zürnen!“ Sie vergessen, daß sein Zorn nur den unbußfertigen Sünder trifft, daß auf den reuigen Sünder aber seine barmherzige Liebe wartet, um wie ein Arzt die Wunden seiner Seele zu heilen. „Du kannst es nicht glauben“, sprach er einst zur Schwester Benigna Consolata, „welch eine Freude ich empfinde, wenn ich mich als Heiland betätigen kann. Dann finde ich meine größte Befriedigung: ich stelle die schönsten Meisterwerke aus jenen Seelen her, die ich aus dem tiefsten Elend und aus dem Schmutz herausgezogen habe Wo guter Wille ist, da kann ich wirken. Meine Liebe geht darauf aus, all dieses Elend zu verzehren, und je mehr eine Seele davon aufweist, aber demütig und zerknirscht dabei ist, um so mehr Freude bereitet sie mir, weil sie mir mehr Gelegenheit gibt, meine Sendung als Heiland auszuüben. Doch was ich besonders sagen will: Die Seele soll niemals Angst vor Gott haben.“

Ob diese Worte eine wirkliche Offenbarung enthalten oder nicht, auf die Frage kommt es jetzt nicht an. Jedenfalls enthalten sie eine

dogmatisch feststehende Wahrheit. Das ist das Wesentliche. Nicht brennt der Heiland darauf, die begangenen Sünden zu strafen, sondern er sehnt sich, an einer sündig-reuigen Seele seine Heilands-tätigkeit ausüben und an ihr sein Leiden und seine Verdienste nutz-bar machen zu können. Sagt doch auch der heilige Johannes: „Meine Kinder, das schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt. Wenn aber jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater: Jesus Christus, den Gerechten. Er ist die Sühne für unsere Sünden, und nicht allein für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt“ (1 Jo 2, 1. 2.). Wie wenig aber ist dieser Gedanke: Jesus kommt uns nach der Sünde als Fürsprecher, dazu noch mit all seinen Ver-diensten beim erzürnten Vater zu Hilfe, lebendig! Wäre er es statt des anderen: „Nun ist auch noch der Heiland dir abgeneigt“, wieviel Kleinmut würde alsdann schwinden! Wieviel Vertrauen die Herzen ermutigen!

* * *

Mit der Sünde hängt nun wieder ein Anderes zusammen, das viele gute Seelen nicht zur Ruhe kommen läßt: die Angst vor dem Gericht. Denken sie daran, so steht vor ihrem Auge einzig der strenge Richter in unnahbarer Majestät, mit zornerfüllter Miene, ein Richter, der mit gebieterischem Blick alle Winkel der Seele durchsucht und erbarmungslos die strengsten Strafen auch über die kleinsten Fehler verhängt.

Wohl ist Gott nach dem Tode ein strenger Richter, aber man übertreibe auch da nicht; denn einmal hat er jedes Gericht dem Sohne übertragen. Schon das gibt dem Gericht ein anderes, tröst-licheres Gesicht. Die unverhüllte reine Majestät Gottes erschreckt uns, den Heiland aber kennen wir aus seinem Leben und Wirken. Dazu ist er unseres Geschlechtes; und muß er auch unerbittlich nach Befund die Seelen richten, so läßt doch der Umstand, daß er richtet, das Bangen nicht aufkommen, das uns befällt, wenn wir uns als Richter nur Gott in seiner unendlichen Hoheit und Erhabenheit vorstellen.

Sodann: der Menschensohn richtet uns! Es erwartet also alle Gutgesinnten ein Richter, der sie liebt, mit dem sie durch Glauben und Liebe verbunden waren, für den sie manches Opfer brachten, und der sich ihnen so oft in der heiligen Kommunion selber schenkte. Dieser Richter sieht seinen Getreuen mit unendlicher Liebe ent-

gegen und er ist vor allem darauf bedacht, zunächst das Gute an ihnen zu entdecken und zu belohnen. „Ich kenne deine Werke, dein Mühen und dein Dulden, ich weiß, daß du die Bösen nicht ertragen kannst und jene, die sich für Apostel ausgeben, ohne es zu sein, auf die Probe gestellt und als Lügner erfunden hast. Auch hast du Geduld, hast um meines Namens willen gelitten und bist nicht ermüdet“ (Eph 2, 2. 3.) — „Ich kenne deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben, deine Dienstleistung und deine Geduld; ich weiß, deine letzten Werke zeigen Fortschritte gegenüber den früheren“ (Eph 2, 19). Mit diesen und ähnlichen Worten beginnt er ja sein Gericht über die Vorsteher seiner Kirchen. Sollte es droben da wohl anders sein? Und wäre er gerecht, wenn er nicht zuerst das geschehene Gute anerkennen würde? Stellen wir darum das Gericht nicht so dar, als ob es nur in Bestrafung des Bösen bestünde, als ob es nur ein Strafgericht wäre!

Allerdings rügt und straft Gott auch das vorgefundene Böse. Aber was findet sich davon bei solchen, die sich bemühten, ihm treu zu dienen, noch vor? Manche gute Seelen bliden zum Gericht nach dem Tode hinauf, als ob dort alle jemals begangenen Sünden aufs neue untersucht und abgeurteilt würden. Wir sahen aber schon, daß die einmal in der Beicht vergebenen Sünden für immer vergeben sind und darum als Schulden im Gericht nicht mehr zur Sprache kommen. Sie sind für Christus im Gericht erledigt, weil sie durch ihn schon früher in der Beicht gerichtet und nachgelassen wurden. „Mit Unrecht“, schreibt wiederum P. Oberschweiler, „nennen Sie Ihre Vergangenheit eine traurige. Das ist auch keine Demut. Die Demut ist Wahrheit. Sie sieht die Rechnung, aber auch die Quittung und beachtet sie wohl mit dankbarem Herzen, zumal sie mit Christi Blut geschrieben ist.“ In der That! Darf man einen Alltagsvergleich gebrauchen: jeder hat sein Konto im Hauptbuch Gottes. Jede Sünde belastet die Soll- oder Debet-Seite, aber jede gute Beicht auch die Haben- oder Kredit-Seite mit derselben Summe. Beichtet nun ein Christ regelmäßig und gut, so gleichen sich die Posten hüben und drüben aus, und für das Gericht bleiben nur die Sünden seit der letzten Beicht, oder fand diese kurz vor dem Hinscheiden mit den zugleich verbundenen anderen Sterbesakramenten statt, so ist von Sünden nichts mehr übrig.

Aber die Sündenstrafen? Gewiß, leugnen und verkleinern wir sie nicht! Aber wird nicht durch jede Beicht, durch jedes gute

Wert und ganz besonders durch geduldig ergebene Hinnehmen des Todes, der, als härteste Buße gedacht, nun doch auch überragenden Bußwert und hohe Sühnekraft besitzt, vieles, ja wohl der größte Teil derselben erlassen? Und dann die heilige Delung! Ist sie denn nicht besonders zur Tilgung aller Folgen der Sünde eingesetzt? Heißt, von ihr kaum etwas erwarten, dem Werke und Willen Christi nicht seinen Wert und seine Wirksamkeit absprechen? Haben wir es zudem nicht wieder mit dem Vater-Gott zu tun, der dem Knecht auf seine Bitten hin zehntausend Talente erließ? Und mit dem Heiland, der zu dem Schächer sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Lk 23, 43)? Soll also ein sich redlich um Gott bemühen der Christ sich so vor dem Gericht fürchten, wie es leider so oft geschieht? Heißt das nicht wiederum in Gott einen Tyrannen erblicken, der wohl allerlei Zusicherungen und Heilmittel gibt, ihnen im Ernstfalle aber ihre Kraft wieder nimmt? Anders und richtiger dachte da ein frommer Benediktinerbruder, der, wie P. von Der einmal berichtet, auf dem Sterbebett von seinem Obern gefragt, ob er Gott im Gericht nicht fürchte, in seiner einfältig frommen Art antwortete: „O nein! Wir zwei werden schon miteinander fertig.“ So denkt eine Seele, der Gott der Vater-Gott und Christus wahrhaft der Erlöser geworden ist!

* * *

Mit dem Gedanken an das Gericht ist nun noch ein letzter, der so vielen Seelen Zukunft und Gegenwart verdüstert, verbunden: der an das Jegeseuer. Wiederum liegt es fern, seine Bedeutung und Schwere leichter Weise herabsetzen zu wollen, aber man übertreibe auch nicht! Es darf zunächst nicht übersehen werden, daß es doch auch sehr viele Lichtseiten im Jegeseuer gibt. Die vollkommene Sicherheit, nunmehr allen Seelengefahren für immer entronnen und Gottes Freund zu sein, ewig den Auserwählten anzugehören, den Himmel gewiß zu haben, Gott nie mehr beleidigen zu können — das sind jedenfalls Wahrheiten, die jede gottliebende Seele, wie es die „armen Seelen“ ja alle sind, mit überaus großer Freude erfüllen muß.

Andererseits sind die Leiden gewiß groß, besonders die der einstweiligen Gottesferne, aber man übersehe auch dabei nicht, daß sie von den armen Seelen als ein Bedürfnis und als ein Mittel, die

zwischen ihnen und Gott noch bestehende Kluft zu überbrücken, klar erkannt und darum, ähnlich wie es bei manchen mystischen Leiden hienieden schon der Fall ist, mit großer Bereitwilligkeit, ja mit einer gewissen heiligen Sehnucht übernommen und begrüßt werden. Was sodann die Sinnesleiden anbelangt, so werden auch sie schwer sein, aber auch da halte man Maß. Schilderungen hört man in Armen-seelenpredigten und liest man in „Armen-seelengeschichten“, daß auch dem Besten der Atem vergeht und ihm der Angstschweiß auf der Stirne steht. Dadurch gerade wird so viel Zutrauen zu Gott in Angst vor ihm verwandelt und das Sterben so unendlich vielen ershwert. Manche Prediger und Schriftsteller scheint geradezu eine Lust zu befallen, in solch schaurigen Darstellungen ihr Möglichstes zu tun. Aber es sei die Frage gestattet, wo in der Heiligen Schrift sowohl, wie in der feststehenden Lehre, wo besonders in der Lehre des Heilands sich der solide Untergrund für derartige Schilderungen finde? Was sodann sogenannte „Gesichter“ anbetrifft — wie wenig Sicherheit können sie, auch wenn sie von „frommen Personen“ ausgehen, verbürgen! Daß solche, die nach langem Sündenleben erst auf dem Sterbebette sich bekehren, oder jene, die mit großen Gnaden von Gott bedacht, ihr doch beharrlich freiwillig und geringschätzend widerstanden, für gewöhnlich eine schwere Strafe zu gewärtigen haben, scheint ohne Zweifel nur zu wahr. Ich sage: für gewöhnlich, denn aus dem Evangelium ersehen wir, wie Gottes Freigebigkeit auch da bisweilen plötzlich alles erläßt. Aber kann man annehmen, daß sonst gute Seelen, Priester, die für Gott tren arbeiten, Ordensfrauen, die ihr ganzes Erdenglück ihm opferten und sich in Werken der Barmherzigkeit verzehrten, Familienväter und Mütter, die alle Mühen und Lasten für ihr trugen, wegen der ihnen noch anhaftenden, oft doch kleinen Mängel so lange und hart gepeinigt werden, wie es in derartigen Büchern oft geschrieben steht? Wäre Gott dann wirklich der Vater-Gott, wie Christus ihn schildert? Man übersehe doch nicht, daß die Hölle zwar der Strafort für Gottes Feinde, das Fegefeuer aber der Läuterungsort für Gottes Kinder ist, die er liebt. Aber die Gerechtigkeit Gottes? Wir sahen: ihr ist in vielem schon durch die Rechten und guten Werke Genüge geschehen, so daß bei sonst guten Seelen wohl nicht mehr viel abzubüßen bleibt, und daß neben der Gerechtigkeit Gottes seine Vatergüte wohnt, die auch für ihre Kinder im Fegefeuer noch Trost bereit hält.

Damit wären einige der Hauptanstöße für das Vertrauen beseitigt. Verfehlt wäre es freilich, die Furcht Gottes beiseite schieben zu wollen, aber scheinen will es doch, daß ihr zuliebe in der bisherigen Seelsorge und Askese stellenweise das Vertrauen zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Um mit aller Kraft von der Sünde abzuschrecken, häufte man oft zu einseitig die Furchtmotive und vergaß, daß man dabei ebenso wie von der Sünde die Gläubigen von Gott abschrecke. Gebe uns Gott die Gnade, in der heutigen schweren Zeit durch alle Wolken der Furcht doch das gütige Antlitz des Vater-Gottes wieder aufleuchten zu lassen — ungezählten gequälten Herzen zur Erlösung!

Der heilige Franz von Sales schreibt an die heilige Franziska von Chantal: „Aber, meine Tochter, ich bitte Sie, daß alle Betrachtungen über die vier letzten Dinge enden mit dem Vertrauen und nicht mit der Furcht und dem Schrecken; denn, wenn sie mit der Furcht schließen, sind sie gefährlich, vor allem die über den Tod und die Hölle“ (Oeuvres de sainte Chantal, XIII, p. 59). Welch einen Gegensatz bildet zu diesen weisen Worten Massillon, wenn er z. B. in seiner Predigt Sur l'Inconstance den Hauptsatz aufstellt: „Alle Quellen des Heils, nützlich zur Bekehrung anderer Sünder, werden unnütz für die unbeständige Seele; das besagt, daß die Unbeständigkeit auf den Wegen Gottes eines jener Merkmale ist, die kaum noch Hoffnung auf Heil läßt“ und wenn er dies dann in drei Teilen eingehend zu beweisen sucht, so daß am Ende der Predigt der Zuhörer unbedingt den Schluß ziehen muß, für ihn sei doch alles vergebens!

Spendung der heiligen Sakramente bei den Orientalen.

Von P. Franz Dunkel O. M., Jerusalem.

(Fortsetzung.)

IV. Kommunionritus bei den Kopten.

Kopten (aus dem arabischen Qibt, fehlerhafte Aussprache für Qibt, d. i. Aegyptos) nennen sich die seit Patriarch Dioskur von Alexandrien, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts monophysitischen Nachkommen der alten Aegyptier im Gegensatz zu den wenigen griechischen und rechtgläubig gebliebenen Melchiten (seit Photius schismatisch) und zu den mohammedanischen Fellachen. Ihr Glaube

an die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente läßt nichts zu wünschen übrig. Kaum eine andere Liturgie spricht so klar und deutlich die Lehre von der Wesensverwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi aus, wie die koptische. So betet z. B. der Priester kurz vor der heiligen Kommunion folgenden herrlichen Glaubenssatz: „Dies ist wahrhaftig der Leib und das Blut unseres Gottes Emanuel. Amen. Ich glaube, ich glaube, ich glaube, d. h. ich glaube fest und unerschütterlich und bekenne bis zum letzten Atemzug, daß dieses ist das lebendige Fleisch, welches dein eingebornen Sohn, unser Herr und Gott, unser Erlöser Jesus Christus angenommen hat von Unserer Lieben Frau, der heiligen Gottesmutter Maria.“

Das heilige Messopfer feiern sie nur an Sonn- und Feiertagen und bei besonderen Anlässen, wie Hochzeit, Priesterweihe und dergleichen. Nur eine heilige Messe ist an dem einen Tage an demselben Altare gestattet.

Die Hostie ist gesäuertes Brot und stets frisch gebacken; sie hat etwa 6 bis 7 cm Durchmesser und ist 2 cm dick. Sie trägt ein Kreuz eingepreßt, bestehend aus zwölf Feldern, von denen jedes wiederum ein Kreuz trägt. Der Längsbalken zählt acht Felder (d. h. in zwei Reihen neben einander vier) und die Querbalken je zwei. Rund um den Rand herum läuft die griechische Inschrift: Hagios o Theos, Hagios ischyros, Hagios Athanatos (Sanctus Deus, Sanctus Fortis, Sanctus Immortalis). Meistens sind noch fünf kleine Löcher eingedrückt zur Erinnerung an die fünf Wunden des Herrn. Die zwölf Felder sollen die zwölf Apostel versinnbilden. Die vier mittleren werden „Isbodikon“ (despotikon Sôma = Fronleibnam) genannt und bei Brechung der Hostie in den Kelch gelegt. Gewöhnlich werden drei Hostien gebacken, von denen der Priester eine zur heiligen Messe auswählt, die anderen werden als „Antidoron“ gebraucht.

Der Wein ist Rosinenwein,¹⁾ den sie gären lassen. In Oberägypten soll man statt dessen auch zuweilen Dattelwein nehmen, der natürlich zur Feier der heiligen Messe ungültig ist.

Die Geistlichkeit ist durchschnittlich wenig gebildet und kann kaum koptisch lesen und noch viel weniger verstehen. Zum besseren Verständnis steht deshalb die arabische Uebersetzung immer nebenan. Eine Eigentümlichkeit der koptischen Liturgie findet sich in der sogenannten Epiklese, die seltsamerweise sich nicht wie die der übrigen Orientalen an Gott den Vater richtet, sondern an Christus. — Nach der Brechung der Hostie taucht der Priester seinen Finger in den Kelch und bezeichnet mit dem angefeuchteten Finger die heilige Hostie mit dem Kreuzzeichen. Wenn er das „Isbodikon“ in den

¹⁾ Vino di zibibbo . . . osservato ed imposto da essi come un precetto dogmatico, talmente che il celebrare con vino di uva per quei popoli sarebbe oggi un scandalo (Card. Massaja, 35 anni di Missione nell' alta Etiopia, 111, 36).

Kelch legt, betet er das oben erwähnte glaubensvolle Gebet. Dann kommuniziert er und reicht dem Klerus und Volk die heilige Kommunion. Zuerst empfangen die Männer (Knaben, Sängler, Diakonen) die heilige Kommunion unter der Brotsgestalt am Altare. Sie haben dabei ein Tüchlein in der Hand, das sie nach Empfang der heiligen Kommunion vor den Mund halten. Dann bringt der Priester den Frauen an der Tür der linken Kapelle ebenfalls die Kommunion zunächst nur unter Brotsgestalt. Danach wendet er sich zu den Gläubigen und geht zum Altar zurück, während das Volk laut betet: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Dann kommen die Knaben und Männer noch ein zweites und drittes Mal (oft auch kleine Mädchen von sechs bis acht Jahren), so lange, bis die Gestalten zu Ende sind. — Alle empfangen darauf in derselben Reihenfolge und Ordnung das kostbare Blut unter Weinsgestalt mit einem Löffelchen. Zuerst wieder Knaben (kleine Mädchen) und Männer, und dann die Frauen. Diese bieten bei dieser Gelegenheit auch ihre Säuglinge dar. Der Priester steckt ihnen den Löffel in den Mund oder taucht den Finger in den Kelch und läßt ein Tröpfchen in den Mund des Säuglings fallen. — Nach der Kommunion trinken sie einen Schluck Wasser (das „Wasser der Bedeckung“). Wenn der Priester von den Frauen zurückkommt, ruft das Volk wieder laut: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn.“¹⁾

Die unierten Kopten befolgen denselben Ritus. Die Synode der katholischen Kopten vom Jahre 1898 ordnete den Kommunionritus wie folgt:

1. Der zelebrierende Priester reicht sich selbst mit eigener Hand den Leib des Herrn und danach den Kelch und trinkt daraus.
2. Den nicht zelebrierenden Priestern wird in der heiligen Messe vom Zelebranten zuerst der Leib des Herrn, dann der Kelch gereicht. Bei dem Empfange der heiligen Kommunion soll der Priester wenigstens Albe und Stola tragen.
3. Wenn der Patriarch oder der Bischof in seiner Diözese der heiligen Messe eines Priesters beivohnt und in derselben kommuniziert, dann empfängt er nicht die Kommunion aus der Hand des Priesters, sondern geht nach der Brechung der Hostie an den Altar und, nachdem er das Gebet der Absolution und Glaubensbekenntnis verrichtet, kommuniziert er sich selber mit eigener Hand.
4. Nach der Kommunion des Priesters reicht der Zelebrant dem Diakon zunächst den Leib des Herrn und danach einige Tropfen des kostbaren Blutes mit dem Löffelchen.
5. Die niederen Kleriker (Subdiakon und Lektoren) sowie die Laien empfangen die heilige Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten, d. h. unter der Gestalt des Brotes, die in das

¹⁾ So in Kairo nach Angaben des Dr. Graf.

kostbare Blut eingetaucht wurde. Die Austeilung geschieht mit Hilfe eines Löffelchens.

6. Im Auftrage des Bischofs und mit dessen oder des Priesters Erlaubnis kann auch der Diakon dem niederen Klerus und dem Volk auf obige Weise die Kommunion austheilen.

7. Außerhalb der heiligen Messe wird die heilige Kommunion nur unter der Gestalt des gesäuerten Brotes ausgeteilt, ebenso den Kranken.

Bei den katholischen Kopten wird nämlich die heilige Eucharistie nur unter der Gestalt des Brotes aufbewahrt, wie bei uns, die wenigstens alle 14 Tage erneuert werden soll.

Wie wir früher bei den Syrern gesehen, ist es bei den katholischen Syrern Vorschrift, der Hostie „*paululum salis*“ beizumischen; bei den Kopten jedoch ist dieser Brauch verboten. „*In hostiarum pastam nihil salis juxta ritum nostrum . . . immittatur*“ (Syn. Alex. Copt. 88).

V. Der Kommunionritus bei den Abessiniern.

Die Christen Abessiniens unterstehen der koptischen Kirche und sind ganz von ihr abhängig. Ihr oberster Bischof, „*Abuna*“ genannt, ist stets ein koptischer Mönch, der ihnen vom koptischen Patriarchen zugeschickt wird. Die Priester sind sehr ungebildet und verstehen oft nicht die heilige Sprache (Ghez). Der Ritus ist dem koptischen ähnlich. Für die Hostie verwenden sie gesäuertes Brot von feinstem Mehl und immer nur frisch gebackenes. Es hat einen Durchmesser von etwa 10 bis 12 cm und ist nahezu $1\frac{1}{2}$ bis 2 cm dick. Die Hostie trägt ein Kreuz eingeprägt, bestehend aus neun Feldern, denen in den Ecken des Kreuzes noch vier weitere Felder zugefügt sind. Jedes Feld trägt wiederum ein Kreuz aufgedrückt. Lübeck meint in seinem genannten Artikel der Zeitschrift „*Priester und Mission*“, am Gründonnerstag bedienen sich die Abessinier des ungesäuerten Brotes zur Erinnerung an die Abendmahlfeier des Herrn (l. c. 68).

Auch Reginald Maxwell spricht in seinem Buche „*The Bread of the Eucharist*“ hievon, glaubt aber, daß diese Ansicht sich nur auf die Einsetzungsworte der äthiopischen Liturgie des heiligen Epiphanius stütze, die ungesäuertes Brot erwähne. „In jener Nacht, Donnerstag abends auf Freitag, als Er sich im Hause seines Freundes Lazarus niedergesetzt hatte, nahm Er ungesäuertes Weizenbrot, von dem man ihm zum Abendmahl gebracht hatte . . .“ Maxwell glaubt deshalb an diesem Gebrauch zweifeln zu dürfen. Und das mit Recht. Die Abessinier in Jerusalem, sowohl die unierten wie nicht unierten, wissen nichts von diesem Brauch. Sie feiern immer, auch am Gründonnerstag, die heilige Messe mit gesäuertem Brote. Der Wein ist wie bei den Kopten Rosinenwein. Nach Kardinal Massaja, der 35 Jahre in Abessinien als Missionär und Bischof tätig war, ist dies bei ihnen

gleichsam eine dogmatische Vorschrift, und das Volk würde Vergerniß nehmen, wenn jemand mit frischem Traubenwein konfektieren wollte. Leider hat dieser Wein aber von echtem Wein oft nichts weiter als den Namen. Sie nehmen nämlich einige getrocknete Trauben (Rosinen), zerstoßen sie und tun dies Pulver in Wasser, und glauben schon mit sieben bis acht Rosinen ein großes Glas Wasser in Wein verwandeln zu können. Der Kardinal gibt in seinem genannten Werke interessante Versuche wieder, die er anstellte, um einwandfreien Wein aus Rosinen herzustellen. Weinbau kennt man nämlich nicht in diesem Lande. Die abessinischen Priester lesen nur selten die heilige Messe, nur wenn sie durch eine Verpflichtung dazu genötigt sind. Da nur eine heilige Messe an einem Tage an ein und demselben Altare gelesen werden darf und man nur am Samstag (den sie so heilig halten wie den Sonntag) und an Sonn- und Feiertagen Messe zu lesen pflegt, so kommt es bei der großen Anzahl von Priestern vor, daß viele das ganze Jahr hindurch nicht zum Altare treten; wenn sie aber nicht zelebrieren, kommunizieren sie auch nicht. Ja die Priester und Mönche von hohem Ansehen und Ruf glauben sich ihrer Würde zu vergeben, wenn sie zelebrieren oder kommunizieren, denn beim Volke gilt das eine wie das andere als „Lohndienst“ (vgl. Kard. Massaja II). Die Priester sind oft ebenso unwissend wie die Laien und können nur besser lesen, ohne jedoch oft ein Wort zu verstehen. Der Kardinal Massaja erzählt, er habe Priester Messe singen hören, die die Rubriken sangen, als wären sie liturgischer Text (II, 152). Ihre Priesterweihe ist sehr zweifelhaft, da der „Abuna“ sich oft nicht an die vorgeschriebene Form hält. Meistens werden bis in die neuere Zeit gleich einige Hunderte auf einmal zu Diakonen und Priestern geweiht.¹⁾

Bei jeder Messe finden wir neben dem Zelebranten noch den Nakqa-Qasis, d. h. den assistierenden Priester, den Diakon und Subdiakon sowie wenigstens einen Aleriker. Der einen Messe, die nur zelebriert werden darf, wohnen gewöhnlich die übrigen Priester bei und antworten. Nach der Kommunion des Priesters spendet dieser seinem assistierenden Priester die heilige Kommunion unter den beiden getrennten Gestalten, und zwar legt er ihm die Brotsgestalt mit der Hand auf die Zunge und reicht ihm mit dem Löffelchen einige Tropfen des kostbaren Blutes. In derselben Weise findet die Kommunion der Priester und Diakonen statt. Die Austeilung der Kommunion an die Gläubigen geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit. Sind vor dem sonntäglichen Gottesdienst Kinder getauft

¹⁾ Verüchtigt war hierin der bekannte „Abuna Salama“ zu Massajas Zeiten. Als der Bischof Massaja ihn einst schriftlich bat, doch wenigstens das Sakrament der Priesterweihe gütlich zu spenden, erwiderte ihm Abuna Salama, es gezieme sich nicht, den Abessiniern die wahre Weihe zu spenden, und er begründete diese Meinung damit, daß er sagte: „Die Abessinier sind ja noch keine Menschen, sondern nur Affen“ (Massaja, I. c. II, 192).

worden, so wird diesen zuerst vor allen Gläubigen die heilige Kommunion gereicht, indem der Priester ihnen eine kleine Partikel, die er in den Kelch getaucht, an die Lippen hält, woran sie saugen, oder er taucht einfach den Finger in den Kelch und läßt ein Tröpflein des kostbaren Blutes auf die Zunge des Kindes fallen. An dieser Kommunion der neugetauften Kinder halten sie fest, weil sie glauben, daß die heilige Eucharistie gerade so wie die Taufe zum Heile notwendig sei, und daß somit kein sterbendes Kind selig werden könne, wenn es nicht auch die heilige Kommunion empfangen habe. Deshalb haben die katholischen Abessinier mit Recht diesen Gebrauch abgeschafft.

Bei Austeilung der Kommunion an die Gläubigen tragen die beiden Diakonen die Patene, auf der die heilige Hostie ruht, auf einer verhüllten Tragbahre vor dem Priester her. Die Patene liegt dabei in einer Art Kasten, der nach der Seite, die dem Priester zugewendet ist, offen ist. Der Priester lüftet den Schleier ein wenig und bricht kleine Teile von der Hostie ab und legt sie den Kommunikanten in den Mund, wobei er spricht: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi gereiche dir zur Heiligung der Seele und des Leibes. Amen.“ Danach reicht der Nakqa-Qasis (assistierende Priester) ihm einige Tropfen des kostbaren Blutes mit einem Löffelchen aus dem Kelch mit den Worten: „Das ist der Kelch des Heiles, der vom Himmel herabgekommen, das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi. Amen.“ Nur Kinder von sieben bis zwölf Jahren, Mönche und Nonnen empfangen die heilige Kommunion. Witwer und Witwen zählen zur Klasse der Mönche (Massaja, l. c.). Eine Aufbewahrung des Allerheiligsten kennen weder die Kopten noch die Abessinier. Man betrachtet die Eucharistie mehr als Opfer denn als Sakrament. Und wie im Alten Testament nichts vom Opfer übrig bleiben durfte, so glauben sie auch nichts zurückhalten zu dürfen.

Will daher ein Schwerkranker die heilige Bezehrung empfangen, so verständigt er zuvor den Priester. Dieser hält dann etwas von dem kostbaren Blute im Kelch zurück und legt in den Kelch eine Partikel der heiligen Hostie. In feierlicher Prozession begibt er sich sodann vom Altar mit allen Dienern zum Hause des Kranken und reicht ihm die Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten. Darauf kehrt er wieder zur Kirche zurück und vollendet das heilige Opfer.

Die unierten Abessinier teilen heute nur mehr in feierlicher Messe die heilige Kommunion unter zwei Gestalten aus. In der privaten täglichen Messe, die bei den Nichtunierten unbekannt ist, wird sie nur unter einer Gestalt, der Gestalt des Brotes ausgeteilt. So ist es wenigstens in Ervthrea seit Jahren der Fall. Die Katholiken bewahren die heilige Eucharistie auch nur unter der Brots-gestalt auf und teilen auch außerhalb der heiligen Messe, kurz zuvor

oder kurz danach, nur unter einer Gestalt die heilige Kommunion an die Gläubigen aus.

VI. Der Kommunionritus bei den Armeniern.

Die Armenier gebrauchen zur Feier der heiligen Messe nicht wie die übrigen Orientalen gesäuertes Brot, sondern ungesäuertes wie wir. Doch haben sie diesen eigentümlichen Gebrauch nicht von den Lateinern, sondern sie führten ihn ein, um so ihre monophysitische Lehre von der einen Natur in Christo auch nach außen hin auszudrücken. Aus demselben Grunde vermischen sie auch bei der Opferung den Wein, gegen den allgemeinen Gebrauch der Kirche, nicht mit Wasser. Vorgeschieden wurde dieser Gebrauch, wie es scheint, schon 727 auf dem Konzil von Manazkert (Maxwell, l. c. 57).

Die Hostien sind den unsrigen ähnlich, nur etwas dicker und weicher, da sie stets frisch gebaden sein müssen. Noch vor hundert Jahren war der Kommunionritus bei den Unierten und Nicht-unierten Armeniern gleich. Heute aber haben die katholischen Armenier einen von den Nichtunierten verschiedenen Kommunionritus. Bei den Nichtunierten (Gregorianern) geschieht die Austeilung der heiligen Kommunion wie folgt:

Kurz vor der Kommunion taucht der Priester die ganze Hostie in das kostbare Blut im Kelch (wenn sie zu groß ist, z. B. an Festtagen, taucht er sie ein so gut es geht und befeuchtet den übrigen Teil mit den Fingern). Danach zeigt er beide unter Gebet dem Volke, wendet sich dann wieder zum Altar und hält die in das kostbare Blut getauchte Hostie in seinen Händen, küßt sie und betet: „Welchen Dank und Lobpreis sollen wir dir darbringen für dieses Brot und für diesen Kelch? Dich allein, o Jesu, preisen wir im Verein mit dem Vater und dem allerheiligsten Geist, jetzt und allezeit. Amen. Ich bekenne und glaube, daß du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes, der du hinwegnimmst die Sünden der Welt.“

Danach bricht er die Hostie in Kreuzesform in vier Teile und drei davon legt er in den Kelch, indem er leise spricht: „Die Fülle des Heiligen Geistes.“ Dann nimmt er die vierte Partikel in seine Hände und betet einige Kommuniongebete. Am Schlusse bezeichnet er sich mit dem heiligen Kreuzzeichen und genießt die heilige Hostie, d. h. die Partikel, die er in den Händen hat. Darauf trinkt er aus dem Kelche etwas mehr als die Hälfte des kostbaren Blutes und kommuniziert danach den Diakon, indem er ihm eine von den im Kelche ruhenden Partikeln reicht. Der Vorhang, der bis jetzt vorgezogen war, wird sodann zurückgezogen und der Diakon ladet nun die Gläubigen ein, sich dem Tische des Herrn zu nahen: „Nähert euch mit Furcht und Glauben und kommuniziert mit Heiligkeit.“ Der Priester nimmt den Kelch in beide Hände, wendet sich zum Volk und betet mit lauter Stimme: „Kette, o Gott, dein Volk und segne

dein Erbe; bewahre es, schütze es, jetzt und allezeit.“ Die Gläubigen empfangen darauf die heilige Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten, indem der Priester von den im Kelche liegenden Partikeln etwas abbricht und es den Gläubigen mit der Hand in den Mund legt, wobei er spricht: „Der Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi gereiche dir zur Vergebung der Sünden und führe dich zum ewigen Leben.“ Die Gläubigen reinigen sich danach die Lippen mit einem Leinentuch, das der Diakon ihnen darreicht (Janin, *Les églises orient. et les rites orient.*, S. 422). — Darauf segnet der Priester die Menge mit dem Kelch, trägt ihn zum Altare zurück, der Vorhang schließt sich wieder und der Chor singt Dankeslieder. Bei Austeilung der heiligen Kommunion kniet der Priester (in Jerusalem und Kairo) nieder und hockt sich auf die Fersen. Zwei Diakone halten das Kommuniontuch. Die Gläubigen kommen zum vorderen Teil des Chores, in dem der Altar steht. Dieser Teil ist etwa ein Meter höher als der übrige Teil der Kirche, und reicht somit den Gläubigen fast bis zur Brust. Kinder stehen dabei auf einem Schemel. Die ganz Kleinen (Drei- bis Vierjährigen) hebt man hinauf; Mütter bieten ihre kleinen Kinder an.

Alle empfangen die heilige Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten. Ganz kleinen Kindern taucht der Priester den mit dem kostbaren Blute befeuchteten Finger in den Mund. Zuweilen stellt man vor den kniend die Kommunion austeilenden Priester ein ganz niedriges Tischchen, auf das er den Kelch stellt. Der Priester kniet oder hockt nieder, um so bequemer an den tiefer stehenden Kommunikanten herankommen zu können.

Nach Spendung der Kommunion an die Gläubigen wird dann eine von den in den Kelch gelegten Partikeln in kleine Stückchen zerteilt und als Krankenkommunion in einer metallenen (goldenen) Schachtel aufbewahrt. Tabernakel kennt man nicht, deshalb stellt man die Schachtel mit dem Allerheiligsten einfach auf den Altar oder birgt sie an einem anderen sicheren Orte hinter dem Altar.

Erneuert wird die heilige Spezies in den Klöstern und an Orten, wo öfters die heilige Messe gelesen wird, gewöhnlich alle drei Tage. In den Dörfern aber, wo der Pfarrer nur einmal in der Woche, am Sonntag zelebriert, erneuert er die Krankenkommunion auch nur jeden Sonntag. Natürlich kommt es da oft vor, daß sich die ganz mit der Spezies des Weines durchtränkte Hostie nicht so lange hält, da sie meist nach vier bis fünf Tagen schon muffig wird und verdirbt. Nicht jeder Priester kann den natürlichen Ekel überwinden und diese Ueberbleibsel genießen. Er verbrennt sie dann einfach.¹⁾

¹⁾ So erklärte mir mein Gewährsmann, ein armenischer Bischof, der von 1914 bis 1918 Vertreter des Patriarchen im St. Jakobus-Kloster zu Jerusalem war, als ich ihn befragte. Als ich ihm mein Befremden hierüber ausdrückte, sagte er: „Das ist freilich nicht schön; ich habe es auch nie getan, sondern habe die heilige Spezies immer konsumiert, freilich las ich auch öfters

Die unierten Armenier gebrauchen gleichfalls ungefäuertes Brot zur Feier der heiligen Messe. (Acta et Decreta Concilii Nationalis Armenorum 1911, Rom, S. 213, Nr. 407, sagt darüber: Cum a remotissimis quidem temporibus Armenos in mensa eucharistica azymum panem adhibuisse testetur historia, huic consuetudini sacerdotes firmiter adhaereant.) — Die Hostien sind sonst ähnlich wie die der Nichtunierten und Lateiner. Die katholischen Armenier mischen natürlich den Wein bei der heiligen Messe mit etwas Wasser. Die Nationalsynode befiehlt in Anbetracht der geheimnisvollen Bedeutung diese Mischung auf das strengste: *Districte praecipimus, ut sacerdotes, dum sacrum faciunt, aquam cum vino misceant, idque non solum in sacristia et clanculum, sed palam et publice, ut in missali praescribitur.*

Die heilige Kommunion spenden sie aber nur unter einer Gestalt, ganz wie wir. Selbst der Diakon und Subdiakon¹⁾ und am Gründonnerstag sogar die Priester, kommunizieren nur unter einer Gestalt. „Quia vero apud Armenos catholicos jam dudum invaluit consuetudo communicandi et populum et Clerum sub una specie, ab eadem haudquaquam recedendum esse apertissime declaramus“ (l. c. S. 221, Nr. 427). Deshalb ist auch der Meßritus, was das Eintauchen der Hostie betrifft, sowie die Teilung der Hostie, von dem der Nichtunierten verschieden, obwohl die Gebete dieselben sind.

VII. Der Kommunionritus bei den Maroniten.

Ähnlich wie die Armenier gebrauchen auch die Maroniten nur ungefäuertes Brot bei der heiligen Messe — ohne Salz und ohne Öl, wie die Nationalsynode es vorschreibt —, doch braucht die Hostie nicht immer frisch gebacken zu sein. Sie kommunizieren nach Art der Lateiner und katholischen Armenier ebenfalls nur unter einer Gestalt. Früher geschah es auch unter beiden Gestalten. Eine Partikel wurde ins heilige Blut getaucht und den Gläubigen in den Mund gelegt, oder mit dem Löffel aus dem Kelch genommen und dargereicht, oder man gab zuerst die Brotsgestalt und dann den Kelch. Doch dieses alles wurde durch die Nationalsynode im Libanon 1735

die heilige Messe. Jeder Geistliche hat sein Gewissen, wonach er handelt.“ Da man außerhalb der Messe keine Kommunion kennt und doch für alle Fälle gern immer Krankenkommunion bereit haben möchte, so läßt man eben die Hostie immer bis zur nächsten Messe. Man glaubt übrigens, der Heiland sei auch unter der verdorbenen Gestalt zugegen, wenigstens gibt man sie, wenn nötig, den Kranken.

¹⁾ Hiernach wäre also Lübeck in seinem Artikel in „Priester und Mission“ (1924) zu verbessern, da er sagt: „Dieselbe Art des Kommunionritus (wie bei den nichtunierten Armeniern) haben die unierten Armenier bei den Diakonen und Subdiakonen. Sie kann auch noch bei Laien in Anwendung kommen.“ Das ist ganz ausgeschlossen, denn seit 100 Jahren ist sie bei den Unierten nicht mehr in Übung, wie Lübeck selbst auch einige Zeilen weiter richtig sagt.

(neugedruckt arabisch 1900 nach der alten Ausgabe 1820), untersagt und der Kommunionritus ein- für allemal festgesetzt wie folgt:

„Wir befehlen und verordnen strengstens, daß die heilige Kommunion den Laien und Klerikern der niederen Weihen nicht unter beiden Gestalten gegeben werde, sondern nur unter der Gestalt des Brotes. Kein Priester soll von jetzt ab es wagen, unter was für einem Vorwande es auch sei, den Laien und genannten Klerikern die heilige Kommunion zu reichen, indem er ihnen etwa eine in das kostbare Blut getauchte Hostie in den Mund legt, sei es mit der Hand oder mit einem Löffelchen, oder indem er ihnen den Leib des Herrn nach alter Gewohnheit in die Hand oder in den Mund legt und danach den Kelch zum Tranke reicht, wie es heute noch einige Orientalen tun; denn dies alles verbieten wir, nämlich den Gebrauch des Kelches und der ins Blut getauchten Hostie, und wir verordnen die Austeilung der Kommunion nur unter der Gestalt des Brotes. Den Diakonen aber gestatten wir unter beiden Gestalten zu kommunizieren, so zwar, daß ihnen eine mit dem heiligen Blut befeuchtete Hostie vom Priester mit der Hand während des feierlichen Hochantzes in den Mund gelegt wird. Der Gebrauch des Löffels ist aber dabei absolut verboten.“ — Desgleichen empfangen auch die Priester aus der Hand des zelebrierenden Priesters oder Bischofs (oder Patriarchen) die heilige Kommunion unter beiden Gestalten, indem er ihnen eine mit dem kostbaren Blut befeuchtete Hostie in den Mund legt, wobei er spricht: „Der Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi erlange dir Verzeihung der Sünden und das ewige Leben.“

In kurzer Zusammenfassung ist also der Kommunionritus in den orientalischen Kirchen wie folgt:

1. Kommunionritus der Griechen. Der Diakon kommuniziert in der feierlichen Messe unter beiden getrennten Gestalten. Er empfängt die Kommunion aus der Hand des Priesters, der ihm eine Partikel der heiligen Hostie in die rechte Hand legt, die er sodann genießt, und danach reicht er ihm den Kelch zum Tranke. Dem Volk reicht der Priester die Kommunion mit Hilfe eines Löffels unter den beiden vermischten Gestalten. Kranke und neugetaufte Kinder empfangen die Kommunion unter einer Gestalt.

2. Kommunionritus der Syrer. Der Priester kommuniziert mit Hilfe des Löffelchens zunächst eine in den Kelch gelegte Partikel. Er trinkt nicht aus dem Kelch, sondern nimmt zwei Löffel voll von dem kostbaren Blut; erst am Schluß der Messe, nach der Kommunion des Volkes, trinkt er den Rest des Blutes. Der diensttuende Diakon und Subdiakon (sowie die Mönche) empfangen die heilige Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten mit Hilfe des Löffelchens aus der Hand des Priesters. Das Volk desgleichen, aber ohne Löffelchen, nur aus der Hand des Priesters.

3. Die Nestorianer kommunizieren unter beiden getrennten Gestalten. Der Priester reicht den heiligen Leib, der Diakon den

Kelch. Die Chaldäer kommunizieren heute nur unter einer Gestalt.

4. Die Kopten kommunizieren unter beiden getrennten Gestalten. Die katholischen Kopten kommunizieren unter den beiden vermischten Gestalten mit Hilfe eines Löffelchens. Der Diakon unter den beiden getrennten Gestalten, zuerst den Leib des Herrn, dann mit dem Löffelchen das Blut.

5. Bei den Abessiniern kommuniziert der assistierende Priester und die Ministri unter beiden getrennten Gestalten, ebenso das Volk. Der zelebrierende Priester reicht den Leib des Herrn und der Nakqa-Qasis mit dem Löffelchen einige Tropfen Blutes. Die katholischen Abessinier kennen nur die Kommunion unter einer Gestalt. — Alle von Nr. 1 bis 5 gebrauchen gesäuertes Brot bei der heiligen Messe.

6. Die Armenier kommunizieren unter den beiden vermischten Gestalten, die der Priester mit der Hand reicht.

7. Bei den Maroniten kommunizieren der niedere Klerus und die Laien nur unter einer Gestalt, der Diakon unter beiden vermischten Gestalten aus der Hand des Priesters. — Nr. 6 und 7 gebrauchen ungesäuertes Brot bei der Feier der heiligen Messe; Gebrauch des Löffels unbekannt.

Israels Aufenthalt in Aegypten im Rahmen der Profangeschichte.

Von Dr H. Stiegleder.

(Schluß.)

3. Die nationale Reaktion und der Auszug.

Indessen bereitete sich der Rückschlag vor. Die Herrscher im Süden Aegyptens, die infolge ihrer weiteren Entfernung vom Mittelpunkt der Hyksos Herrschaft ihrem Einfluß mehr entrückt waren, hatten sich nach langwierigem Ringen emporgearbeitet und machten nun gegen die verhassten Fremden ernstlich Front: es beginnt die große Hyksosjagd. Der Thebanerkönig Sekenenre hat ihnen anscheinend die ersten Schlachten geliefert, seine Leiche weist einige schwere Wunden am Schädel auf; man wird wohl kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß er im Kampf gegen die Hyksos verwundet wurde.

Auf ihn folgt König Remose und dann Ahmose (1580 bis 1557), der eigentliche Besieger der Hyksos. Mit ihm setzt eine neue Epoche in der ägyptischen Geschichte ein: die Expansionspolitik im Zeichen eines kräftig entwickelten Nationalismus. Diese Neuorientierung Aegyptens, die für die Israeliten in Gessen eine vollständige Wendung der Dinge zur Folge hatte, ist scharf gekennzeichnet im Exodus

1. 8: „Inzwischen stand ein neuer König über Aegypten auf, der Josef nicht kannte.“

Es läßt sich denken, daß das Volk nach der Befreiungstat aufatmete. Das jahrhundertlang niedergehaltene und gedemütigte Nationalgefühl war erwacht und Hand in Hand damit ging ein unverföhnlicher Haß gegen die Fremden im Lande, es erscholl der Ruf: „Tod den Barbaren!“ Da begann es auch für die Israeliten in Gessen allgemach ungemütlich zu werden: nachdem man den großen Hauptfeind erledigt hatte, kamen die übrigen Fremden und so auch sie an die Reihe. Es erscheinen die aus der Bibel bekannten Unterdrückungsdekrete der ägyptischen Regierung, die Heranziehung der Israeliten zu Fronarbeiten und die Tötung der kleinen Knäblein: die Aegypter zeigten sich als praktische Antisemiten schärfster Tonart.

Im Auszugsjahr 1446 war Moses 80 Jahre alt, demnach ist sein Geburtsjahr 1526; das bekannte Dekret, welches die Ertränkung der kleinen Knaben verordnete, muß 1529 bis 1526 erflissen sein, weil ja Aaron, der um drei Jahre älter war, davon noch nicht betroffen scheint, also einige Jahrzehnte nach der Vertreibung der Hyksos unter Thutmosis I. (zirka 1535 bis 1501). Daß man aber die Israeliten gänzlich wehrlos machen und sie womöglich austilgen wollte, hatte nicht bloß im Fremdenhaß seinen Grund, sondern es spielte dabei auch die nüchterne Ueberlegung mit. Wie schon erwähnt, war das Pharaonenreich ein Erobererstaat geworden: seine Heere standen damals bald im Süden tief in Nubien — Thutmosis I. ist ja der eigentliche Bezwinger Nubiens — dann wieder in Libyen, in Syrien und sogar am Euphrat; da mußten die Aegypterkönige immer besorgen, daß während ihrer Abwesenheit ihre unruhigen Nachbarn, namentlich die Semiten an der asiatischen Grenze indessen Einfälle machten, und weil gerade die ihnen stammverwandten Israeliten eben an dieser Grenze saßen, so ließ sich befürchten, daß sich diese eines Tages mit ihnen verbündeten. Das hätte für die Aegypter um so gefährlicher werden können, weil die Israeliten mit den Verhältnissen in Aegypten sicherlich gut vertraut waren und im Willande sozusagen den Hausbrauch kannten. Diese Befürchtung der Aegypter, die in Anbetracht der geschilderten Umstände ohne Zweifel vorhanden war, gibt die Bibel geradezu mit photographischer Treue wieder. Wir lesen nämlich Ex 1. 10: (der Pharao) sprach: „... wir wollen es (das israelitische Volk) mit List unterdrücken, damit es nicht noch zahlreicher werde und sich etwa zu den Feinden schlage, wenn uns ein Krieg bedroht.“

Uebrigens gab es damals in Aegypten heftige und langwierige Thronstreitigkeiten, deren Auswirkungen sich im Lebenslauf des Moses deutlich wahrnehmen lassen. Zur leichteren Orientierung in dieser verwickelten Sache lassen wir die Reihe der Könige der 18. Dynastie folgen:

Nhmosis I. 1580 bis 1557.

Amenhotep I. } 1557 bis 1501

Thutmosis I. }

Thutmosis III. 1501 bis 1447, zum Teil gleichzeitig mit ihm:

Thutmosis II., Hatsepsowet († 1479)

Amenhotep II. 1447 bis 1420

Thutmosis IV. 1420 bis 1411

Amenhotep III. 1411 bis 1375

Amenhotep IV. 1375 bis 1358

Sakere

Tutanachamun

Se bis 1350.

Thutmosis I. nun hatte mit seiner legitimen Frau Nhmosis eine Tochter mit Namen Hatsepsowet, ferner einen Sohn Thutmosis (II.) mit einer zweiten Frau Mutnofret und endlich von einer nicht legitimen Frau Isis einen zweiten Sohn, der ebenfalls Thutmosis (III.) hieß. Wie man auf den ersten Blick sieht, waren die Verhältnisse ganz darnach angetan, einen Thronstreit zu entfachen. Da die Sache für jeden, der sich namentlich in der Schule mit der biblischen Geschichte zu beschäftigen hat, von Interesse ist, wollen wir etwas näher auf sie eingehen. Wenn auch die zu schildernden Geschehnisse als zu weit führend nicht Gegenstand des Vortrages sein können, so bleibt doch sicher wahr, daß der Vortragende um so besser seine Aufgabe zu lösen vermag, je vielseitiger, je gründlicher seine Kenntnisse in dem betreffenden Stoffgebiet sind.

Die Wurzel des Streites war, daß eine Frau, nämlich Hatsepsowet, es war, die die gesetzlichen Rechte auf die Thronfolge auf ihre Person vereinigte; die strengen Legitimisten sagten offenbar: sie ist nach dem Gesetz Königin, daß sie eine Frau ist, hat nichts zu sagen. Andere wiederum konnten sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß die Aegyptier einer Frau als Königin gehorchen sollen. Auf einen Teil dieser Gegner der Hatsepsowet nun stützte sich der energische, tatendurstige, streng national gesinnte Thutmosis III., der Sohn der illegitimen Isis und suchte sich als König durchzusetzen. Ueber die Einzelheiten dieses Kampfes sind wir nicht unterrichtet, wir wissen nur, daß auf beiden Seiten keine Mittel und keine Kunstgriffe unbenützt blieben, die, wenn auch auf krummen Wegen, zum Ziele führen konnten. Zu diesen Kunstgriffen gehört wohl auch die Verhehlung des Thutmosis mit Hatsepsowet. (Geschwisterehen sind in Aegypten nichts Ungewöhnliches.) Allein damit erreichte er noch wenig: Hatsepsowet erwies sich als ebenbürtige Partnerin und sagte: „Königin bin ich!“ Durch eine pia fraus gelang es dann Thutmosis doch endlich einmal einen tüchtigen Schritt vorwärts zu kommen: bei einem großen Fest wurde nämlich das Bild des Gottes Amon herumgetragen; dabei machte der Gott gerade vor dem Thronpräsidenten Halt und führte ihn dramatisch-feierlich an den Platz hin, den nur

der König einnehmen darf. Selbstverständlich hatte sich Thutmosis vorher mit der Amonpriesterschaft, deren Mitglied er als Prinz war, ins Einvernehmen gesetzt. Auf dieses „Wunder“ hin, das begreiflich auf das gewöhnliche Volk mächtig einwirkte, bequeme man sich zu Hofe, den vom Gott selbst Erwählten zum Mitregenten zu ernennen.

Aber auch diesmal erreichte er sein Ziel nur halb: er sah sich wiederholt in den Hintergrund gedrängt und mußte, solange seine königliche Gemahlin lebte, namentlich auf eines schmerzlich verzichten: auf sein stolzes Lebensziel, auf die Bezwingung Vorderasiens. Erst nach ihrem Tode kommt seine ganze Tatkraft und Unternehmungslust zur Geltung.

Auch von Seite der Hat-epsowet-Partei ist uns ein Kunstgriff überliefert, durch den ihre königliche Würde in den Augen des Volkes gefestigt werden sollte: es ist eine mit Bildern illustrierte Inschrift auf ihrem Tempel in Dér el Bahri, die die göttliche Abstammung der Königin und damit ihr Recht auf den Thron dartun soll. Nach der offiziellen ägyptischen Fiktion und in den Augen des Volkes ist ja der ägyptische König nicht der Sohn des Vaters, quem nuptiae demonstrant, sondern der leibliche Sohn des Sonnengottes, der zu diesem Zweck die Gestalt des Königs annimmt und der Königin erscheint. Auf dieser göttlichen Abstammung fußen seine Thronrechte. Diese göttliche Herkunft der Hat-epsowet wird nun in der erwähnten Inschrift dem Volke vordemonstriert; sie sei im Auszug als Dokument altägyptischer Denkweise wiedergegeben:

„Amon, der Herr der Throne beider Länder nahm die Gestalt der Majestät ihres Gemahls, des Königs Thutmosis (I.) an; sie (die königliche Gemahlin Ahmosis) schloß in der Pracht ihres Palastes. Da erwachte sie infolge des Wohlgeruches des Gottes (der in der Gestalt ihres königlichen Gemahles erschien), sie lächelte seiner Majestät zu, er geht sofort zu ihr und verlangt nach ihr. Er zeigt sich in seiner göttlichen Gestalt, nachdem er vor sie hingetreten ist und sie sich erfreut hat am Anblick seiner Schönheit. Die Liebe zu ihm eilt durch ihre Glieder, der Palast strömt über vom Geruch des Gottes, sein Duft ist ganz von Punt (Weihrauchland). Es spricht die Königin Ahmosis vor der Majestät dieses Gottes: Amon, Herr der Throne der beiden Länder, mein Herr, wie groß ist deine Macht! Herrlich ist es, deine Stirn zu schauen, du vereinigst meine Majestät mit deiner Macht... Nachdem seine Majestät der Gott mit ihr alles getan hatte, was er wollte, sprach er: Hatsepsowet ist also der Name des Kindes, das ich in deinen Schoß gelegt habe, ich habe diesen Namen aus deinen Worten zusammengebunden (aus den Worten: „Herrlich... mit deiner Macht“). Hatsepsowet wird glänzend regieren in diesem ganzen Land.“¹⁾

¹⁾ Erm. Aeg. Chrest. Nr. XLI.

Wer von den damaligen Thronstreitigkeiten weiß, merkt sofort, wohin dieser Text hinaus will; namentlich der Schluß, welcher betont, daß Amon das Kind in den Schoß gelegt hat und daß es berufen ist, über ganz Aegypten glänzend zu herrschen, klingt wie ein feierlicher Protest gegen jeden anderen Prätendenten, weil eben keiner wie Hatsepsowet von Amon gezeugt und zur königlichen Würde berufen ist.

Es ist klar, daß Moses, der am Hofe erzogen wurde, nolens volens in diese Streitigkeiten hineingezogen werden mußte. Selbst wenn er nicht offen Partei ergriff, so nahm bei Hof doch jedermann an, daß er selbstverständlich auf Seite seiner Lebensretterin und zweiten Mutter stehe und dadurch allein schon galt er als Gegner der anderen Partei. Je nachdem nun entweder die Partei, zu der seine Ziehmutter gehörte, obenauf war oder die andere, stand es um Moses am königlichen Hof gut oder schlecht.

Nun erzählt die Bibel, daß Moses vor dem Pharao nach Madian floh, weil er einen ägyptischen Aufseher, der einen Israeliten mißhandelte, tot schlug. Professor Grimme bemerkt in seinem Buche¹⁾ über die althebräischen Inschriften auf Sinai sicher nicht mit Unrecht, daß dieser Totschlag am Aegyptier nicht die einzige Ursache von Moses' Flucht nach Madian war, sondern daß dabei sicherlich Vorgänge am königlichen Hofe mit im Spiele waren: die dem Moses feindlich gesinnte Partei hatte das Uebergewicht erlangt und unter anderem auch ihn auf die Proskriptionsliste gesetzt, wobei der Totschlag am ägyptischen Aufseher ein billiger Vorwand war. Professor Grimme meint geradezu, daß Hatsepsowet selbst die Retterin und Adoptivmutter des Moses war; stichhältig läßt sich das nicht beweisen und es ist schwer, aus den photographischen Aufnahmen der Sinaitafeln das herauszulesen, was Grimme herausbringt.

Sicher ist das eine: Hatsepsowet entfaltete eine durchaus friedliche Tätigkeit, sie wollte von Kriegen und Eroberungen nichts wissen und sie wußte es zu verhindern, daß Thutmosis III. gegen die Fremden im Lande und gegen die Nachbarländer etwas unternahm — solange sie das Heft fest in der Hand hatte. In diesem Lichte gesehen, wird es vollkommen klar, daß Moses, der Israelit, 40 Jahre ungekränkt am Königshofe leben konnte. Das wurde nun anders, als sich Thutmosis III., die Verkörperung des extremen ägyptischen Nationalismus und der Weltmachtpolitik endlich — wohl in den letzten Regierungsjahren seiner Gegnerin — ganz durchsetzte. Da mußte alles, was Leben und Dasein ihrer versöhnlichen Regierung verdankte, weichen, also auch Moses. Sicherlich war der israelitische Ziehsohn einer ägyptischen Prinzessin dem stolzen Vertreter der ägyptischen Weltmachtidee schon immer ein Dorn im Auge; nicht bloß, daß er in Moses einen Anhänger der Gegenpartei sah — sondern er betrachtete es überhaupt als eine Schmach, daß ein Abkömmling der verachteten

¹⁾ Vgl. Hubert Grimme, Althebr. Inschriften vom Sinai, 1923, S. 95.

Barbaren und „Sandwanderer“, wie die Aegypter die Beduinen nannten, am königlichen Hof prinzliche Ehren genoß. Daß Thutmosis III. auch sonst mit dem gesamten System der Hatsepsowet und mit allem, was drum und dran war, gründlich tabula rasa machte, ersehen wir nicht zuletzt auch daraus, daß er nach ihrem Tode ihre Inschriften ausmeißeln ließ, um die Spuren ihrer friedlichen und segensreichen Tätigkeit möglichst zu verwischen. Er betrachtete Hatsepsowet und ihre Anhänger als Verräter an Aegyptens Ehre, Größe und Weltmachtstellung.

So wird es also auch von der Profangeschichte aus besehen, vollkommen verständlich, warum Moses ungefähr 1486 den Königspalast verließ und sich etwa bis 1447, 1446 in Madian aufhielt: Es ist dies die Zeit, in der sein Todfeind Thutmosis III. die Macht über Aegypten in seiner Hand hatte.

„Nach langer Zeit starb der König von Aegypten“, heißt es Ex 2. 23, und gleich darauf berichtet die Bibel von der Dornbusch-Erscheinung Gottes; da sprach nun Gott unter anderem: „Kehre zurück nach Aegypten, denn die dir nach dem Leben strebten, sind gestorben“ (Ex 4, 19). Das stimmt auf den Erobererkönig Thutmosis III., der im ganzen, die Zeit der Mitregentschaft mit eingeschlossen, 54 Jahre (1501 bis 1447) regierte. Nun ist aber nach unserer früheren Berechnung, die auf Angaben der Bibel und assyrischen Zeitbestimmungen fußt, das Auszugsjahr 1446 (966 + 480), also eben das Jahr nach dem Tode des Todfeindes Moses, der Anfang der Regierung Amenhoteps II. (1447 bis 1420). Unsere erwähnte Berechnung führt uns in das Jahr 1446 als das Jahr des Auszuges hinein, der nach dem Tode eines langregierenden Königs stattfand (Ex 2, 23) und die ägyptische Chronologie bestätigt, daß tatsächlich im Jahre 1447 der 54 Jahre regierende Thutmosis III. gestorben ist. Wenn wir dieses und das früher Ausgeführte ins Auge fassen, so müssen wir sagen: Der biblische Bericht steht vollständig auf historischem Boden und ordnet sich zwanglos in die gleichzeitige Profangeschichte ein.

Um den profangeschichtlichen Rahmen, innerhalb dessen sich die Geschichte Israels zur Zeit des Moses abspielt, zu ergänzen, sei noch einiges über die sonstige Tätigkeit der Zeitgenossen des großen Führers der Israeliten gesagt.

Thutmosis I., unter dessen Regierung Moses geboren wurde (1526), ist der erste eigentliche Erobererkönig Aegyptens, er ist der Besieger Nubiens, der hier die Südgrenze des Reiches bis Napata vorschob, das oberhalb des 4. Kataraktes gelegen war. In Asien gediehen seine Unternehmungen bis zum Westufer des Euphrat, dort, wo er dem Mittelmeer am nächsten kommt. Hier errichtete er eine Siegesteile.

Hatsepsowet ist die erste große Königin, die die Geschicke eines Reiches lenkt. Die Vollendung des großartigen Terrassentempels in

Dér el Bahri, die Aufstellung von zwei Niesenobelisken von nahezu 30 m Höhe, aus einem einzigen Stein gearbeitet, ist ihr stolzes Werk, ebenso wie eine große Expedition nach dem Weihrauchland Punt, die die bekannten Schätze dieses „Gotteslandes“ nach Hause brachte: Myrrhenbäume, Ebenholz, Paviane, Affen u. dgl. Stolz schreibt sie in der diesbezüglichen Inschrift, die offenbar der Rache Thutmosis entgangen ist: „Niemaß wurde von einem König der Vorzeit Gleiches heimgebracht.“

Thutmosis III., vor dem Moses nach Madian floh, ist vielleicht der größte König Aegyptens. Unter ihm erlangte das Reich die größte Ausdehnung. Er besiegte in 17 Feldzügen (nach dem Tode der Hatsepsowet) die Völker Palästinas und Syriens, rückte sogar über den Euphrat vor und errichtete am Ostufer eine Grenztafel; sein Reich erstreckte sich von Napata bis zum Golf von Issus und hinein in die oberen Euphratländer; Zypern war ihm abgabepflichtig und von den Hethitern und sogar von Babylon kamen Gesandtschaften mit Huldigungsgechenken. Thutmosis III. galt den Nachbarvölkern noch nach Jahrzehnten als die Verkörperung der ägyptischen Weltmachstellung. Auf einem Denkstein im Tempel zu Karnak bei Theben ist ein schwungvoller Lobpreis auf ihn zu lesen, in welchem Amon seinen „Sohn“ Thutmosis anspricht:

„Ich bin gekommen und habe dir verliehen, die äußersten Enden der Erde niederzuwerfen;

Der Umkreis des Ozeans ist in deine Faust eingeschlossen,
Ich ließ die Völker deine Majestät schauen als aufsteigenden Falken,
Der pakt, was er erspähet, soviel er begehrt.“¹⁾

Thutmosis III. ist der Heros Neuägyptens, auf seinen Namen pflegte man zu schwören und noch nach Jahrhunderten schrieb man seinen Namen auf Zauberrannelette: das war also der große Gegner und Todfeind des Moses.

Die Besitzungen in Asien, namentlich die weiter nordwärts gelegenen, ließen sich indes auf die Dauer schwer behaupten. Das ersieht man schon daraus, daß die Nachfolger des großen Eroberers wiederholt dahin Kriegszüge unternehmen mußten, um ihre erkämpften Rechte geltend zu machen. So brach schon unter Thutmosis' III. Nachfolger Amenhotep II. (1447 bis 1420) ein Aufstand aus, den der Pharaon des Auszugs blutig unterdrückte. Triumphierend kehrte er zu Schiff von seinem Siege heim. Vorn am Schiff hatte er sieben aufständische Große mit dem Kopf nach unten aufhängen lassen, von denen er sechs an der Stadtmauer von Theben pendeln ließ, den siebenten aber nach Napata in Nubien brachte und ihm an der Stadtmauer die gleiche Ehre erwies, „damit man die Macht seiner Majestät kennen lernte, in allen Ländern der Südbewohner,

¹⁾ Breasted: *Raule*, S. 238 oben.

daß er überwältigt hat die im Süden und unterworfen die im Norden“.¹⁾ Ins Innere hinein wird sich die ägyptische Herrschaft in Asien überhaupt nicht weit erstreckt haben; das sieht man aus dem Zuge der Israeliten: sie weichen in einem weiten Bogen dem kürzesten Weg zu ihrem Ziele, dem Küstenweg, aus und schwenken ins Innere ab, um vor den Aegyptern sicher zu sein.

Amenhotep II., der stolze, selbstbewußte Erbe des großen Thutmosis III., ist es, vor dem Moses erscheint mit dem Auftrag: „Der Herr befiehlt . . .“, das ist ihm ein neues, unerhörtes Wort: Der Herr, der befiehlt und allein befiehlt, ist sonst Amenhotep selber; er spricht, und sie gehorchen, die Arabier, die Libyer, die Syrer, die am Euphrat und auf Zypern, er allein befiehlt und ihm hat niemand zu befehlen. Da versteht man erst so recht seine Antwort auf die Gottesbotschaft, die ihm Moses bringt: „Wer ist der Herr, auf dessen Stimme ich zu hören hätte?“²⁾ — ich, der König Aegyptens!“ Die ganze Pharaonenomnipotenz, die ganze Weltmachtstellung Aegyptens klingt aus diesen Worten heraus. — Die folgenden Ereignisse mit der Katastrophe am Roten Meer, lehrten auch einen stolzen Amenhotep II. wer dieser Herr ist.

Es fällt durchaus nicht auf, und kann in keiner Weise gegen die Wahrheit des biblischen Berichtes Bedenken erregen, daß diese Katastrophen ägyptischerseits nirgends erwähnt werden. Daß die Alten ihre Mißerfolge ebenso verschweigen oder doch verhüllen, wie unsere Heeresleitungen, ist eine bekannte Tatsache. Freilich ist die Hülle, die die Wahrheit verbirgt, oft so dünn, daß diese ganz deutlich durchscheint. Wenn z. B. der assyrische König Salmanassar III. (859 bis 825), der Zeitgenosse Achabs, ruhmredig von seinen Siegen über Hazael von Syrien berichtet, von der Belagerung der syrischen Hauptstadt, wie er die Baumgärten um Damaskus herum niedergehauen habe, dabei aber kein Wort sagt von einer Eroberung der Hauptstadt, so ist klar, daß sich hinter dem Bericht ein großer Mißerfolg verbirgt: Das Hauptziel, die Einnahme von Damaskus, hat er eben nicht erreicht. Daß der Schlag, den Salmanassar III. gegen Hazael führte, nicht besonders wichtig war, beweist auch der Bericht der Bibel, nach welchem das Nordreich wie das Südreich unablässig von Syrien bedrängt wurde (cf. 4. Kön. 13. 22).

Die Vorstellung, welche diese Völker, namentlich die Assyrier und Aegypter, von der Würde und dem Beruf des Königs haben, läßt die Annahme eines Mißerfolges oder einer Niederlage nicht zu; der König von Assyrien ist der Stellvertreter der Götter, der auf ihren Befehl in den Krieg zieht und das Strafurteil der Götter vollzieht. „Auf Befehl Assurs, uns, Samas', Adads u. s. w. drang ich in Mannai ein“, schreibt z. B. Asurbanipal; wenn die Götter selbst

¹⁾ Erm. Chrest. Nr. LII.

²⁾ Gen 5, 2.

Urheber und Leiter des Unternehmens sind, so ist eine Niederlage ausgeschlossen. Und ebensowenig ist es nach ägyptischer Denkart möglich, daß seine Majestät, der König, der Sohn des Re, von einem ausländischen König, einem gewöhnlichen Menschen, einem Barbaren besiegt werde.

Lehrreich ist, daß sich die Mentalität der Araber, also der Verwandten der alten Assyrer und Ägypter, diesbezüglich als dieselbe erweist: weder der Beduine von heute noch der, wie er in den altarabischen Gedichten eines Nabiga oder Imr ul Qais geschildert wird, kennt eine eigene Niederlage. Kenner des heutigen Arabertums sagen, wenn ein Beduine hört, daß jemand seine Niederlage vor dem Feind zugegeben hätte, so kann er das gar nicht glauben; und wenn man ihm dann beweist, er habe es tatsächlich getan, kann er sich über solche Beschränktheit nicht genug wundern: so ein Mensch ist in seinen Augen anormal. — Das sei zur Klärung dieser oft besprochenen Frage noch ergänzend hinzugefügt. Angesichts der altägyptischen Mentalität können wir gar nichts anderes erwarten, als daß die Katastrophen unter Amenhotep II. totgeschwiegen werden. Im Gegenteil, wenn sich in der Bibel eine Bemerkung fände, daß sie die Ägypter in ihre Annalen hineingeschrieben hätten, so müßte diese Bemerkung als höchst unwahrscheinlich den Erklärern bedeutende Schwierigkeiten bereiten. Die eigenen Niederlagen und die eigene Schmach berichtet nur eine Urkunde im semito-hamitischen Orient: die Heilige Schrift. Das ist auch ein Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit.

Wie hoch übrigens der historische Wert nicht bloß der Bibel, sondern auch der Ueberlieferung einzuschätzen ist, sogar jener, die anscheinend selbst auf keinen geschichtlichen Wert Anspruch macht, zeigt sich in Folgendem: Von Kindheit an sind wir gewöhnt, die Mosestafeln oben abgerundet dargestellt zu sehen. Allgemein wird man geneigt sein, anzunehmen, daß diese Darstellung der Gesetzestafeln einzig und allein auf den Kunstgeschmack der ersten Darsteller zurückzuführen ist, und nicht leicht wird jemand annehmen, daß diese Darstellung der Ausdruck einer geschichtlichen Wahrheit ist. Und doch scheint es so zu sein. Denn überraschenderweise haben die steinernen Tafeln mit ägyptischen und semitischen Inschriften, die in den letzten Jahrzehnten auf Sinai gefunden wurden, eben diese Gestalt.

4. Das damalige Schrifttum der Israeliten.

Damit hätten wir eine neue Frage berührt: was sagt die Wissenschaft zur Behauptung der Bibel, daß Moses das Gesetz niederschrieb? Besaßen die Israeliten damals schon eine Schrift oder verrät sich der biblische Bericht nicht vielmehr als ungeschichtlich, wenn er bei den Israeliten die Schriftkenntnis voraussetzt? Bis in die neueste Zeit herein hat man die Niederschrift des Gesetzes in einem semitischen Alphabet in so früher Zeit für ganz und gar un-

wahrscheinlich gehalten, da man semitische Konsonantenalphabete, die über 1000 hinaufgingen, nicht kannte. Durch das Studium der semitischen Sinai-Inschriften ist man nun zu einer ganz anderen Anschauung gelangt. Jetzt wird nicht bloß zugegeben, daß die Israeliten damals schon eine Buchstabenschrift besaßen, sondern man betrachtet es sogar als wahrscheinlich, daß sich die semitische Konsonantenschrift eben vom Sinai aus nach allen Richtungen hin verbreitet hat und schließlich auch zur Mutter unserer europäischen Alphabete geworden ist.¹⁾

Daß das semitische Konsonantenalphabet vom Sinai ausgeht und in der ägyptischen Schrift seinen Ursprung hat, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil das Sinaialphabet die älteste semitische Konsonantenschrift ist und weil der Sinai seit den ältesten Zeiten im regsten Verkehr mit Ägypten stand. Wenn man die Verbreitung der damaligen Schriften ins Auge faßt, könnte man allerdings am ehesten die assyrisch-babylonische Keilschrift als Ausgangspunkt der semitischen Konsonantenschriften betrachten, denn sie war gerade im 15. Jahrhundert die Diplomatensprache von ganz Vorderasien, und sogar mit Ägypten widelte sich der staats-offizielle Verkehr keilschriftlich ab. Allein dieser Annahme steht ein schweres Bedenken entgegen: Die Keilschrift ist eine Silbenschrift (zum großen Teil sogar Wort-schrift); sie besitzt Zeichen für die Silben ka, ku, ki, ak, ik, uk, gim, til u. s. w., aber kein einziges Zeichen für einen einzelnen Konsonanten, für b, p, k u. s. w., dafür aber hat sie besondere Zeichen für die Vokale; die ägyptische Schrift hingegen hat außer ihren vielen Silben- und Wortzeichen auch Konsonantenzeichen, sie kann jeden Mitlaut für sich durch besondere Zeichen, 24 an der Zahl, ausdrücken, hat also je ein Zeichen für b, p, k, t u. s. w. und zwar sind das nicht etwa selten vorkommende, ausnahmsweise gebrauchte Zeichen, sondern solche, die man bei jedem Wort trifft; dagegen besitzt die ägyptische Schrift kein einziges Vokalzeichen. Ganz der gleichen Art ist nun das semitische Konsonantenalphabet. Es ist keine Silbenschrift wie die Keilschrift, sondern bezeichnet wie das ägyptische Konsonantenalphabet nur Konsonanten und keine Vokale. Infolge dessen ist es wahrscheinlicher, daß diese Schrift von der gleichgearteten ägyptischen abstammt, als von der assyrischen, der ein ganz anderes System zugrunde liegt oder, genauer gesagt, die es bis zur Herauscheidung der Konsonanten aus dem Silbenkörper noch nicht gebracht hat. Nehmen wir einen ägyptischen Ursprung an, so wird es ohne weiteres klar, warum diese semitische Schrift keine Vokalzeichen hat: weil eben auch das Vorbild keine solchen besaß. Hätte sie sich aber aus der Keilschrift entwickelt, dann wäre es unverständlich, daß sie nur Konsonantenzeichen hätte, die das Vorbild gar nicht besitzt, und dafür keine Vokalzeichen, die doch im assyrischen Prototyp vorhanden sind. Und wenn die Semiten den großen,

¹⁾ Grimme, *Alt-hebr. Inschr.* S. 20 f.

schwierigen Schritt getan und die assyrischen Silbenzeichen zu Lautzeichen umgedeutet haben, warum haben sie dann nicht auch den kleineren, leichteren gemacht und die ohnehin vorhandenen Vokalzeichen übernommen? — Die einzelnen semitischen Konsonantenzeichen wurden akrophonisch gebildet: man hatte z. B. im Aegyptischen ein Zeichen für „Haus“, das Wort für diesen Begriff wurde ins Semitische übersetzt: beth und für den ersten Laut dieses Wortes, b, wurde dann ein Haus, Zelt gezeichnet; ebenso zeichnete man für den Konsonanten r einen Kopf, weil res „Kopf“ mit r beginnt.¹⁾ So wird es von selbst klar, warum diese Schrift keine Vokalzeichen entwickelte: weil eben kein semitisches (und auch ägyptisches) Wort vokalischen Anlaut hat, so konnte man bei diesem akrophonischen Verfahren keine Vokalzeichen gewinnen und so blieb die semitische Buchstabenschrift eine Konsonantenschrift ohne Vokalbezeichnung.

Es liegt gar nichts näher, als daß die in Aegypten weilenden Israeliten oder andere Semiten mit Neugierde die ägyptischen Inschriften mit ihren wunderlichen Bildern und Zeichen betrachteten und hinter das Geheimnis zu kommen suchten — und auch dahinter kamen; übrigens dürfen wir wohl sicher annehmen, daß Moses nicht der einzige Semit war, der sich ägyptische Weisheit aneignete — man denke nur an die Hyksoszeit! Als praktische Leute schälten die Semiten aus dem Wust von Schriftzeichen die 24 Konsonantenzeichen heraus und bildeten nach deren Muster ihre Konsonantenschrift. Die Erkenntnis, daß diese 24 Zeichen eigentlich allein genügen, und daß die vielen Silben- und Wortzeichen sowie Determinative ziemlich überflüssig sind, werden wohl auch die Aegypter gehabt haben, aber ihr Konservatismus, die Scheu, an den uralten, ehrwürdigen „Gottesworten“ zu rühren, hielt sie offenbar zurück, diesen letzten Schritt zu tun und eine reine Lautschrift zu schaffen, die in den 24 Konsonantenzeichen eigentlich ohnehin schon da war. Ihre Schüler, die Semiten, aber taten diesen Schritt, weil sie eben die Scheu vor der heiligen Ueberlieferung nicht anfocht.

Unserem Alphabet ist übrigens schon mit dem ersten Buchstaben die ägyptische Marke aufgedrückt. Unser a ist nämlich der Abkömmling des semitischen Konsonanten Aleph, der gleichfalls das Alphabet einleitet; Aleph heißt „Rind“ und in den verschiedenen semitischen Buchstabenschriften zeigt Aleph deutlich die einfachste Stilisierung eines Rindskopfes und im sinaitischen Alphabet sehen wir es als richtigen Kuhkopf. Der Kuhkopf aber verrät den ägyptischen Ursprung so sicher wie der Bopf den Chinesen, namentlich dann, wenn wir ihn (den Kuhkopf) wie hier am Sinai, an der Eingangspforte Aegyptens,

¹⁾ So hat sich aus der Begriffsschrift die Lautschrift entwickelt: das ursprüngliche Begriffzeichen (Ideogramm) wurde nicht mehr für den ganzen Begriff verwendet, sondern nur für den ersten Laut im Worte, das den betreffenden Begriff bezeichnete.

treffen. Die Kuh ist nämlich das Symbol der Göttin Hathor, die mit einem Kuhkopf dargestellt wurde, bei der ägyptischen Bevölkerung großes Ansehen genoss, und unter anderem auch auf Sinai einen Tempel besaß.

Das semitische Alphabet (und damit auch das unsere) ist nämlich nach deutlich wahrnehmbaren Gesichtspunkten geordnet; Grunne (Althebräische Inschriften vom Sinai, S. 23) macht darauf aufmerksam, daß sich die ersten Buchstabennamen um den Begriff Tempel gruppieren: beth = Tempel, gimel (nicht Kamel) = Tempelbeamtenerschaft, dalet = Tür u. s. w. Noch klarer tritt das zu Tage bei mem, nun, samech = „Wasser“, „Fisch“, im Innern des Alphabets, am deutlichsten aber in dessen letzten Teil: 'ajin, phe, sade, qoph, reš „Auge“, „Mund“, „Gesicht“, „Bauch“, „Kopf“. So verstehen wir den Kuhkopf am Beginn des Alphabets: den sah man als Symbol der Hathor allenthalben in den Heiligtümern und darum setzte ihn der Erfinder der Schrift an die Spitze der Zeichen, deren Namen Tempel und Tempel Einrichtungen bezeichnen. An dem Kopf der Hathor brauchten sich etwa monotheistische Semiten nicht zu stoßen, denn der Erfinder der Schrift sah sich eben im Lande um, und was ihm besonders ins Auge fiel, benützte er für seine Zwecke; und dazu gehörten sicherlich die riesenhaften Tempel mit ihren Wunderwerken, die auf die semitischen Naturkinder den denkbar stärksten Eindruck machen mußten; er benützte sie unbekümmert um die tiefere Idee, die ihnen zugrunde lag, einzig und allein vom äußeren Eindruck geleitet: die Tempel des Landes waren den schriftlernenden Semiten gleichsam der Anschauungsunterricht für die erste Gruppe des Alphabets, wie für die zweite die Erdoberfläche und für die letzte der menschliche Körper.

Wenn übrigens die ersten Schriftversuche dieser Art in die Zeit vor Moses zurückreichen, was sehr wahrscheinlich ist, so fällt das aufgeworfene Bedenken überhaupt so ziemlich fort, denn damals werden es die Israeliten, die unter und nach Moses wiederholt heidnische Götter anbeteten, diesbezüglich umsoweniger genau genommen haben, und namentlich ein Israelit jener Zeit, der mit der ägyptischen Geisteswelt so vertraut war, daß er aus der ägyptischen Schrift ein eigenes Alphabet zu schaffen verstand, wird sicherlich einer ziemlich freien Auffassung gehuldigt haben. Für die spätere Zeit hat diese Schwierigkeit überhaupt nichts mehr zu sagen, weil die Bilder so vereinfacht wurden, daß man die ursprüngliche Darstellung nicht mehr zu erkennen vermochte.

Die semitischen Zeichennamen und deren Gruppierung läßt noch deutlich das ägyptische Vorbild erkennen; wir haben Zeichen, die sich um Tempel, Gebäude gruppieren, solche die uns Erde und Wasser und solche, die uns den menschlichen Körper vor Augen führen: gerade diese Gruppen finden sich auch in der ägyptischen Schrift

und nehmen einen breiten Raum ein. Gerade die Buchstabennamen (Mund, Haus, Tür, Kopf u. s. w.) legen es nahe, daß die semitische Konsonantenschrift von einem Schriftsystem abstammt, das die Bedeutung der Bilder noch klar erkennen ließ wie das ägyptische, und nicht etwa von der Keilschrift, deren Bildcharakter schon verwischt ist.

War Moses selbst der Erfinder der semitischen Konsonantenschrift? Das läßt sich nicht behaupten. Allein sein großes Verdienst besteht darin, daß er das erste größere Werk in Konsonantenschrift verfaßt und dadurch dieser weittragenden Errungenschaft des menschlichen Geistes den Weg eröffnet und die Zukunft gesichert hat. So wäre dann der Sinai nicht bloß der denkwürdige Ort, von welchem Gottes Offenbarung ausgegangen ist, sondern auch jene Stätte, von der aus eine der größten Errungenschaften des menschlichen Geistes ihren Triumphzug durch die Welt angetreten hat.

5. Ägyptische Namen.

Man hebt mit Recht hervor, daß die in der Heiligen Schrift vorkommenden als ägyptisch bezeichneten Namen echt ägyptisch sind. Mit Uebergehung allgemein bekannter Tatsachen wollen wir auch auf diesen Gegenstand näher eingehen. Die Hauptmasse der ägyptischen Personennamen sind Zusammensetzungen und zwar solche, die eine Genitivverbindung und solche, die einen ganzen Satz darstellen. Die Genitivverbindungen bestehen zum großen Teil aus einem passiven Partizip, dem der Genetiv eines Nomens (eines Gottes) folgt; zwischen beiden Teilen kann die Genetiv-Partikel *n* stehen. So heißt z. B. Ramses III. (1198 bis 1167) unter anderem auch *mrj jmn*: der Geliebte des Amon, der von Amon Geliebte. Ein dem entsprechender weiblicher Name mit sehr bald schon nicht mehr ausgesprochenem Femininzeichen *t* beim Partizip ist *mrjt aton*, die von Aton Geliebte, eine Tochter Amenhotep IV. (1375 bis 1358). Daran schließen sich Namen wie: „Der von Re Erwählte“, „der durch das Herz des Re Beglückte“, „der vom Geist des Re Belebte“, „die von der Keith Geliebte“ u. s. w.

Zu dieser Gattung gehört nun auch der Name Butiphar, im Hebräischen פּוּתִיפָר; neben dieser etwas umgemodelten Form finden wir auch (Gen 41. 45.) פּוּתִיפָרֶע, in welchem wir auf den

ersten Blick das ägyptische *pn* — *dj* — *ry* wiedererkennen: „Der von Re Gegebene“ (*pn* = männl. Artikel, *dj* = „geben“). Ins jüngste Ägyptische, ins Koptische übertragen, würde der Name mit den uns geläufigen griechischen Buchstaben geschrieben etwa so aussehen: Πι-τι-φ-ρη, das ist mit einer leichten Vokalnuance dieselbe Form, welche die LXX tatsächlich aufweist: Πι-τε-φ-ρη. Diese Form zeigt deutlich die zwei Artikelformen, die auch der boheirische Dialekt des Koptischen aufweist: den vollen Artikel

pi, mehr individualisierend, und den schwachen p (hier nach Gesetzen, wie sie auch das Koheirische beachtet ph, weil vor r) mehr generalisierend. (pi dj „der Gegebene“ und ph-Re „der Re“). Der Name ist also ganz wie mrj jmn, „der von Amon Geliebte“ gebildet, nur daß jeder der zwei Bestandteile mit dem bestimmten Artikel versehen ist. Einen völlig gleichgebauten Namen finden wir in der spät-ägyptischen (demotischen) Zeit: p~~s~~ — dj — ist = „der von Isis Gegebene“: Pe-ti-esi s, nur daß hier der Genetiv wenigstens anscheinend keinen Artikel hat.

Eine echt ägyptische Bildung ist auch der Name, der dem Josef vom König beigelegt wurde: Psonthomphanech (LXX *Πονθομφανήχ*).¹⁾ Wir haben hier zwei mit dem männlichen Artikel p versehene Substantiva, die durch das Genetivzeichen n (hier vor ph m) miteinander verbunden sind. Im ersten Teil erkennen wir das ägyptische sntj, koptisch sente „Grund“, „Boden“, „Fundament“. Der zweite Bestandteil ist das oft gebrauchte ägyptische Wort für Leben, im Hebräischen ganz lautgerecht mit *חַי* wiedergegeben, im Koptischen onech lautend. Das Ganze bedeutet also „Fundament des Lebens“, ein Titel, der auf Josef, den großen Retter, ausgezeichnet paßt. Der männliche Artikel p statt des (angesichts der schon ganz koptisch anmutenden Form) zu erwartenden weiblichen t (Tsonthomphanech) fällt nicht auf, denn erstens einmal ist sⁿte im Koptischen zwar weiblich (also t-sⁿte), aber im älteren Aegyptisch ist es männlich und zweitens ist es auch, abgesehen davon, nur natürlich, daß das ganze Wortgebilde männlich aufgefaßt wird, weil dessen Träger ein Mann ist und das Ganze als Einheit aufzufassen ist. Nach Ausweis des Koptischen müßte die Wortform statt der zwei o zwei kurze e haben (Psenthomphanech); möglicherweise entspricht die Septuaginta-Form der älteren Vokalisation, wenn aber das auch nicht der Fall ist, so ist das o statt des ē durchaus nicht auffallend. Wir haben nämlich eine Reihe von Beispielen, welche beweisen, daß die LXX die schwachen e-Vokale mit kurzem o wiedergibt; man hat sich bei diesem unbestimmten Vokal, dessen Klangfarbe schwer zu bestimmen ist, für das kurze (jedenfalls dumpfe) o entschieden, wohl mit dem Bewußtsein, daß weder das o noch das e noch irgend ein anderes Vokalzeichen der genauen Aussprache ganz entspricht.

Andere Beispiele dieser Art haben wir in: *Χοδολογομός, Σοδομ, Γομός*, die im hebräischen Text statt des ersten o durchgehends einen Sewa-Vokal haben; übrigens ist wenigstens dem Koptischen, der Lautwandel o — ē durchaus nicht fremd. Eine ähnliche Erscheinung läßt sich im Bornu (am Tsad-See) beobachten, wo kurzes u fortwährend mit dumpfem ē wechselt und sich oft schwer entscheiden läßt, durch welchen Buchstaben man den unbestimmbaren Laut wiedergeben soll.

¹⁾ Gen 41, 45.

Titelverleihungen und Titelsucht ist etwas echt Ägyptisches: Angefangen vom König, dem „Sohn des Re“, bis herab zum letzten Beamten, suchte sich alles mit Titeln und schmückenden Beiwörtern zu versehen und mit Stolz erzählen sie auf ihren Grabsteinen, wie sehr sie seine Majestät geliebt, welche Auszeichnungen und welche Titel er ihnen verliehen hat: Da ist einer „Das Siegel des Königs“, „der am meisten geliebte Hofbeamte“, „der Liebling des Königs“, „der, dem die Bäume ihre Anliegen sagen“, „der über den Geheimnissen ist“ (Geheimrat), ein Hoherpriester des Amon ist sogar der „Mund des Königs“ und nennt sich stolz die „zwei Ohren seiner Majestät“ (und die zwei Ohren — Ruhohren — sind säuberlich daneben hingemalt). In einer Grabschrift aus der 5. Dynastie (zirka 2700) heißt es: „Der Leiter der königlichen Verückenmacher . . . der, welcher die Stirn seines Gottes (des Königs) schmückt, der den Horus ziert . . . der ehrwürdige Tote Manofer“. Man sieht da, wie sich am Ufer des Nils der dürre Bureaucratismus und die blühende Poesie in den Armen liegen.

Streng offiziell sind offenbar die Titel wie: „Der Oberste der Kunsthandwerker“, „Der Oberste der königlichen Arbeiten“, „Der Chef der Armee“, „Der Vorsteher des Antilopengauers“, „Der Vorsteher des Palastes“ und in dieses Milieu hinein gehört auch der „Oberste der Bäder“ und der „Oberste der Schenke des Königs“.

Psontomphanech, „Das Fundament des Lebens“ ist ebenfalls ein streng offizieller, wenn auch poetisch angehauchter Titel; er wäre vielleicht zu dem „Siegel des Königs“ oder gar zu den zwei Ohren seiner Majestät zu stellen. Der Titel entspricht echt ägyptischer Mentalität, die freilich oft eine ganz andere ist als die unsere. Die im hebräischen Text auffcheinende Form פִּסְנֹת מִפְּנֵי wird auf den

ersten Blick etwas befremden; zwar ist der zweite Teil in bezug auf die Radikale die vollständig richtige Wiedergabe des ägyptischen mit dem Artikel versehenen Wortes für Leben, aber der erste Bestandteil erscheint in sehr abweichender Gestalt. Allein es liegt nur eine kleine Umstellung vor: statt psnt — spnt — wohl ein Versetzen des Abschreibers.

Aber eine Schwierigkeit stellt sich noch in den Weg, die einer eingehenden Besprechung bedarf: Πετερρη und Ποντομφνήχ haben nämlich den Artikel; nun aber bildet sich im Ägyptischen erst am Ende des mittleren Reiches ein Artikel heraus und zwar auch nur in der Volkssprache, in der offiziellen Schriftsprache wurde er noch nach Jahrhunderten „bohottiert“. Ein so hochoffizieller, von seiner Majestät selbst verliehener Ehrenname, wie der Josess war, ist zu jener Zeit, mit dem Artikel versehen, einfach undenkbar. Statt Πετερρη wäre also für jene Zeit Τερρη dj-re zu erwarten und statt Ποντομφνήχ Σοντεννήχ. Diese Schwierigkeit wird sich wohl am besten in der Weise lösen lassen, wenn wir annehmen, daß die Ueber-

seher (und — so gut sie es verstanden — auch die Abschreiber des hebräischen Textes) die ägyptischen Wortformen, soweit sie ihnen noch verständlich waren und es das Bedürfnis der Leser erheischte, den Gesetzen der damaligen Sprache anpaßten. Das mußte den Uebersetzern namentlich beim Ehrentamen Josefs geboten erscheinen, bei dem es ja weniger auf den Klang als auf die Bedeutung ankam: sie wollten ihren Lesern den stolzen Titel Josefs besonders mundgerecht machen.

Für Petephre hatten sie übrigens in dem schon erwähnten Petiesis „der von Jsis Gegebene“ ein Vorbild, wie schon gesagt, mit dem einzigen Unterschied, daß das Nomen, Jsis, ohne Artikel steht, wenn nicht vielleicht in dem ti auch der Artikel t steckt. Ob so oder anders, sicher ist das eine, daß Re sehr gerne mit dem Artikel erscheint. Im bereits erwähnten Märchen von den zwei Brüdern stehen Thot (Mondgott) und ntr (Gott überhaupt) ohne Artikel, während ihn der hochpopuläre Re hat; dj Re = Τερεν mußte Putiphar nach den sprachlichen Gesetzen seiner Zeit heißen und tatsächlich findet sich diese Namensform in der ägyptischen Literatur und zwar im Märchen von Re, der die Menschen vernichten wollte; da tritt ein König dj-re auf, also mit jener Namensform, die wir soeben aus den Gesetzen der damaligen Sprache erschlossen haben. Daß dieser Dj-re mit dem biblischen Τερεν (Putiphar = Θεόδοτος) nichts zu tun hat, ist klar, aber bezeichnend ist, daß jenes Märchen in der Sprache des mittleren Reiches (Zeit Josefs) geschrieben ist.¹⁾

Zu dieser Gattung von Namen (Genetivverbindung) wird wohl auch מֵרִיָּם gehören. Wenn man sich auf dem Boden Aegyptens

befindet und einen mit mrj zusammengesetzten Namen entdeckt, so kann man sicher sein, daß es sich um das unendlich häufige Wort mrj (koptisch mere) „lieben“ handelt. In allen Perioden der 4000jährigen Geschichte des ägyptischen Volkes sind merj-Namen häufig: in der 4. Dynastie z. B. haben wir einen Mer-ib „Geliebter des Herzens“, der mit seiner jung verstorbenen Tochter bei Gizeh sein Grab hat; der Patriarch unter den ägyptischen Königen, Bjopej II. (2500) heißt Merj-Re, „der von Re Geliebte“, um 2100 begegnet uns ein „Meri-ka-re“, „geliebt vom Geist des Re“, im neuen Reich haben wir einen Meri Amon, „Geliebter des Amon“ (Ramses III. 1196 bis 1167); und in den Grabinschriften rühmen sich die Toten in ewigem Refrain, daß sie geliebt (mrj) waren von ihrem König, von den Göttern ihrer Stadt u. s. w.

Weil wir nun einmal diesen Namen Mirjam zuerst im ägyptischen Kulturbereich finden, wenn auch unter Semiten, so bleibt es immer das Wahrscheinlichste, in ihm auch einen der vielen ägyptischen Meri-Namen zu sehen. Mirjam wäre also der vielleicht schon von den Aegyptern als Kurzform gebrauchte Amon-Name: Meri Amon:

¹⁾ Erm. Aeg. Chr. Nr. XXIII B, S. 69.

Merjamn: Merjam, „die Geliebte des Gottes Amon“. Die Erklärungen aus dem Semitischen bereiten ohnehin Schwierigkeiten und ergeben Etymologien, die der Würde der Mutter Gottes wenig entsprechen. Diese Erklärung aber ergibt sich, wenn wir uns im Kulturkreis, wo er entstanden ist, umsehen, von selbst und bringt noch dazu die Größe und Würde Mariens voll zum Ausdruck: sie ist „die von Gott Geliebte“ (der Gott Amon ist zu Moses Zeit sozusagen der Gott $\alpha\alpha\tau' \epsilon\zeta\omicron\gamma\eta$); wenn der Ägypter sagte, er sei geliebt vom König, so bedeutete das, der König habe ihn ganz besonders mit Auszeichnungen und Gnade überhäuft: in diesem Sinn ist die Gottesmutter tatsächlich die Merjamon, „die von Gott Geliebte“, ausgestattet mit Vorzügen und überschüttet mit Gnade wie kein anderes Geschöpf.

Man wende nicht ein, ein Israelit hätte seinem Kinde sicher nie einen ägyptischen Namen gegeben. Das mag sein, wenn er den Namen als ägyptisch erkannte; aber wieviele Eltern geben auch heutzutage ihren Kindern Namen wie Josef, Johann, August, ja sogar Ludmilla, in der irrigen Meinung, es seien deutsche Namen. Ganz das gleiche wird wohl auch des öfteren bei den Israeliten in Ägypten der Fall gewesen sein; auch hier gilt das Wort: sapientia Dei et stultitia hominum mundus gubernatur; menschliche Unwissenheit hat den Namen gewählt, weil sie sein Wesen verkannt hat, Gottes Weisheit hat ihn gewählt, weil sie ihn eben als den einzig richtigen erkannt hat.

Zur zweiten Gruppe ägyptischer Namen (Saknamen) gehört z. B. Amenemhet „Amon ist an der Spitze“, Neb maat Re, „der Herr der Wahrheit ist Re“, Thutmosis „Thot ist es, der zeugt“, Ramses „Re ist es, der ihn gezeugt hat.“ Die beiden letzten sind mose-Namen, gebildet vom Verbum msj, das im Koptischen u. a. die Formen mise, mes, mose aufweist und „zeugen“, „gebären“ bedeutet. Mose(s) ist sicher nichts anderes als der gleichlautende zweite Teil des Namens Thutmosis: der „geboren“, „gezeugt“ hat. Gerade dieser Name ist mit ein Kennzeichen der Geschichtlichkeit des biblischen Berichtes. Denn zu jener Zeit wimmelte es in Ägypten geradezu von Moses-Namen: da haben wir einen König Kemose, einen König Ahmose, vier Thutmosis, ferner einen Feldherrn Ahmose und eine Frau Ahmose, die Mutter der Hatschepwet. Diese Namen mit mose beginnen ungefähr mit der 18. Dynastie und setzen sich in die 19. und 20. hinein fort, die zusammen zwölf Ramses aufweisen. Der Name Moses ist also ein Zeuge für die Geschichtlichkeit seines Trägers und das umso mehr, wenn man weiß, daß in der ägyptischen Geschichte jede Zeit, jede Dynastie ihre charakteristischen Königsnamen hat: in der 5. Dynastie finden wir mit Re zusammengesetzte Namen, in der 11. Dynastie treffen wir fünf Intef und sechs Mentuhotep, in der zwölften erscheinen abwechselnd die Amenemhet und Sesostris, in der achtzehnten die Thutmosis und Amenhotep.

Den Namen Moses hat dem späteren Führer des israelitischen Volkes die ägyptische Königstochter beigelegt. Es mochte ihm ja vielleicht ursprünglich von seinen leiblichen Eltern ein anderer, hebräischer Name zugebacht gewesen sein, aber da ihn die königliche Prinzessin adoptierte, mußte er auch einen hoffähigen Namen haben, mußte ein Amenhotep oder ein Ahmose oder Thutmose werden; und er wurde ein Moses. „Sie adoptierte ihn und nannte seinen Namen Moses, indem sie sprach: weil ich ihn aus dem Wasser gezogen habe“;¹⁾ also deshalb hat sie ihn adoptiert und ihm den Namen gegeben, weil sie ihn Retterin und so zweite Mutter geworden ist. Da nun die Hebräer ein Wort mašah hatten, das „herausziehen“ bedeutet, so dachten sie beim ähnlich klingenden Namen Moses, der ja tatsächlich aus dem Wasser gezogen wurde, unwillkürlich an ihr mašah, obwohl der Name damit nichts zu tun hat. Mose ist vielmehr eine Form von msj „gebären“, und erscheint, wie schon erwähnt, als zweites Glied eines zusammengesetzten Personennamens — und eben im Zeitalter der Mosesnamen. Vielleicht war er ursprünglich ein Ahmose oder Thutmose und ließ man den ersten Teil, den Gottnamen, später fallen — sei es der Kürze halber, sei es, um nicht die Makel eines heidnischen Gottes auf seinem Namen zu haben.

* * *

Im Museum zu Kairo liegt die Leiche Thutmose III., des großen Völkerbezwinners, des Todfeindes Moses', des Gottesgeandten, und im wild-einsamen Tal der Königsgräber westlich von Theben ruht Amenhotep II., der das stolze Wort gesprochen: „wer ist der Herr, der mir befehlen kann?“ in seinem Felsengrab; hier ruhen sie alle, die stolzen Herren Ägyptens, die sich im Leben umstrahlen und verklären ließen vom Glanz des Amon-Re, ihres „göttlichen Vaters“. Fast endlose Gänge (oft über 100 m) führen durch den Felsen hindurch bis zum königlichen Sarg aus Stein oder Marmor, die Wände sind bedeckt mit Inschriften und Bildern, die die Großtaten der Toten verkünden. Hier ruht auch die Leiche des heute vielgenannten Tut-anech-Amun (das lebendige Abbild des Amon), des vorletzten in der Reihe der mächtigen Könige der 18. Dynastie (zirka 1360), der die Thutmose und Amenhotep ihren Glanz verliehen.

Es sind die Mächtigsten ihrer Zeiten, die hier in ihren Felsengräbern in den Tiefen der Erde oder in den Museen schlummern. Wir sehen einem Thutmose III., einem Amenhotep II. ins tote, starre Angesicht: Hunderte haben vor diesem Angesicht vor mehr denn 3000 Jahren gezittert, und im Staube liegend wagten sie nicht zu ihm aufzuschauen — heute liegen sie als Schaustücke im Museum, man zählt seine Münze und schaut sie an. Und bei Karnak am Nil

¹⁾ Exod 2, 10.

erhebt sich der eine überlebende von den zwei Obeliskten der Königin Satsespsowet; wie eine riesige, erhabene Prophetengestalt ragt er hinaus über Palastruinen und Tempeltrümmer mit ihren Riesensäulen und ungeheuren Quadersteinen; das ist die erschütternde Kunde, die aus jenen fernen Zeiten der größten Macht und des größten Glanzes zu uns herübertönt, hinein ins Getriebe einer fast rein diesseitig orientierten und von der Ewigkeit abgekehrten Welt: „Sie transit gloria mundi!“ Und weiter abwärts am Nil erheben sich noch heute die gigantischen Grabdenkmäler, die Pyramiden eines Cheops, Cheften und Menkera, und in ihrem Inneren steht zu lesen in uralten, geheimnisvollen Sprüchen, daß die Toten, die da drinnen schlummern, leben und ewig leben: Das ist der Trost, der alle Erdenruinen, alle Gräber und Grüste durchstrahlt und verkündet wie ein Licht aus anderen, geheimnisvollen Welten — heute genau so wie vor 5000 Jahren: *credo in vitam aeternam!*

Christus, Stifter der Kirche

nach den Briefen des heiligen Paulus.

Von P. Dr Franz Reisinger, Oblate des heiligen Franz von Sales, Ried
(Innkreis), Missionskonvikts.
(Schluß.)

II. Ausstattung der Kirche.

1. Eph 4, 7 bis 16. In einem großzügigen Bilde schildert Paulus die Lebensaufgabe der Kirche und die Mittel, die ihr Christus dazu gegeben:

(7) Einem jeden von uns ist die Gnade in dem Maße verliehen, in dem sie Christus ausgeteilt hat, (11) und so bestimmte er die einen zu Aposteln, die andern zu Propheten, wieder andere zur Verkündigung des Evangeliums oder zu Hirten oder zu Lehrern. (12) Sie sollten die Heiligen zur Ausübung ihres Amtes heranbilden, zum Aufbau des Leibes Christi, (13) bis wir alle zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes, zur vollendeten Männlichkeit, zur Vollreife des Mannesalters Christi gelangen. (14) Dann werden wir nicht mehr unmündige Kinder sein, die sich von jedem Windhauch der Gelehrsamkeit durch das Trugspiel der Menschen, durch die Verführungskünste der Irrlehre hin und her wiegen und tragen lassen, (15) vielmehr werden wir uns an die Wahrheit halten und in Liebe nach jeder Hinsicht in den hineinwachsen, der das Haupt ist: Christus. (16) Von ihm aus wird der ganze Leib durch den Dienst eines jeden Gelenkes zusammengefügt und zusammengehalten und jedem Teile seine bestimmte Arbeitsleistung zugemessen, und so vollzieht sich das Wachstum des Leibes, bis er in Liebe aufgebaut ist.

Die Kirche, Christi mystischer Leib, (V. 12, 15, 16) ist in ständigem Aufbau begriffen. Sie ist ja nicht ein totes Brunkwerk, von

Künstlerhand geschaffen, um zur Schau gestellt zu werden, sondern ein lebendurchwulster Organismus, und, wie jedes Lebewesen, in steter Entwicklung an ihrem Aufbau und Ausbau tätig (B. 12 εἰς οἰκοδομὴν τοῦ σώματος τοῦ Χριστοῦ).

Dieser Aufbau vollzieht sich in zweifacher Richtung, entsprechend den zwei Lebenszielen der Kirche: Wahrheit und Vollkommenheit, Glaube und Liebe, Glaube an die Wahrheit als Grundlage der Vollkommenheit in der Liebe.

Einheit im Glauben und Festhalten an der Wahrheit ist das eine Ziel; alle (οἱ πάντες B. 13a) sollen zur Einheit im Glauben und der Erkenntnis des Gottessohnes gelangen. Die Kirche erstrebt also in ihrer Entwicklung zunächst Einheit und Vertiefung im Glauben (ἐπίγνωσις) an den Gottessohn, an sein Wesen und seine Lehre. Damit hebt sie jenen jämmerlichen Zustand in ihren Gliedern auf, (14) der sie schwachen Kindern (νήπιοι) gleichen ließ, unbeständig in ihren Urteilen, allen Einflüssen zugänglich — oder auch leichten Schifflein, dem Spiel der Wellen und der Winde preisgegeben (κλυδωνιζόμενοι καὶ περιφερόμενοι παντὶ ἀνέμῳ), jenem Zustand, in dem sie jede Lehre, beruhte sie auch auf Trug und Arglist (ἐν τῇ κυβίᾳ τῶν ἀνθρώπων ἐν πικνουργίᾳ), hinterlistig in den Irrtum hineinzuzerren vermochte (πρὸς τὴν μεθοδίαν τῆς πλάνης). — Dagegen ist die Kirche aufgebaut, wenn alle in der Wahrheit stehen, sich an die Wahrheit halten (ἀληθεύοντες B. 15), wenn eine feste, christliche Glaubensüberzeugung ihrem Leben voranleuchtet und ihr Streben nach Vollkommenheit leitet.

Denn Vollkommenheit in der Liebe ist das zweite Ziel, das die Kirche in ihrem Aufbau anstrebt. Alle sollen nicht nur zur Einheit im Glauben und zur Erkenntnis des Gottessohnes gelangen, sondern auch εἰς ἄνδρα τέλειον, εἰς μέτρον ἡλικίας τοῦ πληρώματος τοῦ Χριστοῦ (13b); wir sollen ἀληθεύοντες δε ἐν ἀγάπῃ αὐξήσωμεν εἰς αὐτόν τὰ πάντα, ὅς ἐστιν ἡ κεφαλὴ, Χριστός (15) und so zum Aufbau des Leibes Christi in der Kirche gelangen: εἰς οἰκοδομὴν ἐκυστοῦ ἐν ἀγάπῃ (16b am Ende). Das Ziel, das Paulus hier den Gliedern der Kirche steckt, ist nichts Geringeres als die Vollkommenheit Christi. Die Kirche als Ganzes soll zu einem vollkommenen Mann heranwachsen, d. h. zu einem Mann in der vollen Kraft und Reife des Mannesalters. Das Urbild eines solchen Mannes und zugleich das zu erstrebende Reifemaß (μέτρον ἡλικίας; ἡλικία heißt sowohl Alter als Statur, Größe) ist Christus in der ganzen Fülle seiner Vollkommenheit, der ganze, große Christus, wie er vor unseren Augen als das Ideal der nach Gott strebenden Menschheit steht. So muß denn auch unser Leben, aufgebaut auf dem festen Grunde der Wahrheit, von Liebe durchglüht, ein ständiges, allseitiges (τὰ πάντα) Wachsen auf dieses hohe Vorbild hin sein, auf Christus, der unser Haupt ist (15), ein Hineinwachsen in Christus (εἰς Χριστόν), von

dem unser religiöses Leben seine ganze Kraft empfängt (16), bis der Aufbau des Leibes Christi in der Liebe vollzogen ist.

An diesem Aufbau des Leibes Christi wirken alle Glieder desselben mit, jedes in dem ihm zugemessenen Maße (16 ἐν μέτρῳ ἑνὸς ἐκάστου μέρους vgl. B. 7). Dieses Maß ist nicht das gleiche für alle. Unter den Gliedern des Leibes Christi gibt es Untergeordnete und Leitende. Christus hat die Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer bestellt (11). Schon die Namen einiger dieser Würdenträger zeigen, daß sie eine amtliche Stellung über die Gläubigen inne haben. Auf dasselbe weist ihre Aufgabe hin, die „Zubereitung der Heiligen auf ihr Dienstwerk, auf den Aufbau des Leibes Christi“ (πρὸς τὸν κατὰ τὴν ἐκκλησίαν τῶν ἁγίων εἰς ἔργον διακονίας εἰς οἰκοδομὴν τοῦ σώματος τοῦ Χριστοῦ B. 12).¹⁾

So gibt uns diese tiefsinnige Erörterung des heiligen Paulus ein treffendes Bild vom Wesen und Wirken der Kirche. Wahrheit und Vollkommenheit sind ihre Lebenselemente, die hierarchische Gliederung stuft die Mitglieder derselben gegen einander ab und ordnet sie ebennmäßig auf das Ganze hin. — Mit diesen drei zum Wesen der Kirche gehörigen Gütern: Wahrheit, Heiligkeit, Obrigkeit hat sie nun Christus beschenkt und ihr somit nicht nur das Dasein, sondern auch ihren wesentlichen Inhalt gegeben.

2. Wahrheit durch Christus. a) Wie innig verwachsen die Wahrheit mit der Kirche ist, bezeugen Eph 4, 7 bis 16, und Tim 3, 15, wo die Kirche „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ genannt wird. Es weist darauf die Tätigkeit der Apostel hin,²⁾ der von Christus gegebenen Bildner und Vorsteher der Kirche (Eph 4, 11): Sie wirken vor allem als die Verkünder der frohen Botschaft, die nicht Menschenwort, sondern Gotteswort ist (1 Thess 2, 13), die von Gott kommt (εὐαγγέλιον τοῦ θεοῦ, so bei Paulus) und deshalb nur Wahrheit sein kann.³⁾

Ihr Wort, von Gottes Kraft getragen (1 Thess 1, 5; 1 Co 2, 4), führt viele zum Glauben,⁴⁾ durch den Glauben zur Rechtfertigung,⁵⁾

¹⁾ Am wahrscheinlichsten ist die Erklärung, die die beiden εἰς dem jeweils vorhergehenden Satzglied unterordnet: Am Aufbau leisten die Heiligen ihren Dienst, zu welchem sie von den Aposteln u. s. w. gebildet werden, die für diese Aufgabe von Christus ausersehen sind. — Einige Erklärer (zum Beispiel Estius, Henle, Belsler) koordinieren πρὸς, εἰς, εἰς. „Sed tunc miraberis collocationem. Nam primo loco erat ponendum εἰς ἔργον διακονίας; et tunc, quae ordine consequuntur“ (Knabenbauer, 120). Außerdem würde diese Erklärung gegen B. 16 die Mitarbeit aller Heiligen am Ausbau der Kirche ausschließen.

²⁾ Siehe z. B. 1 Thess 2, 1 bis 13.

³⁾ Vgl. Eph 1, 13; Col 1, 5; auch Ro 2, 8; 2 Th 2, 10 bis 12; 13; Gal 1, 7 bis 9; 5, 7; 2 Co 4, 2; 13, 8; 2 Tim 2, 15; 18; 3, 8; 4, 4.

⁴⁾ Siehe 1 Co 3, 5; 1 Thess 1, 6. 9; 2, 13; 1 Co 15, 11; Eph 1, 13; Col 1, 6.

⁵⁾ Gal 2, 16; 2 Thess 2, 12; Gal 3, 23 bis 29; 5, 5; Ro 1, 16 bis 17; 3, 21, 28; 4, 5. 11, 25; 5, 1. 2. 30; 10, 10; Phil 3, 7 (siehe Lagrange, Rom. 137 bis 141; Benz, Die Ethik des Apostels Paulus, Freiburg 1912), 41 bis 51).

zur Taufe und zum Geistesempfang¹⁾ und damit zum Eintritt in die Kirche, die die Versammlung der Gläubigen ist.²⁾ So liegt denn auch dem heiligen Paulus besonders am Herzen, daß seine Gemeinde im Glauben feststehe,³⁾ wie er auch mit aller Kraft vor dem Abfall vom Glauben warnt, der ihm gleichbedeutend mit dem Abfall von Christus, vom Christentum und von Gott ist.⁴⁾ Das Wachstum im Glauben, in der Weisheit und in der Erkenntnis möchte er mit aller Kraft fördern⁵⁾, deshalb verfehlt er auch nicht, die Treue und den Eifer im Glauben überall lobend anzuerkennen.⁶⁾

Die Christen sind ja von Gott „aus der Gewalt der Finsternis errettet und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt“ (Col 1, 13). Sie sind „Kinder des Lichtes“ (Eph 5, 8; 1 Thess 5, 5), ja „Licht im Herrn“ (Eph 5, 8) und nehmen „am Erbe der Heiligen im Lichte“ teil (Col 1, 12); mit den „Waffen des Lichtes“ versehen (Ro 13, 2; vgl. auch Eph 6, 14), streiten sie mit der Finsternis, mit der sie nichts gemein haben (2 Co 6, 14), und bringen Früchte des Lichtes hervor (Eph 5, 9).

Wir erschen aus diesen vielen Aussprüchen des heiligen Paulus, welch grundlegende Rolle die Wahrheit, der Glaube in der Kirche spielt.

b) Dieses hohe Gut der Wahrheit kommt aber der Kirche von Christus, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind (Col 2, 3), der uns nach Gottes Anordnung zur Weisheit, Rechtfertigung, Heiligung und Erlösung geworden ist (1 Co 1, 30), so daß auch wir jetzt „Licht im Herrn“ sind (Eph 5, 8).

Einst „sprach Gott zu den Vätern durch die Propheten, in diesen letzten Tagen sprach er durch seinen Sohn zu uns“ (Heb 1, 2). „Er verkündete uns die Heilsbotschaft, die uns dann von Ohrenzeugen getreu überliefert wurde“ (Heb 2, 3; vgl. 1 Jo 1, 1. 3; 2 Jo 9). Seine Lehre allein kann die Grundlage christlichen Lebens sein . . . „Wer anders lehrt und sich nicht an die gesunden Worte unseres Herrn Jesu Christi und an die gottselige Lehre hält, der ist verblendet“ (1 Tim 6, 3; siehe auch Eph 4, 20). Deshalb warnt auch Paulus: „Sehet zu, daß euch niemand einfange durch Weltweisheit und leere Täuschung, die auf menschlicher Ueberlieferung, auf den Weltgeistern und nicht auf Christus beruht“ (Col 2, 8), denn Christus,

¹⁾ Gal 3, 2. 5. 14. 28 bis 29; 5, 5; 2 Thess 2, 12; Eph 1, 13.

²⁾ Gal 3, 7. 9. 22; 3, 28 bis 29; Ro 11, 20; 1 Co 14, 22; Eph 1, 1; 1 Tim 4, 3. 12 (siehe 1 Pet 1, 21; Apoc 17, 14; Apg 10, 45).

³⁾ Col 2, 7; 1 Thess 3, 7; 2 Thess 1, 3; Gal 2, 20; 5, 5; 1 Co 16, 13; 2 Co 13, 5; Eph 3, 12. 17; 4, 5; Phil 1, 27; 2, 6; 17; Col 1, 23; 2, 2; 1 Tim 1, 19; 4, 12; 6, 11; 2 Tim 1, 13; Tit 2, 2; Phil 5, 6; 7.

⁴⁾ 1 Thess 3, 5; 2 Th 1, 3; Gal 1, 6; 1 Tim 1, 3; 4, 19. 4, 1; Col 2, 8; 2 Tim 2, 18; Tit 3, 8 bis 11.

⁵⁾ 2 Thess 1, 3; Co 2, 2; Eph 1, 17 bis 20; 4, 13 bis 15.

⁶⁾ 1 Thess 1, 3. 8; 2 Thess 1, 3. 4; Ro 1, 8; 2 Co 1, 24; 8, 7; Eph 1, 15; Col 1, 4.

und Christus allein ist „der Begründer und Vollender unseres Glaubens“ (Heb 12, 2).

Deshalb fällt auch die Predigt Pauli mit der „Predigt Christi“ zusammen (κήρυγμα Χριστοῦ: Ro 16, 25),¹⁾ das „Wort Christi“ (ῥῆμα Χριστοῦ) ist die Grundlage der apostolischen Predigt (Ro 10, 17),²⁾ die Frohbotschaft Gottes (εὐαγγέλιον τοῦ θεοῦ) ist auch die Frohbotschaft Christi (εὐαγγέλιον τοῦ Χριστοῦ),³⁾ das Wort Gottes auch Christi Wort (λόγος τοῦ Χριστοῦ) (1 Thess 1, 8; 2 Thess 3, 1; Col 3, 10; Heb 6, 1; cf. Knabenbauer zu 2 Thess 3, 1, p. 157). Der Christ, der vom mosaischen Gesetze frei ist, steht nun unter dem

¹⁾ Der gen. subj. ist wohl vorzuziehen. (So Chrysost., Thomas. Auch Cornely hält diese Auffassung für möglich.) Da das Evangelium Pauli keinen anderen Gegenstand hat als Jesus Christus, so wäre die Hinzufügung von „der Predigt über Christus“ (noch dazu durch ein καὶ von εὐαγγ. μου getrennt) sinnlos. Dagegen hebt der gen. subj. die Größe des Evangeliums Pauli hervor, das nichts geringeres als die Predigt Jesu Christi selbst ist.

²⁾ ῥῆμα Χριστοῦ ist hier wohl mit „Wort“ zu übersetzen, wie knapp vorher 10, 8. 9 (so Lagrange 261), und nicht mit „Befehl“ (wie Rösch, Cornely, Diekmann). V. 17 ist keine Wiederholung von V. 15, sondern eine kurze Zusammenfassung von V. 14: Glaube, der auf der Predigt beruht — Gegenstand, der den Apostel das ganze 10. Kapitel hindurch beschäftigt, während V. 15 nur ein nebenbei hingeworfener, wenngleich wichtiger Gedanke ist.

³⁾ εὐαγγέλιον τοῦ Χριστοῦ: Ro 15, 19; 1 Co 9, 12; 2 Co 2, 12; 9, 13; 10, 14; Gal 1, 7; Phil 1, 27; 1 Th 3, 2; — εὐαγγ. τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Ro 1, 9; εὐαγγ. τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ 2 Thess 1, 8. Es ist eine alte Streitfrage, ob τοῦ Χριστοῦ gen. obj. oder gen. subj. ist: Evangelium über Christus — oder Evangelium, das von Christus kommt. Für gen. obj. z. B. Dobschütz, Komm. zum Thessal., 86; Cremer, Rögel 32; Pieper Karl, Die Missionspredigt des heiligen Paulus (Paderborn 1921), 82 bis 84. Für gen. subj. Th. Zahn, Einl. II^a, 169 bis 171; Ad. Harnack, Kirchenverfassung, 215 bis 218; Olaf Moe, Paulus und die evang. Gesch. (Leipzig 1912), 58 bis 64. — a) Im allgemeinen entscheidet der Zusammenhang weder für die eine noch für die andere Auffassung. Gal 1, 7 scheint aber doch der Ton mehr auf der Herkunft des Evangeliums zu ruhen, als auf seinem Inhalt (s. v. 12): das Evangelium will man verfälschen, das Christus zum Urheber hat! — Ebenso ist 2 Thess 1, 8 die Sünde der Ungläubigen so groß, weil sie nicht die Frohbotschaft annehmen, die unser Herr Jesus Christus verkündet hat (siehe Ro 10, 16, wo dieselbe Gedankenfolge: Ungehorsam dem Evangelium, das auf dem Worte Christi beruht). — b) Gewiß ist die Größe Christi Gegenstand der paulinischen Predigt (2 Co 4, 4), das Evangelium Gottes, dessen Apostel Paulus ist, handelt vom Sohne Gottes (εὐαγγ. θεοῦ . . . ὑπὲρ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Ro 1, 1 bis 3), so daß er auch einmal sagen kann, er verkünde Christus (ὡς εὐαγγελίζομαι αὐτὸν Gal 1, 16) — aber ebenso sicher und durch viele Texte belegt (siehe oben) ist die Ueberzeugung Pauli, er predige nur, was Christus zuerst verkündigt, sein Evangelium falle mit dem Christi zusammen, der gekommen ist, uns allen die Botschaft vom Frieden zu geben (εὐαγγελίσαστο εἰρήνην ὑμῖν, Eph 2, 17). — c) Ausschlaggebend für den gen. subj. dürfte der sonstige Gebrauch von εὐαγγέλιον und „ähnlichen Begriffen, verbunden mit einem gen. der Person sein. Εὐαγγέλιον θεοῦ ist die Frohbotschaft, deren Urheber Gott ist, εὐαγγ. μου das Evangelium, das Paulus predigt, λόγος τοῦ θεοῦ das Wort Gottes, λόγος τοῦ Χρ. das Wort Christi, ὁ νόμος Χριστοῦ das Gesetz, das Christus gegeben, τὸ κήρυγμα τοῦ Χρ. die Predigt Christi.

Gesetze Christi (1 Co 9, 21; Gal 6, 2), so daß Christus das gesamte Tun und Denken der Christen bestimmt. Mit einem Worte, „Christus ist der Inbegriff der Wahrheit (Ro 9, 1; 2 Co 11, 10; Gal 2, 5. 14; 3, 1. 5); ihm gegenüber ist jegliche andere Erkenntnis wie wertloser Unrat (Phil 3, 8)“.¹⁾

3. Heiligkeit durch Christus. Einheit im Glauben, Festhalten an der Wahrheit ist das erste Lebensziel der Kirche. Wie ihr göttlicher Stifter ist auch sie auf Erden, um der Wahrheit Zeugnis zu geben (Ro 18, 37), und diese Wahrheit, welche sie zu verteidigen, rein zu halten und zu verbreiten hat, hat sie von Christus erhalten.

Das zweite Lebensziel der Kirche ist Vollkommenheit in Liebe, ist Heiligkeit (s. S. 5). — Die Wahrheit ist die Grundlage, die Heiligkeit das höchste Ziel, dem sie durch ihr Dasein und Wirken nachstrebt.

a) Kirche und Heiligkeit. Ein heiliger Tempel Gottes ist die Kirche. An die Gemeinde von Korinth schreibt Paulus: „Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und daß der Heilige Geist in euch wohnt? Wenn einer den Tempel Gottes vernichtet, so wird ihn Gott vernichten. Denn der Tempel Gottes ist heilig, (und) dies seid ihr“ (1 Co 3, 16. 17). Zu „einem heiligen Tempel“ wächst die Kirche empor (Eph 2, 11). Eine Kirche, die „heilig und untadelhaft“ sei (Eph 5, 25 bis 27), ein „reines Volk, in guten Werken eifrig“ (Tit 2, 11), bereitete sich Christus durch seinen Kreuzestod.²⁾ Dieses reine Volk nennt Paulus „Kirche der Heiligen“ (1 Co 14, 33 *ἐκκλησία τῶν ἁγίων*), wie ihm auch *οἱ ἅγιοι* der gewöhnliche Name für die Christen (über vierzigmal bei Paulus) neben *οἱ πιστοὶ* und *πιστεύοντες* ist.

In diese heilige Gemeinschaft tritt man durch die Taufe ein: „Ihr seid abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt durch den Namen des Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes“ (1 Co 6, 11). In der Taufe vollzieht sich die mystische Vereinigung mit Christus, die den Täufling zum Gliede Christi, zum Tempel des Heiligen Geistes, zum Gotteskinde macht und ihn so in den Zustand der Heiligkeit versetzt (siehe Ro 6, 3 bis 7; 1 Co 6, 11; Gal 3, 26 bis 28; Eph 5, 26; Col 2, 12; Tit 3, 5 bis 7). Noch inniger gestaltet sich die Vereinigung mit dem Herrn, dem Spender aller Gnade und Heiligkeit, in der heiligen Eucharistie, der Teilnahme am Leibe und Blute Christi. „Das gesamte Christenleben ist dem Apostel eine *κοινωνία* mit dem erhöhten Christus. Aber zugleich erlebt er den Höhepunkt dieser Gemeinschaft in der Eucharistie, und das Sakrament des Abendmahles wird ihm gar eine *κοινωνία τοῦ χύματος καὶ τοῦ σώματος Χριστοῦ*“ (1 Co 10, 16), eine bis auf die Leib-

¹⁾ Bartmann, Paulus, 4.

²⁾ Siehe auch 1 Pet 2, 5, 9: „Schließet euch an ihn an, den lebendigen Stein, . . . dann werdet ihr als lebendige Bausteine aufgebaut werden zu einem geistigen Tempel, zu einem heiligen Priestertum“ . . . „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliger Stamm.“

lichkeit sich erstreckende und doch geistige Vereinigung mit dem erhöhten Herrn.“¹⁾

So ist der Christ durch Taufe und Eucharistie und die daraus sich ergebende Vereinigung mit dem Herrn und Geistesbegabung in den Zustand der Heiligkeit versetzt, die Sünde herrscht nicht mehr über ihn mit tyrannischer Gewalt. Er kann ihr aber noch verfallen (siehe 1 Co 6, 7 bis 10); es bleiben in ihm noch die Gelüste zur Sünde zurück (Gal 5, 13); so muß er beständig auf der Hut sein, um seiner Berufung entsprechend heilig leben zu können und stets nach höherer Vollkommenheit zu streben. Daher prägt Paulus unablässig den Seinen die Pflicht eines heiligen, vollkommenen Lebens ein. „Wie ihr eure Glieder dem Dienste der Unlauterkeit und Zuchtlosigkeit hingegeben habt, um zuchtlos zu leben, so gebt jetzt eure Glieder der Heiligkeit hin, um heilig zu leben“ (Ro 6, 19). „Bringt euren Leib zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer dar . . . Gestaltet euch um durch Erneuerung eures Geistes, um zu prüfen, was Gott wohlgefällig und vollkommen ist“ (Ro 12, 1. 2). „Tut alles ohne Murren und Bedenken, dann seid ihr untadelig und lauter, Kinder Gottes ohne Fehl inmitten eines verdorbenen und verkehrten Geschlechtes, unter dem ihr leuchtet wie die Sterne am Weltall“ (Phil 2, 14. 15).²⁾

Diese Heiligkeit erstreben aber die Christen als Glieder der Kirche unter der Leitung ihrer kirchlichen Vorgesetzten (Eph 4, 12), von denen sie herangebildet werden, um am Aufbau des Leibes Christi mitzuwirken, indem sie das volle Mannesalter Christi in Liebe zu erreichen suchen (Eph 4, 13, 16).

b) Heiligkeit und Christus.³⁾ An der Quelle der Wahrheit und des Lichtes, das sich auf die Kirche ergießt, steht der göttliche Lehrer der Menschheit, das Licht der Welt. Christus ist aber auch der göttliche Lebensspender, der Born aller Heiligkeit, die seine Kirche verklärt und ihre Glieder adelt. Christus ist es, der seine Kirche heiligt, Christus, der ihre Glieder entschuldigt, Christus, der durch seinen Opfertod den Bann der Sünde gebrochen und den Born der Heiligkeit erschlossen hat; Christus, der die heiligenden Sakramente Taufe und Eucharistie eingesetzt, Christus, von dem jegliche Gnade herrührt, die zur Vollkommenheit führt.

Von Christus stammt die Heiligkeit der Christen und ihre Kraft im Ringen nach Vollkommenheit: „Christus hat die

¹⁾ Bouffet, *Khrios Christos*, 147.

²⁾ Siehe auch Ro 6, 12 bis 23; 2 Co 6, 14 bis 18; 7, 1; Eph 4, 30; 5, 3. 7 bis 12; Phil 1, 27; Col 1, 28; 3, 1 bis 17; 4, 12; 1 Thess 1, 10; 3, 12; 4, 1 bis 10; 2 Tim 2, 22; Tit 2, 3 . . . u. s. w.

³⁾ Es werden hier nach Möglichkeit nur solche Texte angeführt, die auf Christus als den entfernten Urheber der Heiligkeit hinweisen. — In einigen Texten ist freilich schwer zu erkennen, ob sie auf Christus, die causa meritoria, oder auf Christus, die causa efficiens gratiae, Bezug haben.

Kirche geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen . . . um sich die Kirche herrlich zu bereiten, ohne Fleck, ohne Runzel und dergleichen, sondern daß sie heilig und untadelhaft sei" (Eph 5, 25 bis 27). „Jesus Christus hat sich selbst für uns hingegeben, um uns von aller Ungerechtigkeit zu erlösen und so ein reines Volk, das in guten Werken eifrig ist, sich zu eigen zu machen" (Tit 2, 16). — Ist er doch der zweite Adam, Vater aller Gerechten, durch dessen heilige Tat „über die gesamte Menschheit die Rechtfertigung und das Leben kommt" (Ro 5, 18), dank welchem „die Gnadengabe Gottes auf alle in viel reichlicherem Maße überströmt" (Ro 5, 15) als Sünde und Tod durch Adams Fall . . . — Er ist „der Mittler des Neuen Testaments", „der in den Tod gehen mußte, um die Sünden hinwegzunehmen" (Heb 9, 15) und so uns allen „zur Rechtfertigung, Heiligung und Erlösung zu werden" (1 Co 1, 30). — Der Mensch ohne Christus, „fleischlich, der Sünde verkauft", schreit unter dem Drucke der Sünde und des mit ihr verbundenen Fleisches verzweifelt auf: „Ach armseliger Mensch! Wer wird mich von diesem Todesleibe erretten?" (Ro 7, 14 bis 24). Der von Christus erlöste Christ kann ihm freudig entgegen: „Dank sei Gott durch Jesus Christus unsern Herrn" (Ro 7, 25). Denn Gott „hat seinen Sohn . . . um der Sünde willen gesandt und in seinem Fleische die Sünde verurteilt" (Ro 8, 3). „Auch euch, die ihr einst Gott entfremdet wart, hat er jetzt durch den Tod seines menschlichen Leibes versöhnt, um euch heilig, fehlerlos und untadelig vor ihn hinzustellen" (Col 1, 21. 22).¹⁾

Christus, der Heilige der Menschheit, wollte auch seiner Kirche die Hauptmittel zur Heiligkeit, die Sakramente, geben. Von den wichtigsten Sakramenten bezeugt Paulus, daß sie von Christus stammen. Er erzählt eingehend die Einsetzung des heiligen Altarsakramentes und erklärt, daß er diesen Bericht von Christus her empfangen habe (1 Co 11, 23 bis 26). Wenn er auch keine Gelegenheit hat, den Taufbefehl Christi auszuführen (Mt 28, 18 bis 20), so setzt er ihn doch oft voraus, so, wo er von der Taufe als dem altbekannten, von allen Christen empfangenen Weihesakrament spricht, dessen tiefe, symbolische Bedeutung jeder Christ weiß (siehe Ro 6, 3; 1 Co 1, 13; 12, 13; Gal 3, 27), dessen Lehre zur ersten Unterweisung eines jeden Christen gehört (Heb 6, 12), und das in inniger Beziehung zu Christus steht (Ro 6, 3 bis 7; Col 2, 12; Gal 3, 26 bis 28; 1 Co 6, 11; Tit 3, 5 bis 7). Schließlich bezeichnet er die Taufe ausdrücklich als „die Beschneidung Christi" (Co 2, 11. 12) und läßt sie von Christus an seiner Kirche vollziehen (Eph 5, 26).²⁾

4. Hierarchische Ordnung von Christus bestimmt. Die Kirche, Trägerin der Wahrheit und Heiligkeit, ist nicht eine unge-

¹⁾ Siehe auch Gal 1, 4; 2, 20. 21; 3, 4; Rom 3, 24; 5, 6 bis 11; 8, 3; 1 Co 15, 3; 2 Co 5, 21; Eph 1, 7; 2, 13 bis 16; 5, 2; Col 1, 14. 20; 1 Tim 1, 15.

²⁾ Siehe Moe 120 bis 122.

gliederte Masse gottbegeisterter Menschen. Wie in jedem Organismus, überragen auch in der Kirche, dem Leibe Christi, einzelne Glieder die anderen an Bedeutung; wie in jeder geregelten Gesellschaft, gibt es auch in der Kirche Vorsteher, die die andern, die Untergebenen, führen und leiten. Paulus zählt an Vorstehern die Apostel, „Älteren“ und Diakone auf, und führt die Einsetzung wenigstens der Apostel und „Älteren“ auf Christus zurück. Paulus hat keine Gelegenheit, den Primat Petri ausdrücklich zu erwähnen. Sein Verhalten gegenüber Petrus (Gal 1, 18), der von ihm berichtete große Einfluß des Apostelfürsten in der antiochenischen Gemeinde (Gal 2, 13), die von dem Paulusjünger Lukas beschriebene Führerstellung Petri in der urchristlichen Gemeinde setzen aber voraus, daß Paulus den Primat Petri kennt und anerkennt.

a) Das Apostelamt kommt von Christus. Παῦλος, ἀπόστολος Ἰησοῦ Χριστοῦ, so oder ähnlich beginnt Paulus die meisten seiner Briefe.¹⁾ Das ist sein Ehrentitel, dessen er sich rühmen konnte,²⁾ und den er, der frühere Verfolger der Kirche, der unendlichen Güte Gottes verdankt (1 Co 15, 8 bis 10). Bei Gelegenheit weiß Paulus kräftig auf diesen Titel zu pochen, wenn ihn Quertreibereien oder Irrlehrer zwingen, das ganze Gewicht seiner Autorität in die Waagschale zu werfen.³⁾

Als Apostel Christi leitet er alle Gemeinden, die er gegründet, auch wenn er fern von ihnen weilt.⁴⁾ So entscheidet er in Sachen des Glaubens,⁵⁾ der christlichen Sitte,⁶⁾ der kirchlichen Disziplin,⁷⁾ er befiehlt,⁸⁾ erteilt Lob⁹⁾ und Tadel,¹⁰⁾ straft¹¹⁾ oder droht mit

¹⁾ Ro 1, 1; 1 Co 1, 1; Gal 1, 1; Eph 1, 1; Col 1, 1; 1 Tim 1, 1; 2 Tim 1, 1; Tit 1, 1.

²⁾ 1 Thess 2, 7; 2 Co 10, 8.

³⁾ B. B. Gal 1, 1; 1 Co 9, 1 bis 5; 2 Co 10, 7 bis 11; 11, 11 bis 13.

⁴⁾ Siehe Reinhard Wilhelm, Das Wirken des Heiligen Geistes im Menschen (Freiburg 1918), 135 bis 139; Ruffini Ernesto, La gerarchia della chiesa negli Atti degli Apostoli e nelle lettere di S. Paolo (Roma 1921), 23, 41 bis 44.

⁵⁾ So 1 Co 8 bis 11, 1 (Genuß von Opfersfleisch); 1 Co 15 (Auferstehung); Gal 1 bis 4 (Gesetz und Rechtfertigung); 1 Thess 4, 13 bis 5; 2 Thess 2 (Eschatol. Fragen).

⁶⁾ So 1 Co 5, 1 bis 15 (sittl. Mißstände); 1 Co 7 (Ehe und Jungfräulichkeit) u. s. w.

⁷⁾ So 1 Co 1, 10 bis 16, 3, 1 bis 15 (Parteiunfug); 5, 9 bis 13 (Kein Verkehr mit unkeuschen Christen!); 6 (keine Prozesse unter Christen!); 11, 17 bis 34 (würdige Feier der heiligen Eucharistie); 14, 26 bis 40 (Verhalten der Geistesbegabten bei den kirchlichen Versammlungen); 11, 2 bis 16 (Verschleierung der Frauen beim Gottesdienst); 16; 2 Co 8 und 9 (Verordnungen über Geldsammlungen); 1 Tim 2 (Gottesdienst); 1 Tim 3, 1 bis 13 (kirchliche Ämter) u. s. w.

⁸⁾ 1 Co 7, 17; 16, 1.

⁹⁾ Phil 2, 12; 1 Thess 1; 2 Thess 1, 3. 4 u. s. w.

¹⁰⁾ 1 Co 5, 6 bis 8; 11, 17; Gal 1, 6; 3, 1 u. s. w.

¹¹⁾ 1 Co 5, 1 bis 5; 1 Tim 1, 20; 2 Co 13, 2.

Estrafe,¹⁾ wenn Uebelstände nicht abgestellt werden. — In seiner Gemeinde setzt er zwar Vorsteher ein,²⁾ aber trotzdem regelt er die wichtigsten Angelegenheiten persönlich,³⁾ brieflich⁴⁾ oder durch Sendboten,⁵⁾ die er mit begrenzten oder mit weitgehenden Vollmachten ausrüstet und denen er seine Weisungen zukommen läßt.⁶⁾ Deren Hauptpflicht ist es übrigens, seine Lebensregeln (τὰς ὁδοὺς μου ἐν Χριστῷ), die er in allen Gemeinden lehrt, in Erinnerung zu bringen (1 Co 4, 17). Mit einem Wort, er behält sich die Oberleitung aller von ihm gegründeten Kirchen vor,⁷⁾ und stellt so den Typus eines Bischofs vor,⁸⁾ der wohl die einzelnen Pfarren seines weiten Bistums durch von ihm eingesetzte Priester leiten läßt, aber alle wichtigen Fragen vor sein Forum ruft und seiner Entscheidung vorbehält.

Diese oberhirtliche Gewalt maßt sich aber Paulus nicht aus Eigenem an, auch seine Geistesbegabung führt er nicht zur Begründung seiner Macht an. Seine Sendung durch Christus⁹⁾ ist es vor allem, die ihn bevollmächtigt, als Gebieter aufzutreten und als Gesandter und Stellvertreter Christi zu handeln (cf. 1 Co 1, 10). Deswegen hebt er so oft hervor, daß er ein Apostel Jesu Christi sei (siehe oben), als Apostel bestellt „nicht von Menschen, auch nicht durch Vermittlung eines Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott den Vater . . .“ (Gal 1, 1; siehe Röm 1, 1 bis 5; 1 Tim 1, 1; Gal 2, 7). Deshalb muß er das Evangelium verkünden, mit dessen Amt er betraut ist.¹⁰⁾ Von Christus hat er die Vollmacht zur Erbauung,¹¹⁾ von Christus ist er in sein Amt eingesetzt, als Christi Botschafter handelt er.¹²⁾ Er ist zwar der Geringste unter den Aposteln (1 Co 15, 9), aber mit denselben Rechten wie sie ausgestattet (1 Co 15, 11), hat er doch den Herrn gesehen (1 Co 9, 1; 15, 8) und besitzt dieselben Rechte wie die anderen Apostel (1 Co 9, 5. 6). So führt

¹⁾ 1 Co 4, 21; 2 Co 2, 1 bis 2; 10, 2; 12, 20; 13, 2. 10.

²⁾ Apg 14, 23; 2 Tim 1, 6.

³⁾ Apg 15, 36; 1 Co 11, 34 f.; 12, 20; 2 Co 1, 15. 16. 23; 2, 1; 10, 11; 1 Thess 2, 18.

⁴⁾ 2 Co 2, 3. 4; 7, 8. 12; 10, 9 bis 11; 1 Co 5, 9 bis 13. Das ist ja der Hauptzweck seiner meisten Briefe.

⁵⁾ 1 Co 4, 17; 2 Co 7, 7. 15; 8, 22 f.; Col 4, 7 f.; 1 Thess 3; 1 Tim 1, 3 f.; Tit 1, 5 u. f. w.

⁶⁾ 1 und 2 Tim, Tit.

⁷⁾ Zu seinen „Plagen“ gehört auch „der tägliche Andrang, die Sorge um alle Gemeinden“ (2 Co 11, 28).

⁸⁾ Siehe Ruffini 88 bis 90; 22 bis 40.

⁹⁾ Siehe Reinhard 140 bis 147; Bruders, Die Verfassung der Kirche, 193 f.

¹⁰⁾ Co 9, 16 f.; 1 Thess 2, 4; 1 Tim 1, 11.

¹¹⁾ 2 Co 10, 1; 13, 10.

¹²⁾ 2 Co 5, 20; Eph 6, 20. Die stolzen Worte des Apostels Paulus: „Für Christus sind wir Gesandte“ erhalten ein ganz anderes Relief, wenn wir wissen, daß προσεστώ, ich bin Gesandter, ebenso wie das entsprechende Subst. προσεστωτὴς Gesandter, im griechischen Osten die Bezeichnung für den Legaten des Kaisers war (Deißmann, Licht von Osten³, 284).

Paulus seine Amtsgewalt auf die Sendung durch Christus zurück, wie ihm ja auch als allgemeiner Grundsatz gilt: ohne Sendung keine Predigt (Ro 10, 15).

b) Die *πρεσβύτεροι* — *ἐπίσκοποι*.¹⁾ Die einzelnen Gemeinden, die Paulus für das Christentum gewonnen hat, besitzen ihre Vorsteher, von Paulus²⁾ oder einem seiner bevollmächtigten Jünger³⁾ durch Handauflegung in ihr Amt eingesetzt. — Sie haben noch keine festen Amtsnamen, Paulus nennt sie *προϊστάμενοι*,⁴⁾ *ἡγούμενοι*,⁵⁾ *ποιμένες*,⁶⁾ und besonders *πρεσβύτεροι*⁷⁾ und *ἐπίσκοποι*,⁸⁾ Erst etwas später wird ihnen der Name *πρεσβύτεροι* vorbehalten, während die Amtsnachfolger der Apostel *ἐπίσκοποι* benannt wurden.⁹⁾

Der Pflichtenkreis dieser *πρεσβύτεροι* umfaßt: Belehrung und Ermahnung der Gläubigen,¹⁰⁾ Leitung der Gemeinden,¹¹⁾ Feier der heiligen Eucharistie,¹²⁾ Vossprechung von Sünden und heilige Kranken-
ölung.¹³⁾

Paulus sagt nun nirgends mit ausdrücklichen Worten, daß Christus dieses Amt eingesetzt habe. Daß dies aber seine Ueberzeugung ist, geht hervor erstens aus der Notwendigkeit einer Sendung, um predigen zu dürfen (Ro 10, 15) — Sendung, die in letzter Analyse auf Christus zurückgeht —, zweitens aus der Opferfeier der heiligen Eucharistie, die auch in Abwesenheit von Aposteln gehalten wird,¹⁴⁾ und wie jedes Opfer (Heb 5, 1. 4) von Gott berufene Priester voraussetzt — also nicht jedermann zusteht. Ohne Zweifel hielten sie die *πρεσβύτεροι* in den paulinischen Gemeinden ab, wie überall in den Uraufängen der Kirche.¹⁵⁾ Paulus teilt uns aber den Befehl Christi mit, die Opferfeier der heiligen Eucharistie zu wiederholen¹⁶⁾ und damit die Einsetzung des neuen Priestertums, das den *πρεσβύτεροι* anhaftet.

¹⁾ Siehe Ruffini 67 bis 90; Reinhard 110 bis 112.

²⁾ Apg 14, 23.

³⁾ Tit 1, 5.

⁴⁾ 1 Theff 5, 12; Ro 12, 8; 1 Tim 5, 17.

⁵⁾ Heb 15, 7. 17. 24.

⁶⁾ Eph 4, 11; siehe Act 20, 17. 28; 1 Pet 5, 12.

⁷⁾ Apg 20, 17; 1 Tim 5, 17; Tit 1, 5. 1.

⁸⁾ Apg 20, 17 bis 28; Tit 1, 5 bis 7; 1 Tim 3, 2 bis 5; Phil 1, 1. Diese sind sicher identisch mit den *πρεσβύτεροι*, s. Apg 20, 17 bis 28; Tit 1, 5 bis 7; cf. Ruffini 74 bis 81; 87 bis 90.

⁹⁾ Siehe Bruders 366; Ruffini 165.

¹⁰⁾ 1 Th 5, 14; Tit 1, 9; 1 Tim 3, 2; 5, 17.

¹¹⁾ Heb 13, 7. 17. 24; 1 Tim 3, 5; 5, 17; Tit 1, 7; Pet 5, 1 bis 5.

¹²⁾ Cf. Ruffini 83 f.; 1 Co 11, 20 bis 34; siehe Anm. 17.

¹³⁾ Cf. Did 14, 15 (Funk I, 33); Jak 5, 14 f.; siehe Ruffini 84 bis 87.

¹⁴⁾ J. B. in Korinth. 1 Co 10, 15 bis 32 und 11, 20 bis 34 setzte voraus, daß die euch. Osterfeier in allen christlichen Gemeinden abgehalten wurde; siehe auch Act 2, 42. 46; Did 14, 15 (Funk I, 33).

¹⁵⁾ Did 14 bis 15 (Funk I, 32); 1 Clem 44, 4 (Funk I, 156).

¹⁶⁾ 1 Co 11, 25.

Somit ergibt sich als Gesamtergebnis unserer Untersuchung: Nach der Lehre Pauli ist die Kirche in ihrer Gesamterscheinung Christi Werk. Ihre Geburtsstunde war der Kreuzestod Christi, der die Menschheit mit Gott und untereinander versöhnt und damit die Hindernisse zur einen, heiligen Kirche beseitigt hat. Dieser seiner Braut, die er durch sein Blut sich erworben, gab er als kostbare Brautgeschenke die Wahrheit und Heiligkeit mit auf ihren Weg durch die Jahrtausende. — Um den äußeren Ausbau und den inneren Aufbau der Kirche zu fördern und zu regeln, setzte er Amtsträger, die Apostel und Priester ein, deren wesentliche Aufgabe es ist, seine Gesandten und sichtbaren Vertreter zu sein. Denn Christus ist und bleibt allein Stifter und Herr seiner Kirche.

Die sogenannte „neue Wiener Richtung“ in der Sozialpolitik.

Von Dr. Josef Wiederlad S. J., Innsbruck.

Schon seit vielen Dezennien hat die katholische Wissenschaft den sozialethischen Fragen, zu denen die neuzeitliche wirtschaftliche Entwicklung Anlaß gegeben hat, eine stets steigende Aufmerksamkeit zugewendet. Daß die Uebermacht des Geldkapitals in der Volkswirtschaft eingeschränkt, eine mehr gleichmäßige Verteilung des Volksvermögens mit aller Entschiedenheit angestrebt, der Grundsatz wirtschaftlicher Ungebundenheit aufgegeben werden muß, diese Ueberzeugungen sind Gemeingut nicht nur aller jener geworden, welche auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes stehen; sie sind weit über diese Kreise hinaus gedrungen und fast zum Gemeingute aller ruhig und vernünftigt Denkenden geworden. Wie aber dieses Ziel zu erreichen ist und wie die Wirtschaftsordnung umgestaltet werden muß, damit sie dem christlichen Sittengesetz in keiner Weise zuwider sei, darüber gehen die Meinungen auch unter den Katholiken noch einigermaßen auseinander. Ich sage: einigermaßen; denn die Meinungsverschiedenheit bezieht sich zu allermeist nur auf Einzelheiten, die das Wesen der Sache nicht beeinflussen. In Wien jedoch ist im Laufe dieses Jahres ein Buch¹⁾ erschienen, das bedeutend weiter ausgreift und eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung anbahnen möchte. Es betitelt sich „Grundrisse zur neuen Gesellschaft“ und hat zum Verfasser Dr. Karl Lugschauer. Derselbe gibt dort auch eine Zeitschrift heraus, die sich „Neue Ordnung. Blätter für christliche Gesellschaftserneuerung“ benennt und bereits in das dritte Jahr

¹⁾ Grundrisse zur neuen Gesellschaft: Berufsständische Bedarfswirtschaft nach Vorgängern und Zeitgenossen. Von Dr. Karl Lugschauer. Wien 1927. Typographische Anstalt, 286 S.

ihrer Bestehens eingetreten ist. Die Vertreter der in diesen Schriften enthaltenen Meinungen nennt man wohl auch die „Neue Wiener Richtung“; sie sucht ihre Ansichten weniger in sozialethisch geschulten, als in den Kreisen der Arbeiter zu verbreiten. So ist es gewiß angezeigt, die in dem oben erwähnten Buche niedergelegten Anschauungen eingehender darzustellen und auf ihre Haltbarkeit, namentlich auf ihre Übereinstimmung mit dem christlichen Sittengesetze zu prüfen.

Geben wir zuerst die Einteilung des Buches an. Es zerfällt in vier ungleiche Abschnitte. Der erste (S. 5—15) enthält eine kurze Einleitung, der zweite, „Vorgänger“ überschrieben (S. 17—110), zerfällt in zwei Unterabteilungen, deren erste betitelt ist „Grundlagen“ (S. 17—70), während die zweite den Titel „Aufbau“ (S. 71 bis 110) trägt. Das in beiden Unterabteilungen Gesagte besteht aus einzelnen Sätzen der sog. „Vorarbeiter“ und den zahlreichen Bemerkungen Lugmayers zu denselben. Als Vorarbeiter bezeichnet er die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von hervorragenden Sozialpolitikern Oesterreichs, Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz gebildeten, in sich getrennten aber mehrfach miteinander in Verbindung stehenden Gruppen entschieden katholischer Richtung, deren Arbeiten dem Heiligen Stuhle zur Verfügung gestellt wurden und bei der Abfassung der Enzyklika *Rerum novarum* teilweise Verwertung fanden. Der dritte Abschnitt sodann (S. 113—217) trägt den Titel „Zeitgenossen“ und zerfällt ebenfalls in zwei Unterabteilungen, betitelt „Allgemeine Neubauversuche“ und „Neubauversuche in einzelnen Wirtschaftszweigen“. Die erstere („Allgemeine Neubauversuche“, S. 113—181) bringt Zitate aus den Werken von Heinrich Pesch, Othmar Spann, Möllendorf-Wissel, Walter Rathenau; die zweite (S. 183—216) wiederum Zitate von Maillat-Menthonon (Landwirtschaft), von Heinrich Lübbering (Handwerk), Theodor Brauer (Gewerkschaften im Großgewerbe) und endlich Henry Ford. Der vierte und letzte Abschnitt endlich enthält einen „Anhang“ (S. 219—230), in dem die Bemerkungen des Verfassers zu den „Das Wirtschaftsleben“ überschriebenen Artikeln 151—160 der Weimarer Verfassung (S. 219—226) den Hauptbestandteil bilden.

Das Interesse wendet sich demnach fast ausschließlich dem zweiten und dritten Teile des Buches zu, den Sätzen der „Vorarbeiter“ und „Zeitgenossen“ und den sehr ausführlichen Bemerkungen Lugmayers zu diesen Sätzen. Indes ist zu beachten, daß Lugmayer die Sätze der „Vorarbeiter“ und der „Zeitgenossen“ nicht wörtlich anführt; bezüglich der Vorarbeiter sagt er S. 12: Da „Leitsätze an und für sich schon trocken sind, und diese Leitsätze durch die geschraubte Juristensprache noch ungenießbarer werden“, so wurden sie „neugegossen“. Ebenso führt er, was er den „Zeitgenossen“ entnimmt, mehr mit seinen eigenen Worten an, als mit denen der betreffenden Schriftsteller selbst; auch gibt er nicht die einzelnen Abschnitte oder

die Seitenzahl der Schriften an. So ist das Buch weniger für kritische Leser geschrieben, für „Eingeweihte“, wie Lugmayer sagt, als für solche, die geneigt sind, das Gelesene auf Treu und Glauben anzunehmen.

Viel wichtiger noch dürfte sein, was er über das Verhältnis der Vorarbeiter und der Zeitgenossen (S. 110) sagt: „Was wir bei den Vorarbeitern vermissen, finden wir vorläufig auch bei den Zeitgenossen nicht. Was wir bei den Zeitgenossen finden, hatten schon die Vorarbeiter.“ Also die Zeitgenossen und Vorarbeiter stimmen untereinander überein. Indes weder die einen noch die anderen befriedigen Lugmayer; bei beiden „vermißt“ er etwas oder „findet er etwas nicht“. Daher nennt er das bekannte fünfbändige „Lehrbuch der Nationalökonomie“ von Heinrich Pesch ein „Uebergangswerk“, „das bedeutendste Werk der Uebergangszeit“ (S. 130). Was das nun ist, wozu dieses Werk überleiten soll, wofür alle nur „Vorarbeiten“ geliefert haben, das möchte man natürlich möglichst kurz und klar ausgedrückt finden. Lugmayer stellt aber diese Ansichten, die ihm eigen sind und die er bei anderen nicht findet, nirgendwo zu einem „Umriss der neuen Gesellschaft“ zusammen, und noch weniger führt er Beweise für sie an. Das ist allerdings ein größerer Mangel des Buches. Jedoch auch er ist so sehr bedeutend noch nicht. Ein aufmerksamer Leser kann diese Umriss bald den reichen Bemerkungen, die der Verfasser zu den Leitsätzen der „Vorarbeiter“ und „Zeitgenossen“ macht, entnehmen. Lugmayer will die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung ganz auf der menschlichen Arbeit aufgebaut wissen; es sind vor allem drei Sätze, die er bald mit ausdrücklichen Worten seinen sonstigen Bemerkungen einstreut, bald als Grundlage zu weiteren Ausführungen verwendet. Es sind die Sätze: 1. Die eigentliche, naturgesetzlich gestattete Erwerbsart von zeitlichen Gütern ist die menschliche Arbeit. 2. Jeder Arbeiter hat ein natürliches Recht auf den vollen Ertrag seiner Arbeit. 3. Der Bezug von Zinsen für ein Gelddarlehen ist nur dann gestattet, wenn die Zurückgabe desselben wenigstens einigermaßen unsicher ist (*periculum sortis*) oder wenn dem Darlehensgeber durch das Darlehen ein Verlust erwächst (*damnum emergens*).

Führen wir wenigstens einige diesbezügliche Sätze aus dem Buche an. S. 25: „Die eigentliche ursprüngliche Quelle vom Eigentum ist die Arbeit.“ Gegen die Vorarbeiter, welche auch die bloße Besitznahme freier, in Niemandes Eigentum stehender Güter als Erwerbstitel anerkannt und darum gesagt hatten (S. 24): „Auf vier Arten können wir uns die Früchte der Erde verschaffen: durch Besitznahme, durch Arbeit, durch Vertrag, durch Schenkung“ und bezüglich der Besitznahme noch hinzugefügt hatten: „Wer einen freien Teil der Erde besetzt, um dessen Ertrag zu genießen, hat ein Recht darauf, wenn er diesen Willen klar ausdrückt“, stellt er die Behauptung auf: „Die Besitznahme ist keine Wirkursache des

Eigentumsrechtes.“ Ebenso S. 109: „Arbeit ist Wirkursache des Eigentumsrechtes. . . . Wo Eigentum aus anderen Gründen entsteht, dort ist die Entstehung abgeleitet und letzter Ursprung ist wieder die Arbeit.“ Auf S. 58 heißt es: „Es ist klar, daß es auf der Welt immer arbeitsloses Einkommen geben wird, genau so wie es immer Diebstahl und Unzucht geben wird. Es wird aber Niemandem einfallen, aus dieser Tatsache abzuleiten, daß Diebstahl und Unzucht erlaubt sei, und ebensowenig kann es uns einfallen, die nackte Rente anzuerkennen, in welcher Form immer sie sich zeigt.“

Zu dem zweiten oben angeführten Grundsatz, sei aus dem vielen, was sich anführen ließe, nur folgendes herausgenommen. Ein Leitsatz der Vorarbeiter (es ist die Freiburger Gruppe vom Jahre 1886) lautet: „Was einer nicht selbst durch unabhängige Arbeit erzeugt, darauf hat er nicht unmittelbaren Anspruch. Doch berechtigt die Arbeit den Arbeiter zu einem genügenden Lebenshalt für sich und die Seinen bei mäßiger Anstrengung“ (S. 64). Dazu stellt Lugmayer die Frage: „Was soll hier Abhängigkeit heißen?“ und antwortet sich ganz richtig: „Offenbar die Arbeit an fremden Betriebsmitteln.“ Dann bemerkt er aber dazu: „Der Unterschied zwischen abhängiger und unabhängiger Arbeit besteht nur darin, daß er im ersten Fall unter einer Leitung steht, sich Anordnungen fügen muß, im zweiten aber nur sich (und den Kunden) Rechenschaft über seine Arbeit zu geben hat.“ Eine Arbeit im Dienste Anderer oder für Andere kennt Lugmayer nicht. Er sieht daher in den Freiburger Sätzen Mangel an „Denkrichtigkeit“ und die Gruppe muß sich von ihm die Bemerkung gefallen lassen: „Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit oft selbst geschulte Katholiken ungesunden Anschauungen erliegen. Obiger Freiburger Beschluß könnte unmittelbar aus Adam Smith entnommen sein“ (S. 65). Auch der Familienlohn ist darum noch kein gerechter Lohn; „gerecht wäre er erst, wenn er entsprechend der Arbeitsleistung zum Ertrag im Verhältnis steht“ (S. 64). Lugmayer faßt überhaupt gar nicht, wie jemand für einen anderen arbeitet und für diese Arbeit einen Entgelt, einen Lohn erhält. S. 47 bemerkt er: „Für einen anderen arbeiten. Jeder Mensch arbeitet natürlich in erster Reihe für sich selbst und für seine Familie — abgesehen vom allgemein gesellschaftlichen Gepräge jeder wirtschaftlichen Arbeit, daß sie sich zugleich auf das ganze Volk, auf die ganze Menschheit in ihren Auswirkungen richtet. Für einen anderen arbeiten kann dann nur heißen: unter eines anderen Leitung. „Zu dessen Vorteil“ stimmt schon nicht mehr.“ Dasselbe sagt er S. 117, wo er den landläufigen und daher auch von H. Besh gebrauchten Ausdruck: im Dienste eines Anderen arbeiten, so erklärt: „Besh meint hier offenbar: unter der Leitung eines Andern.“ Man sieht, daß Lugmayer das Grundgesetz des menschlichen Zusammenlebens, der gesamten Gesellschaftsordnung leugnet und verwirft, nach welchem die Menschen verpflichtet sind, sich gegenseitig zu helfen, also sich

gegenseitig Dienste zu leisten, gegenseitig für einander zu arbeiten. Zu diesen Stellen ließen sich noch sehr viele andere hinzufügen.

Auch bezüglich des dritten Satzes mußes uns genügen, ganz wenig anzuführen. „In keinem Staate würde das Wirtschaftsleben irgendwie gestört werden, wenn man das reine Geldeinkommen strafrechtlich verfolgte“ (S. 52). — „Es ist unmöglich, das Einkommen aus nackter Rente ohne Arbeitsgegenleistung naturrechtlich zu begründen“ (S. 58). — Die römische Gruppe der „Vorarbeiter“ hatte gesagt, vom Ertrag eines Unternehmens falle ein Teil jenem zu, „der den Wert des Betriebsvermögens besitzt“ (S. 56 ff.). Damit ist Lugmayer nicht zufrieden; die Römer, sagt er, „stellen fest, daß der bloße Wertbesitzer weder seine Zeit, noch seine Kraft für den Betrieb aufwendet, und sprechen ihm trotzdem ganz scharf den dritten Anteil zu“. Doch nicht nur der Geldkapitalzins mißfällt Lugmayer, sondern auch der ohne Arbeit bezogene Miet- oder Pachtzins aus einem erbten Gute. Nach Besch ist „rechtlich begründeter Erwerb auch möglich als Folge des Eigentums, besonders durch das Erbrecht“. Dazu nun bemerkt Lugmayer (S. 114 f.): „Wie die Dinge in unserer mangelhaften Wirtschaftsordnung nun einmal liegen, könnte obiger Wortlaut leicht zu einem unverzeihlichen Irrtum führen: daß nämlich das Eigentum den Eigentümer an sich berechtigt, daraus ohne Arbeit Nutzen zu ziehen — um im Beispiel zu bleiben, daß ich die Erbschaft in die Bank lege oder vermiete oder verpachte und dadurch Eigentümer sowohl an der Erbschaft bleibe, als auch am Ertrag, den andere aus ihr herausarbeiten, statt mit meinem Vermögen selbst zu arbeiten. Das kann ich zwar heute ohne weiteres — infolge der Freiheit der Verträge — aber ein natürliches Recht dazu findet sich nicht. Es müßte in jedem Fall ein besonderer Grund dazu treten, der zu jenem Ertragsempfang berechtigt (z. B. Krankheit).“ — Indes anerkennt Lugmayer doch, wie er sagt, mit Thomas von Aquin wohl den erwachsenden Schaden und die Gefahr des Verlustes, nicht aber den entgehenden Gewinn (*lucrum cessans*) als gerechten Grund einer Zinsforderung; und darum ist nach ihm „jeder Gläubiger im Gewissen verpflichtet, strenge zu prüfen, ob eine dieser Sachlagen tatsächlich vorhanden ist“. Darnach möchte wohl jeder, der einigermaßen das so oft und so eingehend von den Theologen, Kanonisten und katholischen Wirtschaftsethikern erörterte Zinsproblem studiert hat, nun vor allem wissen, wie sich Lugmayer zu dem Kanon 1543 des neuen kirchlichen Gesetzbuches verhält, das auch den sogenannten *titulus legis civilis* ausdrücklich anerkennt. Das ist sehr einfach. Lugmayer zitiert zwar den Kanon wörtlich, geht aber ohne irgend welche Bemerkung an ihm vorüber. „Die letzte große päpstliche Entscheidung“ über das Zinsnehmen ist nach ihm (S. 73) das bekannte Rundschreiben Benedikts XIV. Vix pervenit vom Jahre 1745; bei dieser hält er sich länger auf, ohne zu verstehen und seinen Lesern anzu-

deuten, daß das Zinsennehmen jetzt unter ganz anderen Verhältnissen geschieht als vor zweihundert Jahren.

Was ist nun zu allem dem zu sagen?

Vorerst wird wohl jeder Leser aus dieser kurzen Darlegung schon entnehmen, daß der „Grundriß“ Lugmayers wirklich neu ist und der Bau, der sich auf ihm erheben soll, in ganz neuem Stil aufgeführt wurde. Insofern ist also der Titel des Buches „Grundriß zur neuen Gesellschaft“ nicht zu beanstanden. Ob er aber der „Grundriß einer neuen Ordnung“ zu nennen ist und nicht vielmehr einer geradezu heillosen Unordnung, die noch viel ärger wäre, als der von allen bisherigen Vertretern einer christlichen Wirtschaftsordnung bekämpfte, durch den wirtschaftlichen Liberalismus herausgebildete Kapitalismus oder Ueberkapitalismus, das ist eine andere Frage. Indes beschäftigt uns das hier noch nicht; vorerst haben wir es mit der Frage zu tun, ob die obigen Sätze vom Naturgesetz verlangt werden und daher einzig christlich sind.

Vorerst wird es gut sein, noch etwas von den „Vorarbeitern“ zu sagen.

Aus dem oben Gesagten geht schon hervor, daß die Leser des Buches einer Täuschung sich hingeben, wenn sie dieselben als Vorgänger oder Vorarbeiter der von Lugmayer ausgedachten „neuen Ordnung“ ansehen. Sie sind keine Vorarbeiter, sie sind vielmehr Gegner der genannten drei Lugmayerschen Sätze; sie stellen die gegenteiligen Behauptungen auf; nach ihnen gibt es auch andere rechtmäßige Erwerbstitel für den Menschen als seine Arbeit; sie verwerfen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht jede mäßige Zinsforderung, anerkennen also auch andere als die beiden von Lugmayer zugelassenen Zinstitel; sie sprechen auch von der im Dienste Anderer geleisteten Arbeit und dem Lohne als gerechtem Entgelt für eine solche Arbeit. Darum sieht sich Lugmayer genötigt, ihre Leitsätze zu bekämpfen.

Aber eine andere Bemerkung läßt sich nicht übergehen. An die zitierten Worte, daß das, was die „Vorarbeiter“ vermissen lassen, auch bei den „Zeitgenossen“ sich nicht finde, und was bei diesen letzten sich finde, auch die Vorarbeiter schon hätten, schließt Lugmayer unmittelbar die Worte an: „Einer ist sicheren Schrittes über die Spalten und Risse gegangen, in denen unsere Füße heute noch straucheln: Leo XIII., 1891.“ Der Leser muß diese Worte so verstehen, daß Leo XIII. in seiner Enzyklika *Rerum novarum* (15. Mai 1891) das, woran die Vorarbeiter es haben fehlen lassen, was bei ihnen noch als „Spalten und Risse“ sich bezeichnen läßt, ausgebessert hat, daß demnach Leo XIII. sich in Uebereinstimmung mit Lugmayer befindet. Da muß nun aber jeder denkende Leser sich auch fragen: Warum führt Lugmayer denn die Worte Leo XIII. nicht an? Das Ansehen dieses Papstes wiegt doch mehr als das aller anderen „Vorarbeiter“ und „Zeitgenossen“ zusammen! Ja sogar das ganze Buch

hätte er sich ersparen können, wenn er seine drei Sätze mit der Enzyklika Leo XIII. hätte beweisen können. Aber für keinen einzigen derselben kann er sich auf Leo XIII. berufen. Und wie auch? Tausende haben die Enzyklika Rerum novarum und die anderen Enzykliken gelesen, studiert und eingehend behandelt. Bisher hat aber noch niemand die drei Sätze in denselben gefunden; Lugmayer ist der erste, der sie entdeckt haben will. Doch es ist nicht nötig, hiebei länger zu verweilen; aber jeder Leser ersieht daraus, wie wenig er sich auf das Buch und seinen Verfasser verlassen kann.

Was ist denn nun von den drei Sätzen selbst zu sagen? Sind sie wahr? Können sie als Grundriß einer „neuen Ordnung“ gelten? Sind sie im Naturgesetz wirklich verankert? Wir müssen uns natürlich sehr kurz fassen.

Ist, um mit dem dritten Satze zu beginnen, das Zinsennehmen auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen dem Naturgesetze zuwider? Gewiß ist das Geld auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen an sich ebenso unfruchtbar wie unter den früheren Verhältnissen und wie es immer war, auch immer bleiben wird. Wie wenig vertraut indessen sich Lugmayer mit den Gründen und Verhältnissen gemacht hat, um derentwillen einzelne Schriftsteller sich der Ausdrucksweise bedienen, man könne jetzt das Geld als fruchtbringende Sache ansehen, andere aber, ohne diesen Ausdruck zu gebrauchen, doch die Forderung eines mäßigen Zinses erlauben, zeigen seine Bemerkungen S. 37: „Man sollte es für unmöglich halten, daß es auch im zwanzigsten Jahrhundert noch immer (sic) Leute gibt, die glauben, das Geld bekomme Junge, wie eine Kuh“ und S. 35: „Geld ist fruchtbar, weil man es anlegen kann, und anlegen kann man es, weil es fruchtbar ist, spottet mit Recht Theodor Dehmen über unsere Zinsfreunde.“ Solche Bemerkungen sind bezeichnend für den Charakter des Buches, und damit wohl auch der „neuen Wiener Richtung“, für die das Buch Propaganda machen soll. Die Anhänger dieser Richtung haben sich so in die Ansicht verbohrt von der naturgesetzlichen Unerlaubtheit eines arbeitslosen Gewinnes, daß sie, wie es scheint, gar nicht bemerken, wie auch die Priester, Bischöfe und die höchsten kirchlichen Autoritäten ohne Bedenken einen mäßigen Zins für Gelddarlehen sowohl bezahlen als gelegentlich von anderen einfordern. Lugmayers Ansicht gemäß wären alle diese Handlungen ungerecht und sündhaft. Die Anklage formeller Sünden liegt darin ja nicht, davor sind nach Lugmayers Ansicht die Genannten durch ihre Unwissenheit geschützt; aber als materielle Sünde müßte man ihr Tun doch bezeichnen. Und da das neue Gesetzbuch ausdrücklich den Bezug eines mäßigen Zinses auf Grund des bürgerlichen Gesetzes hin gestattet, enthält obige Behauptung der „neuen Wiener Richtung“ auch die Anklage gegen die Kirche, sie gestatte allgemein Ungerechtigkeiten, weil das bürgerliche Gesetz sie gestattet. Ist eine solche Ansicht nicht geradezu absurd? Die ganze übrige Kirche, Papst und Bischöfe, die Lehrer der Moral-

theologie, des Kirchenrechtes und der christlichen Ethik sollen sich in Unkenntnis des Naturgesetzes befinden und ständig gegen dasselbe handeln; Lugmayer und die anderen Vertreter der „Wiener Richtung“ sind die allein „Wissenden“? Was zur Verteidigung einer mäßigen Zinsforderung unter den gegenwärtigen Verhältnissen gesagt wird und vernünftigerweise gesagt werden kann, was auch Lugmayer selbst aus den Leitsätzen der Vorarbeiter (S. 34) mitteilt, das würdigt er gar nicht. Daß zur Mehrung der Produktion aller Lebenserfordernisse, die wegen der fortschreitenden Mehrung der Bevölkerung notwendig ist, daß zur Verwertung der neu entdeckten Naturkräfte die Ansammlung von Kapital, die Bildung von Kapitalgesellschaften, das Entleihen fremden Kapitals sich als nützlich oder notwendig erweist, daß ferner die Gelddarlehen viel häufiger als in früheren Zeiten der Gefahr ausgesetzt sind, ganz oder zum Teil verloren zu gehen, daß der Eigentümer infolge der Handels-, Gewerbe- u. s. w. Freiheit viel häufiger und leichter als ehemals sein Geld nützlich selbst verwerten kann, alles das sieht Lugmayer nicht; er kennt nur den Grundsatz: Rechtmäßiger Erwerbstitel ist nur die menschliche Arbeit; es muß nicht nur gegen den Ueberkapitalismus, nicht nur gegen übermäßige Zinsforderungen gekämpft werden; es muß der „arbeitslose Gewinn“ ganz allgemein aufhören.

Die „Wiener Richtung“ will demnach den unleugbar bestehenden Mißbräuchen auf dem Gebiete des Geldwesens abhelfen. Aber läßt sich denn diesen Mißbräuchen nur dadurch abhelfen, daß man auch dem legitimen Gebrauch ein Ende macht? Urge Mißbräuche bestehen auf dem Gebiete des Filmwesens; muß darum denn jedes Kino verboten werden? Soll man alle Zeitungen verbieten, weil so viele schlechte tagtäglich herauskommen? Oder das gesamte Buchdruckergerwerbe unterdrücken, weil so viele schlechte Bücher erscheinen? Solche Fragen lassen sich zu Hunderten stellen. Handelt es sich um Dinge, die nicht in sich schlecht sind, werden sie nach dem bekannten Spruch: *maneant usus sed tollatur abusus* theoretisch und praktisch beantwortet. Sollte nicht dasselbe mit den Mißbräuchen im Geldwesen und Zinsennehmen zu geschehen haben?

Und dann mag es nicht unnütz sein zu bemerken, daß es nicht angeht, das christliche Sittengesetz je nach Bedürfnis auszulegen und umzumodeln, um eine bessere Waffe sich zu verfertigen für den Kampf gegen Mißbräuche auf irgend welchem Gebiete. Das christliche Sittengesetz muß sinngemäß auf die verschiedenen Verhältnisse angewendet, darf aber nicht umgedeutet und nach Bedürfnis ausgelegt werden.

Der zweite der oben angegebenen Sätze Lugmayers, es komme dem Arbeiter der „volle Arbeitsertrag“ zu, stammt in seiner heutigen Verwendung aus dem sozialistischen Gedankenkreise und dient dazu, in den Arbeitern uferlose Hoffnungen und übertriebenes

Selbstbewußtsein zu wecken. Was ist von ihm zu halten? Gibt es Fälle, in denen er zutrifft, in welchen dem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit zufällt? Trifft er zu in dem Falle, mit dem die heutige Arbeiterfrage sich beschäftigt? Führen wir uns die verschiedenen möglichen Fälle vor und machen uns klar, was einem Jeden sein gesunder Rechtsinn in bezug auf jeden Fall sagt. 1. Wenn jemand sein Eigentum bearbeitet, wie der Landmann es tut, der sein eigenes Feld bestellt, der Handwerker oder Künstler, der seine Arbeit auf den in seinem Eigentum stehenden Rohstoff, Holz, Stein u. s. w. verwendet, so gehört dem Arbeitenden natürlich das ganze Produkt, die ganze Frucht; das Getreide gehört ganz dem Landmann, das Handwerks-, Kunstzeugnis ganz dem Handwerker oder Künstler. 2. Verwendet jemand seine Arbeit in gutem Glauben auf fremdes Eigentum, also ohne zu wissen, daß es fremdes Eigentum ist, so entsteht geteiltes Eigentum; die fremde Sache bleibt im Eigentum desjenigen, der sie vorher schon sein eigen nannte, die Form, welche sie von dem Arbeitenden erhielt, ist Eigentum dessen, der die Arbeit geleistet hat. Sind Form und Stoff gar nicht oder nur schwer trennbar, so müssen sie sich darüber verständigen. Das gilt von einer in gutem Glauben und ohne Auftrag des Eigentümers an einer fremden Sache vorgenommenen Arbeit. 3. Wenn aber ein Arbeiter wissentlich und ohne Auftrag des Eigentümers eine fremde Sache bearbeitet, was dann? Kann er auch die ganze Frucht seiner Arbeit beanspruchen? Wenn eine Gruppe von Landarbeitern die Felder und Wiesen eines Landwirtes, eine Gruppe von Industriearbeitern die Werkstätte, die Fabrik und Maschinen eigenmächtig besetzt und das fremde Eigentum bearbeitet, wie wenn es ihnen gehörte, muß ihnen dann etwa der Richter, vor dem sie wegen Störung der Eigentumsordnung mit Recht angeklagt werden, den vollen Ertrag ihrer Arbeit zuerkennen? Er muß ihnen vielmehr und wird ihnen, wie es der gewöhnlichste Rechtsinn schon sagt, wegen der Störung der naturgesetzlich geforderten Eigentumsordnung eine ihrem Vergehen entsprechende Strafe auferlegen, damit sie nicht etwa ein anderes Mal das gleiche tun und damit auch andere vor solchem Tun zurückgeschreckt werden. Warum muß ihnen eine Strafe auferlegt werden? Weil es zur naturgesetzhchen Eigentumsordnung gehört, daß der Eigentümer auch sein Eigentum zu verwalten und zu verwerten hat, daß er bestimmen kann, welche Früchte und wie er Früchte aus demselben gewinnen, und welcher fremden Arbeiter er etwa sich zur Erzielung von Nutzen oder Früchten aus seinem Eigentum bedienen will. 4. Möchte also jemand das Eigentum eines anderen bearbeiten, so bedarf er dazu der Bewilligung des Eigentümers und hat mit diesem die Bedingungen zu vereinbaren, unter welchen die Arbeit stattfinden soll. Der Arbeiter hat kein Recht darauf, die Arbeitsbedingungen

einseitig zu bestimmen, wie auch der Eigentümer kein solches Recht hat; notwendig ist der Arbeitsvertrag, der auch zu bestimmen hat, was der Arbeiter für seine Dienstleistung erhalten soll. Die Privateigentumseinrichtung, die vom Naturgesetz verlangt wird, bringt es mit sich, daß die Eigentümer sich in tausend Fällen zur Bearbeitung und Bewirtschaftung ihres Grund und Bodens und sonstigen materiellen Gutes fremder Kräfte bedienen müssen, wie sie auch anderseits zur Folge hat, daß viele Menschen mehr oder weniger ohne Besitz oder Eigentum dastehen und durch ihrer Hände Arbeit sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Aber das ist es, woran Lugmayer Anstoß nimmt. Für einen anderen arbeiten, das ist zu viel, haben wir ihn sagen gehört. Er kennt, so sagten wir schon, das Grundgesetz des menschlichen Zusammenlebens, der menschlichen Gesellschaft nicht, welches den Menschen die gegenseitige Hilfeleistung, gegenseitige Dienste vorschreibt. Da kein einziger Mensch, mag er auch die bestentwickeltesten Körper- und Geisteskräfte besitzen, für alle seine Bedürfnisse selbst aufkommen kann, so muß er sich von anderen helfen lassen. Wegen dieser für alle Menschen bestehenden Notwendigkeit haben denn auch alle die Pflicht, ihren Mitmenschen Hilfe zu leisten. Diese Pflicht obliegt den Menschen von Natur aus; die christliche Glaubens- und Sittenlehre leugnet diese Pflicht nicht nur nicht, sondern bestätigt und verklärt sie. Ein „Grundriß“, der dieses Grundgesetz des menschlichen Lebens und Zusammenlebens nicht nur unbeachtet läßt, sondern sogar ausdrücklich und geflissentlich leugnet, wie Lugmayer es tut, muß als von Grund aus verfehlt erklärt werden.

Sodann sei auch noch auf die gänzliche Unausführbarkeit des Grundsatzes hingewiesen, dem Arbeiter gebühre nicht nur ein entsprechender Entgelt, sondern der ganze Ertrag seiner Arbeit. Wer will denn, um nur ein Beispiel anzuführen, bei einem landwirtschaftlichen Betriebe den Ertrag einzelner Arbeiten, des Pflügens, des Aderns, des Säens, Eggens, Mähens, des Bindens der Garben, des Dreschens, Reinigens des Getreides u. s. w. bestimmen? Nach Lugmayers Grundsatz hat jeder von denen, die nacheinander diese Handlungen vorgenommen und zum Zustandekommen des Endproduktes, des Getreides, mitgewirkt haben, ein Recht auf den ganzen Ertrag seiner Arbeit. Das bestimme nun jemand! Das ganz gleiche gilt von den Arbeiten in einem Industriebetrieb. Zum Zustandekommen des Endproduktes helfen verschiedene Maschinen und daher verschiedene Arbeiter mit, welche die Maschinen besorgen oder bedienen. Nicht einmal die Leistung der Maschine als solche läßt sich gegenüber der Leistung des Arbeiters, der sie zu bedienen hat, bestimmen; noch weniger die Leistung der einzelnen Arbeiter, angefangen vom Kesselheizer durch die verschiedenen Phasen der Arbeit hindurch bis zu dem, der das Endprodukt von der Maschine entgegennimmt. Und dann hat nach dem Grundsatz Lugmayers jeder Arbeiter das Recht auf den vollen Arbeitsertrag; er hat das Recht

bis auf den letzten Heller. Arbeit ist Arbeit und Arbeit für andere bleibt Arbeit für andere, auf was immer für einem Gebiete sie geleistet wird, auf hygienischem, geistigem (durch Unterricht), wirtschaftlichem, staatlichem oder sonstigem. Warum muß für die wirtschaftliche Arbeit dem Arbeitenden der volle Ertrag zufallen, wenn er auf den anderen Gebieten ihm nicht zugesprochen werden kann?¹⁾

Auch ist die Frage berechtigt, wie denn so viele andere, die auch Arbeit leisten, zum vollen Ertrage ihrer Arbeit gelangen sollen, z. B. alle jene, die auf dem Gebiete der Gesundheitspflege beschäftigt sind, Aerzte, Pharmazeuten, Krankenpfleger u. s. w., deren Arbeitserfolg die Gesundheit der anderen Menschen ist, Lehrer in irgend einer höheren, mittleren, untersten Schule, deren Arbeitserfolg im

¹⁾ Aus dem, was P. Frodl S. J. in seiner Broschüre „Merbau einer christlichen Gesellschaft. Bedruf an das katholische Volk“ S. 34 schreibt, wird vielleicht mancher Leser sich die Meinung bilden, auch Noldin in seiner Moraltheologie vertrete die gleiche Ansicht wie Lugmayer. Dem ist aber gar nicht so. Frodl führt von den drei Sätzen, die Noldin (2. Bd., n. 425; in der 18. Aufl. n. 398) aufstellt, nur die beiden ersten an, läßt den dritten Satz, der erst erkennen läßt, wie der zweite zu verstehen ist, aus und argumentiert dann vermittelt der beiden ersten Sätze so, als ob der dritte gar nicht da stände. Der erste Satz lautet: „Wer am eigenen Stoff eine neue Form erzeugt, ist Eigentümer des Stoffes und der erzeugten Form, d. h. der ganzen neuen Sache, denn er hat das Recht auf die Frucht seiner Arbeit.“ (Qui in re propria novam formam producit, est dominus rei et formae productae seu totius novae substantiae, quum jus habeat in fructus laboris sui.) 2. „Wer durch Arbeit an einem fremden Stoff eine neue Form erzeugt, erwirbt an sich (per se) nur Miteigentum an der veränderten Sache. Der Stoff gehört dem früheren Eigentümer, die neue Form, die ja eine Frucht der Arbeit ist, gehört demjenigen, der die Arbeit geleistet hat.“ P. Frodl läßt unbeachtet, daß Noldin sagt: „erwirbt an sich ein Miteigentum“, woraus hervorgeht, daß der Satz je nach den Verhältnissen verschieden angewendet werden muß. Der von Frodl nicht angeführte dritte Satz Noldins lautet: „Da der Mensch Herr seiner Arbeit ist, kann er diese auch zum Nutzen anderer verwenden. Wer nun seine Geistes- oder Körperkräfte einem andern anheimstellt, also im Dienste eines andern arbeitet, erwirbt kein Recht auf die Frucht seiner Arbeit, sondern auf einen gerechten Arbeitslohn, von dem später gehandelt wird.“ (Quum homo sit dominus laboris sui, hunc alteri elocare potest; jamvero qui vires suas sive spirituales sive corporales alteri elocavit atque ideo in alterius servitio laborat, non acquirit jus in fructus laboris, sed in justam laboris mercedem, cujus quantitas inferius determinabitur.) Von dem gerechten Arbeitslohn handelt er dann im Traktate über die Beiträge und tritt in voller Uebereinstimmung mit den anderen Theologen für den Familienlohn ein: *Justitia commutativa exigit, ut pro labore operarii validi atque adulti merces familiaris solvatur* (edit. 18, n. 611). Auch über die von P. Frodl a. a. O. angeführten Worte aus der Enzyklika *Rerum novarum* ist das gleiche zu sagen. Leo XIII. stellt nur einen von allen ange nommenen Grundsatz auf mit den Worten: *Quomodo res effectae causam sequuntur, a qua effectae sunt, sic operae fructum ad eos ipsos qui operam dederint, rectum est pertinere*, der dann je nach den Verhältnissen verschieden anzuwenden ist. Leo XIII. wendet ihn hier auf die Arbeit an, die jemand auf den bisher in Niemandes Eigentum stehenden Boden verwendet. Wo die Enzyklika dann aber von der Arbeit handelt, die im Dienste anderer verrichtet wird, sagt sie nicht nur nichts vom „vollen Arbeitsertrag“, sondern spricht nur vom „gerechten Lohn“ und vom Ausmaße dieses Lohnes.

Fortschritt ihrer Schüler besteht, die Beamten im Dienste eines Staates, Provinz, Gemeinde u. s. w., deren Arbeitsertrag die gute Verwaltung des betreffenden Gemeinwesens ist. Diese alle arbeiten für andere. Gebührt ihnen auch der ganze Arbeitserfolg? Und wie läßt sich dieser bestimmen? Doch es ist genug zum Beweise der Unhaltbarkeit des Lugmayerschen, nicht in der Naturordnung begründeten, sondern von den Sozialdemokraten entlehnten Grundsatzes.

Bei dem ersten der drei oben angegebenen Grundsätze, es sei die Arbeit der einzig rechtmäßige ursprüngliche Erwerbstitel, brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Vorerst ist zu bemerken, daß der Grundsatz nicht übereinstimmt mit dem von Lugmayer zugelassenen Erbrecht. Der Erbe erwirbt die Hinterlassenschaft doch nicht durch Arbeit! Ferner ist zu fragen, ob denn alle Schenkung zeitlichen Besitzes gegen das Naturgesetz ist; wer das Geschenkte annimmt, bestehe es in beweglichen oder unbeweglichen Gütern, erwirbt es doch nicht durch Arbeit! Der Finder, Entdecker u. s. w. eines in Niemandes Eigentum befindlichen Gegenstandes kann ihn ohne Arbeit durch bloße Aneignung für sich erwerben. Dann noch eine weitere Frage: Wenn Arbeit der einzige Erwerbstitel ist, muß man dann nicht auch folgerichtig sagen, der Erwerb müsse sich einzig nach dem Maße der Arbeit richten, so daß nur ein größeres Maß von Arbeit auch zu einem größeren Erwerb berechtige? Wer bestimmt dann und wie bestimmt er das Maß der Arbeit, zumal bei den tausenderlei Arbeiten, welche von den Menschen zu verrichten sind? Man sieht, Lugmayer hat ein Prinzip aufgestellt, ohne irgendwie die Konsequenzen, die sich aus ihm ergeben, bedacht zu haben.

Mehr zu sagen ist nicht nötig, um zu zeigen, daß Lugmayer irrt und mit ihm alle jene, welche seinen Ansichten Glauben schenken. Auch in der von ihm herausgegebenen Zweimonatschrift werden diese und ähnliche unhaltbare Grundsätze verfochten. Daß diese „neue Wiener Richtung“ der katholischen Arbeiterbewegung, deren Förderung uns allen eine Herzenssache ist, nicht nützen, sondern nur großen Schaden bringen kann, liegt auf der Hand. Ihre Grundsätze sind der Wahrheit zuwider, stören die so notwendige Einheit der christlichen Arbeiterbewegung, erfüllen die einzelnen Arbeiter, welche den Wahrheitsgehalt derselben nicht so genau prüfen können, mit noch größerer Erbitterung, mindern also nicht die Klassegegensätze, sondern mehren sie noch. Der Kampf für die christliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung muß weiter geführt werden; entschlossen und einig müssen alle dazu mithelfen. Erfolg aber läßt sich nur hoffen, wenn man unbekümmert um die Gunst der Hohen oder Niedrigen, um die Sympathien der Reichen und der Armen, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer nur die Wahrheit und die Gerechtigkeit anstrebt und so die von Gott gegebenen Gesetze auslegt.

Die große Münchener Volksmission 1926.

Von P. Alois Boggruber S. J., Volksmissionär, Wien.

Zum dritten Male bereits hat man im November 1926 eine Gesamtmissionierung von ganz Groß-München unternommen. Auch diesmal ist das Unternehmen geglückt, noch vollkommener als alle früheren Male.

Da die Großstadtseelsorge zu den allerschwierigsten Seelsorgeproblemen zählt, ja in den Augen mancher Priester als Problem gilt, auf dessen befriedigende Lösung man rundweg verzichten müsse, dürfte eine Darstellung über die Erfolge der letzten Münchener Mission, aber auch über die Art ihrer Durchführung von Interesse sein. Sie dürfte in manchem entmutigten Großstadtseelsorger einen Hoffnungsstern aufleuchten lassen, aber zugleich eine Reihe von praktischen Winken geben, die auch anderweitig Erfolg versprechen.

Vor allem hielten viele — darunter auch Priester — es für verfrüht, schon nach sieben Jahren — die letzte hatte 1919 stattgefunden — wieder eine regelrechte Mission in ganz München abhalten zu lassen; doch andere, darunter vor allem der hochwürdigste Weihbischof Dr. Michael Buchberger, waren der Ansicht, in einer größeren Stadt, wo die Eindrücke, auch die stärksten, sich bald wieder verflüchtigen, sei es durchaus angezeigt, den Zeitabstand zwischen den Missionen, der für gewöhnlich ein Jahrzehnt beträgt, kürzer zu fassen. Die Tatsachen haben diesen Letzteren vollkommen recht gegeben, in ganz München wurde die Mission mit großem Interesse aufgenommen, das sich immer steigerte.

1. Das äußere Bild.

Es sollten durch die Mission möglichst alle Katholiken erfaßt werden; da durfte man sich auf keinen Fall auf die Pfarrkirchen beschränken, sondern mußte auch die Klosterkirchen in den Dienst der großen Sache stellen; in den Wirkungskreis wurden auch einige in nächster Nähe Münchens gelegene Pfarreien einbezogen; im ganzen konnte man gleichzeitig von 47 Kanzeln aus die alten und immer aufs neue mächtig ergreifenden Missionswahrheiten verkünden hören. Davon war eine Kanzel (Liebfrauen-Dom) den Dominikanern anvertraut, je eine den Augustinern und Benediktinern, je zwei den Karmeliten und Pallottinern, drei den Minoriten, je sechs den Kapuzinern, Redemptoristen und Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, acht den Franziskanern der verschiedenen deutschen Provinzen und elf den Jesuiten. Zusammen wirkten 124 Missionäre. Überall dauerte die Mission gleich lang: Voraus ging eine kurze Kindermission, 11. bis 13. November (Donnerstag bis Samstag). An täglich ein bis zwei Predigten wurden die Kinder nicht bloß zu einer guten Missionsbeichte vorbereitet, sondern — was für den

Erfolg der Mission von einschneidender Bedeutung war — zur apostolischen Mitarbeit durch Gebet und Bitten bei den Angehörigen begeistert. — Vom 14. bis 21. November fand die Mission für die Frauenwelt, mit möglichstem Ausschluß der Männer, statt. Vom 21. bis 28. November dauerte die Mission für die Männer, mit Ausschluß der Frauenwelt. An allen Sonntagen vormittags, wie am Schlußsonntag (28. November nachmittags) waren die Predigten allen zugänglich. — Die Anzahl der Predigten war in den verschiedenen Kirchen nicht gleich, in der Frauenwoche gab es überall täglich mindestens drei Predigten, in der Männerwoche entfiel mancherorts die Nachmittagspredigt.

2. Und der Erfolg?

Da wiederholt die Teilnehmer bei den Predigten gezählt wurden und ebenso hinsichtlich der Zahl der Beichtenden wie Kommunionisierenden genaue Kontrolle geführt wurde, stehen folgende Ziffern fest: Die Predigten wurden durchschnittlich von 30 bis 40% der erwachsenen Katholiken besucht; heilige Beichten wurden abgelegt: von Männern 54.107; von Frauen 111.754; zusammen 165.861, mit den Beichten der Schulkinder ca. 50.000, zusammen ca. 215.000. Kommunionen wurden insgesamt während der Mission ausgeteilt 295.957. — Da nun München 553.000 Katholiken zählt — mit den bei der Mission mitpastorisierten Pfarreien 570.000, wovon aber 40.000 nicht beichtpflichtige Kinder abzurechnen sind, ergibt sich bei 530.000 Beichtpflichtigen eine Zahl von 215.000, die ihre Missionsbeichte abgelegt, also die Mission bis zum Letzten mitgemacht haben. Das ist gewiß, wenn man sich den Großstadtkarakter Münchens vor Augen hält, ein achtunggebietender Prozentsatz.

Noch andere Früchte zeitigte die Mission: u. a. traten 907 zum Männerapostolat bei, 1457 zu anderen religiösen Vereinen; 57 Abgefallene wurden wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, 118 ungültige Ehen in Ordnung gebracht. Und ein Erfolg, der zahlenmäßig nicht gebucht werden kann: Bei wievielen, die sich noch nicht zur Beichte entschließen konnten, wurde das Interesse an der Religion wachgerufen, Tuzende von Vorurteilen wurden in ihren Herzen beseitigt, der katholische Glaube steht nicht mehr als ein schadhafte, altertümliches Museumstück vor ihrem geistigen Auge, sondern zumindest als ein geistiger Tempel, der auch dem modernen Denker seine Bewunderung abnötigt, und nicht minder als eine frisch sprudelnde Quelle, aus der auch der Mensch von heute Freude und Kraft in Fülle schöpfen kann.

Man wird ruhig behaupten können, daß es in ganz München nur sehr wenige gegeben hat, denen in der Gnadenzeit der heiligen Mission nicht wenigstens ein Himmelskörnlein auf den Herzensgrund gefallen wäre.

3. Die Wege zum Erfolg.

Eine große Volksmission bedeutet einen Feldzug, bei dem es gilt, gefährdetes Gelände zu sichern, verlorenes zurückzugewinnen. Bei einem Feldzug gibt es keinen nennenswerten Erfolg ohne guten Feldzugsplan. Nach einem solchen muß auch bei einer Großstadtmission vorgegangen werden.

Vor allem gilt es, die Katholiken schon vor der Mission in die rechte Stimmung zu versetzen, so daß sie den Predigten gleich zu Beginn nicht bloß Interesse, sondern Sympathie entgegenbringen. „Quomodo credent ei, quem non audierunt?“ (Rom 10, 14). Was hilft es, Mission halten zu lassen, und die besten Prediger kommen zu lassen, wenn man nicht zugleich dafür sorgt, daß die Pfarrkinder kommen und zuhören, und zwar schon anfangs, bei den grundlegenden Wahrheiten? Das scheint freilich manchem ein schier unlösbares Problem. Und doch kann es gelöst werden durch eine genügende Anzahl von Laienhelfern, die sich in den Dienst der Missionsvorbereitung stellen; diesmal waren es 4763, zumieist Mitglieder der religiösen Vereine. Jeder Seelsorgs-Sprengel hatte seine bestimmten Laienapostel; der Generalfeldmarschall für ganz München, wie Weihbischof Dr. Buchberger nach der Mission sich launig ausdrückte, war der Jesuitenpater Rupert Mayer, der dieses Amt schon bei der Mission 1919 versehen hatte. — Diese Laienhelfer teilten die ganze Stadt unter sich auf und besuchten jede Partei zum Teil vor der Mission, zum Teil während derselben, im ganzen vier- bis sechsmal. Diese Vertrauenspersonen bekamen auch eine gedruckte Anweisung in die Hand, wie sie mit möglichst viel Nutzen ihr wichtiges, aber schwieriges und nicht dornenfreies Amt versehen könnten. Eine recht kluge Anweisung darin lautete z. B.: „Man lasse sich in keine Diskussion ein, sondern überreiche die Zeitung (von der weiter unten die Rede sein wird; d. B.) mit fröhlicher, sonniger Miene und lade die Katholiken in möglichst gewinnender Form zur Teilnahme an der Mission ein. Machen die Leute Schwierigkeiten, so weise man auf die Zeitung hin, die die Lösung enthalte, oder auf die Predigten, die während der Mission in den Kirchen gehalten werden. Auf alle Fälle vermeide man jede unliebsame Auseinandersetzung.“ Eine andere: „Man achte darauf, ob kleine Kinder in der Familie sind, welche die Mutter hindern könnten, sich an der Mission zu beteiligen. Man mache darauf aufmerksam, daß die Kinder in einem durch das Pfarramt näher zu bestimmenden Lokal von durchaus zuverlässigen Personen betreut werden, während die Mutter die Predigt besucht oder die heiligen Sakramente empfängt.“

Eine der Hauptaufgaben dieser Vertrauenspersonen bestand in der Ueberbringung der „Missionszeitung“. Für die große Mission von 1926 wurden sechs Nummern — in Abständen von ein bis zwei Wochen — unter dem Namen „Friedensengel“ ausgegeben. Die Gesamtauflage aller sechs Nummern, jede vierseitig, betrug 250.000!

Selbstredend war außerdem die genaue Missionsordnung auf großen Plakaten an Kirchenthüren und anderen Häusern der Pfarrei angeschlagen. — Die sechs Nummern der Zeitung sollten das Herz für die Aufnahme der großen Missionsgnade empfänglich stimmen. Darum an der Spitze der ersten Nummer ein flammender Aufruf des hochwürdigsten Kardinalerzbischofs Dr. M. Faulhaber; in den folgenden Nummern bald Widerlegung von Einwänden und Vorwänden, die die Menschenseele hat, wenn sie sich von Satan abwenden und Gott zuwenden will, bald wieder anmutige und erbauliche Erzählungen, Glücksepisoden könnte man sie nennen, aus der großen Geschichte der Volksmissionen; natürlich erfahren eine besonders gründliche Behandlung die größten Zeitgefahren: für Deutschland die Mischehe und die Leichenverbrennung. Als ausführlichste und kräftigste Instruktion, wie sich der Katholik gegenüber der Leichenverbrennung zu verhalten habe, ist im „Friedensengel“ Nr. 6 der ganze Wortlaut der aufsehenerregenden Allerseelenpredigt des Kardinals Faulhaber über die Leichenverbrennung angeführt. (NB.: Mit Erlaubnis des hochwürdigsten Kardinals als separates Flugblatt zur Massenverbreitung vom Verfasser des Artikels herausgegeben beim Verein Volksbildung, Wien, XVIII., Sternwartestraße Nr. 9.) — Ferner richtet sich eine eigene Nummer an die Herzen der Kinder, eine andere an die Frauen und Jungfrauen, eine dritte an die Männerwelt. Für die am meisten gefährdete Klasse der Seelsorgskinder, die Jungmänner, wandte man mancherorts besondere Mühen auf; so ließ der eifrige Seelsorgsklerus von München-St. Margaret eine eigene Werbeschrift an die Jünglinge hinausgehen, in der jeder „liebe junge Freund“ herzlich zur Teilnahme an der Mission eingeladen wurde.

Allen voran arbeitete der auf der Höhe der Zeit stehende Seelsorgsklerus von München auf einen vollen Erfolg der Mission hin. Sitzung auf Sitzung folgte, unzählige Gänge und Telephon-Anrufe waren zu machen, bis alles „klappte“. „Seit Ostern bis heute“, erklärte ein Münchener Pfarrer am Schlusse der Mission, „sind wir immer in Atem gehalten worden“. — Nicht unwesentlich trugen zum Erfolg der Mission die Bemühungen des hochwürdigsten Oberhirten Kardinals Faulhaber, vor allem die des Weihbischofs Dr. M. Buchberger bei. Die Missionäre erhielten, um ein einheitliches Vorgehen zu erzielen, in einer gemeinsamen Audienz vor Beginn der Mission vom hochwürdigsten Weihbischof wertvolle Mitteilungen über den seelsorglichen Stand der Münchener Katholiken, sowie praktische Weisungen für die Kanzel und den Beichtstuhl. Ein Auszug davon wurde den Missionären auch eingehändigt. — Vor allem erwiesen sich als sehr fördernd die möglichst weitgehenden Vollmachten, die der hochwürdigste Kardinal den Missionären für die Dauer der Mission und der ihr folgenden zwei Wochen verliehen hatte. Eine der zweckdienlichsten sei hier angeführt:

„Qui sine formali adhaesione ad haeresim discessum ex Ecclesia catholica apud magistratum civilem declararunt, per specialem facultatem occasione hujus Missionis reconciliari possunt sola absolutione sacramentali ab excommunicatione pro foro interno et externo, revocata haeresi secrete coram confessario, imposita tamen gravi obligatione, regressum in Ecclesiam brevissimo tempore proprio parcho aut ejus vicario nuntiandi. Haec declaratio fiat, si possibile est, intra tempus missionis, in sacristia parochiae hora ad hoc fixa.“

In nicht wenigen Fällen wurde davon Gebrauch gemacht.

Daß für dieses Werk der Gnade vor allem der Segen des Himmels herabgerufen wurde, versteht sich von selbst. In sämtlichen Klöstern und geistlichen Anstalten Münchens wurden monatelang eigene Gebete um Segen für die Mission verrichtet, ein wahrer Generalsturm an das Gottesherz, mit den Gnaden recht freigebig zu sein.

4. Die Kosten.

Überall, wo Menschen etwas Großes unternehmen, ist eine der Hauptfragen: Was kostet's? Können wir die Mittel hiefür aufbringen? Wenn irgendwo, wäre bei einem solchen Riesenunternehmen diese bange Frage erklärlich gewesen. Aber der echte Priester vertraut gerade bei solchen Werken auf den Herrn, dessen Interessen ja hier allein auf dem Spiele stehen; und in diesem Vertrauen ist wohl noch kein Seelsorger zuschanden geworden. Auch nicht die eifrigen Seelsorger von München. Ja, die Auslagen waren gewaltige. Für 250.000 Flugblätter allein lag eine Rechnung über 12.000 Mark vor. Und das war weitaus der geringste Posten. Aber für sämtliche Auslagen fand sich eine Dedung. Die Hälfte bis zwei Drittel der Auslagen wurden gedeckt durch freiwillige Almosen gelegentlich der Mission, der Rest durch Zuschüsse aus der Gesamtkirchenverwaltung. (Wo keine solche praktische Einrichtung wie in Bayern besteht, könnte dafür eine allgemeine Sammlung etwa in einer vielgelesenen Zeitung eingeleitet werden, die sicherlich den erforderlichen Betrag hereinbrächte.) In einer großen Pfarrei Münchens z. B. betrugen die Gesamtauslagen 2200 Mark (einschließlich 600 Mark für den „Friedensengel“), hingegen wurden in den Tagen der Mission nicht weniger als 1400 Mark gespendet; der Rest wurde auch dort, wie oben erwähnt, von der Gesamtkirchenverwaltung beglichen.

5. Mission und Presse.

Während die katholische Presse wiederholt auch zu längeren Berichten ihre Spalten öffnete — so erwartet man es auch von der katholischen Zeitung bei einer Mission — wurde die Mission von der gegnerischen Presse im großen ganzen totgeschwiegen. Ueber

die Beweggründe war man sich nicht klar; es dürften aber die im Recht sein, die annahmen, daß solche Zeitungen eine feindliche Stellungnahme gegen die Mission in einem Ausfall an Abonnenten zu verspüren bekämen und darum aus Klugheit hierüber das Schweigen vorziehen. Nur ein recht unanständiges Blatt, die holschewistische „Neue Zeitung“, brachte einige verleumderische Notizen über die Mission. So sollte z. B. ein recht milder und sanfter Vater, ein gutmütiger Bayer, gesagt haben: „Wenn eine verheiratete Frau nicht wenigstens zehn Kinder habe, dann sei sie . . .“. Merkwürdigerweise verbreiteten bald darauf bei einer Mission in Niederösterreich einige Hezer dieselbe Verleumdung. Gegen obige Zeitung wurde, was in diesem Falle das Richtige ist, die Strafanzeige wegen Verleumdung erstattet.

6. Warum haben nicht alle Katholiken mitgetan?

Beim Festabend der Vertrauensleute im Bürgerbräukeller, der am 10. Jänner 1927 stattfand, hat der scharfblickende Weihbischof Dr. Buchberger selbst diese Frage beantwortet, wie folgt: „Man kann“, so sprach der bischöfliche Redner, „etwa vier Gruppen jener unterscheiden, die gefehlt haben: 1. Jene, die überhaupt kein religiöses Gefühl, kein religiöses Bedürfnis und Verständnis mehr haben . . . Es reißt eben in der Großstadt ein gewisses Heidentum ein, das ohne Glauben dahinlebt. 2. Die zweite Gruppe sind jene, die geistig abgekommen sind vom Glauben, die ihn weggeworfen haben, weil er ihnen als eines gescheiten Menschen unwürdig erscheint; das sind die Freidenker, die Theosophen, die Anthroposophen und sonstigen -sophen. 3. Zu unseren schlimmsten Gegnern zählt der Kommunismus. Ich rede hier gar nicht vom Sozialismus, weil es hier immer noch viele gibt, die für sich persönlich sagen: Ich unterscheide zwischen meinem politisch-wirtschaftlichen Programm und meinem Glauben. Anders beim Kommunismus, der sich als schärfster Feind der Mission erwiesen hat. (NB.: In Oesterreich gilt dies vielfach schon vom Sozialismus. D. B.) 4. Die vierte Gruppe jener, die fernegeblieben sind, sind jene, die zu locker leben, denen die Vorschriften der Kirche zu streng sind, jene, die es nicht vertragen können, daß die Kirche auch über die Heiligkeit und Reinheit der Sitte wacht und alles verurteilt, was sich mit diesem Geist der Reinheit nicht verträgt“ („Neues Münchener Tagblatt“, 11. Jänner 1927).

Es sind dieselben Menschenklassen, die auch anderwärts der Mission ferne zu bleiben pflegen. — Leider gibt es darunter eine gute Zahl, denen ein Mensch überhaupt religiös nicht mehr bekommen kann, die man nur der Barmherzigkeit Gottes empfehlen kann, daß sie durch einen blendenden Lichtstrahl wie bei Saulus oder durch eine langwierige und schmerzliche Krankheit wie bei vielen anderen die widerstrebende Seele zur Umkehr bewege.

7. Was lehrt die Münchener Mission?

Fürs Erste sind die gemachten Erfahrungen in hohem Grade geeignet, dem Großstadtseelsorger Mut einzulößen. Wer hätte es noch vor 20 Jahren für möglich gehalten, daß in einer Großstadt mehr als ein Drittel der Bevölkerung die heiligen Sakramente empfängt? Was in der Großstadt München möglich war, wird wenigstens annähernd auch anderwärts zu erreichen sein, wenn man alle Hilfsmittel — und wer ist denn daran reicher als wir Priester — in Anwendung zu bringen sucht. — 2. Die Erfahrung hat hier bestätigt, was in Deutschland schon als Axiom gilt: In größeren Pfarreien darf keine Mission unter 14 Tage dauern. Der Grund liegt nahe; weil für die meisten nur die Abendpredigten in Betracht kommen. — 3. Ebenso bewährt hat sich die Einrichtung der nach Geschlechtern getrennten Mission: eine Woche nur für die Frauen, eine nur für die Männer. Die Furcht, es könnte in der zweiten Woche die Kirche fast leer stehen, ist unbegründet, wo die Mission richtig vorbereitet wurde. In Regensburg-Dompfarre z. B. war der Besuch in der Männerwoche sogar noch besser als in der Frauenwoche. — 4. Wer glaubt, der Städter gebe nicht viel auf die Neußerlichkeiten, der ist im Irrtum. In eine möglichst schön geschmückte Kirche, zu schönem Gottesdienste zieht es auch den Städter viel lieber als in ein fahles Gotteshaus, das nur im Werktagsgewand dasteht und am Altar und auf dem Chor nur Werktägliches bietet. — 5. Als unerläßlich gilt heute schon fast überall die Einladung durch eigene Flugschriften; geeignete Flugschriften sind erhältlich: für Deutschland bei Hermann Rauch, Warendorf, für Oesterreich beim Verein Volksbildung, Wien, XVIII., Sternwartestraße 9. Die Verteilung solcher Schriften in Verbindung mit der persönlichen Einladung durch Vertrauenspersonen verbürgt schon zur Hälfte den Erfolg. — 6. Eine eigene Kindermission ist von durchschlagender Bedeutung: Die Kinder sind ja die allerwirksamsten Apostel für ihre Eltern; daher ist sie am Beginn, womöglich vor Beginn der eigentlichen Mission, anzusetzen. — 7. Auch in der Großstadt lohnt es sich, in der Früh Predigten anzusetzen, sie waren vielfach sogar recht gut besucht. Freilich gilt das nur für die Frauenwoche. In bezug auf die Männerwoche sind nach den gemachten Erfahrungen die meisten Seelsorger und Missionäre Münchens der Ansicht, daß der Besuch der Frühpredigten in keinem Verhältnis zum Besuch der Abendpredigten gestanden habe. Daher glaubten sie für die nächste Mission vorschlagen zu sollen, daß die Männermission allein 14 Tage dauern und nur Abendpredigten gehalten werden sollten. Dadurch erhält man auch mehr Zeit zum Beichtthören der Männer. — 8. Vor allem ist wieder ersichtlich geworden die einzigartige Durchschlagskraft einer gut durchgeführten Volksmission.

Der neue Cod. jur. can. bestimmt: can. 1349: „Die Bischöfe mögen achthaben, daß die Pfarrer für die ihnen anvertraute Herde

wenigstens alle zehn Jahre eine sogenannte Volksmission abhalten lassen. Und bei Abhaltung einer solchen Volksmission hat der Pfarrer, auch wenn er ein Ordensmann ist, sich nach den Weisungen des Bischofs zu richten.“ — Möge auch dieser Kanon zur Rettung unseres lieben katholisch-deutschen Volkes beitragen, indem wir ihn befolgen, solange es nicht zu spät ist.

Moderne Tänze.

Von B. van Aken S. J., Frier.

I. Geschichtliches.

1. **Der Tanz als ein natürlicher Ausdruck der Freude** kommt in der Heiligen Schrift seit den ältesten Zeiten vor:

a) bei Aufzügen von Siegern und Königen (Richt 11, 34; 1. Sam 18, 6);

b) bei Siegesfesten und anderen öffentlichen Feierlichkeiten (Ex 15, 20; Jud 15, 15; 16, 24);

c) bei religiösen Prozessionen und zu heiligen Zeiten (2. Sam 6, 5; daher die Aufforderung des Psalmisten, den Herrn „im Reigen“ zu loben. Ps 149, 3; 150, 4);

d) endlich beim abgöttischen Kulte, wo um die Gözenbilder und Götzenaltäre getanzt wurde (Ex 32, 19; 1. Kön 18, 26).

Bei den ersten zwei Veranlassungen tanzten vorzugsweise Frauen und Jungfrauen, bei den letzten zwei auch Männer. Am Laubhüttenfest führten Männer allein im Vorhofe des Tempels vor den versammelten Frauen einen kunstreichen Fackeltanz aus. König David tanzte in heiliger Begeisterung vor der Bundeslade (2. Kön 6, 14).

Eine schöne Rechtfertigung der religiösen Tänze gibt Servius zu Vergil. Eclog. 5. 73: „Ut in religionibus saltaretur, haec ratio est, quod nullam maiores nostri partem corporis esse voluerunt, quae non sentiret religionem; nam cantus ad animum, saltatio ad mobilitatem corporis pertinet.“¹⁾

2. **Der Tanz als Schreiten von Chören in rhythmischer Ordnung mit Gebärdenspiel und feierlichem Gesange** wurde von den Griechen früh in den Dienst der Götterverehrung gestellt. So fand er seinen Weg in die ältesten Feiern zu Ehren des Bakchos, erhielt sich in der hieraus entwickelten Tragödie und Komödie und artete im Dienste desselben Gottes zu den wilden nächtlichen Tänzen der Mänaden aus.

3. **Der Tanz als Beruf** wurde schon im ältesten Aegypten von Tänzerinnen bei Gastmählern ausgeübt, auch im Rom der Kaiserzeit, wo aber der dramatische, oft anstößige Tanz der Mimen und Pantomimen überwog. Im übrigen verhielten sich die Römer dem

¹⁾ Vgl. Bruner in Becker und Weltes Kirchenlexikon XI, 1203.

Tanze gegenüber, was eigene Ausübung angeht, ablehnend, wie es kennzeichnend der Ausdruck Ciceros: *nemo saltat, nisi ebrius*, beweist.

4. Die lebensfrohen Griechen dachten hierin nicht ganz so streng. Lehrreich ist aber doch, daß Homer nur die verweichlichten Phäaken den Reigen nach dem Mahle tanzen läßt.

Von unseren Vorfahren berichtet Tacitus, daß die Jünglinge aus Freude an körperlicher Übung Waffentänze aufführten.

Das Christentum hat den Tanz nicht unterdrückt, sondern nur in den Grenzen der Sitte und Zucht gehalten. Wie bei den Juden, so war selbst noch im christlichen Mittelalter der Tanz auch zereemonielle Kulthandlung (so namentlich in romanischen Ländern).

Im Mittelalter war der Reigen im Freien, verbunden mit Gesang und Ballspiel, und der paarweise Tanz unter der Dorflinde beliebt. Später folgten die Deutschen wie in anderen Dingen so auch im Tanzen fremdem Beispiel. Der Tanz verlangte auch bei geselligem Zusammensein im Winter seine Rechte und so entstanden die Bälle (vom alten Ballspiel im Freien benannt) mit ihren einengenden gesellschaftlichen Formen und vorgeschriebener, sittlich leider nicht immer einwandfreier Kleidung.¹⁾

Aus dem getretenen Tanz im geraden Takt rhythmus entwickelten sich (außer den Märschen) die Konzerttänze: Quadrille, Française, Schottisch u. s. w. Aus dem gesprungenen Tanz im ungeraden Rhythmus entstand der Walzer: Hopser, Ländler, Schuhplattler, Polka, Polonaise, Mazurka, Galopp u. s. w.

5. **Der moderne Gesellschaftstanz** ist im allgemeinen ganz auf Rhythmus eingestellt und liebt zusehends ausländische Formen. Er wirkt nicht selten anstößig, unästhetisch, art- und volksfremd. Führend ist Foxtrot („Fuchstrab“), dem lebhaftes Tempo und Schleichen auf den Beinen eigen sind und der auch unter den Namen Kameelgang, Chicago, Shimmy („Frauenheind“) läuft. Ihm verwandt, aber schneller zu tanzen ist Paso Doble, gekennzeichnet durch viele kleine Schritte und wirbelnde Drehungen; Abarten, bezw. frühere Bezeichnungen von ihm sind der Two-step („Zweischritt“), mit Marsch an Stelle von Hüpfritten, der langsamere One-step („Einschritt“), der Rag (ein One-step mit Kniebeugeschritt) u. s. w. Der aus argentinischen Verbrecherkneipen stammende Tango mit seinen abwechslungsreichen, schlängelnden Einzelfiguren beruht auf ständigem Abwechseln zwischen langsamen und schnellen Schritten und ausgeprägter rhythmischer Genauigkeit, weshalb Unmusikalische ihn schwer erlernen. Der fast figurenlose Boston, ein weiches Gleiten zu Walzermelodien, wird gegen den Rhythmus getanzt. Der Schiebetanz (Schieber) ähnelt dem Boston.

Neuerdings wird der Tanz auch gepflegt im Sinne gesteigerter Körperkultur, zum Teil im bewußten Gegensatz zur seither beliebten

¹⁾ Siehe J. Franke in *Lexikon der Pädagogik* V, 36 ff.

Kunstform des Ballets und selbst von der Musik losgelöst, dabei nicht selten auf verwerfliche Nacktkultur abzielend. Hier gestaltet er sich im Grunde zu einer rhythmischen Gymnastik, zu tänzerischen Leibesübungen, bezw. zur Erziehung des Körpers für Bewegungen von rhythmischem Fluß und gesundheitlicher Schönheit. Neuere Tanzschulen, namentlich solche, die in diesem Sinn arbeiten, sind die von Mary Wigman (Dresden), Dalcroze (bis 1925 Hellerau, jetzt Larenburg bei Wien), Loheland, Laban (Hamburg), Nottebohm (Halle a. S.), Bode (München).¹⁾

Ueber diese Schulen urteilt Josef Schröteler S. J. also: „Die Schulen Mensendieck, Duncan, Bode, Loheland, Laban und viele ihnen verwandte enthalten, bald dieses, bald jenes der beanstandeten Momente mehr betonend, einen starken Einschlag unkatholischer, wenn nicht gar antikatholischer Anschauung. Es ist daher selbstverständlich, daß Katholiken den Unterricht dieser Schulen nicht mitmachen dürfen. Nur meisten hält sich vielleicht noch die Dalcroze-Schule in ihrer ursprünglichen Form fern von solchen Zeitströmungen. Wie die Methode allerdings heute bereits von einer Reihe von Nachfolgern des Schweizer Musikers gehandhabt wird, weist ebenfalls stark in die Linie, die wir eben zeichnen mußten.“²⁾

II. Beurteilung des Tanzes vom Standpunkt der Moral.

1. Der Tanz an sich als natürlicher Ausdruck der Freude und Fröhlichkeit ist etwas Harmloses und Unschuldiges. Freudiges Hüpfen und Springen ist nicht sündhaft. Der Tanz ist seiner Natur nach sittlich indifferent. Ratio, quia saltare non est per se actus libidinis, sed laetitiae (S. Alph. III, 429).

Die Tanzvergnügen, wie sie tatsächlich stattfinden, neigen aber sehr auf die Seite des Bösen und sind insolgedessen nicht wenig gefährlich. Man muß von ihnen mit dem heiligen Franz von Sales sagen: „Derartige Veranstaltungen rauben dem Menschen einen großen Teil, ja vielleicht die ganze Nachtruhe. Die Morgenstunden, die köstlichsten des Tages, gehen für sie verloren und mit ihnen die Gelegenheit, Gott zu dienen. Wir müssen es also unvernünftig nennen, wenn der Mensch die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht macht. Vom höheren Stand' unkt aus aber ist es Torheit, die guten Werke gegen Ländeleien zu vertauschen.

Jeder will bei einem Tanz gefallen, ja womöglich der Schönste sein, und diese Eitelkeiten sind gar oft die Veranlassung zu gefährlichen Liebeleien. Von den Tänzen gilt daselbe, was man von den Pilzen sagt: auch die besten unter ihnen taugen nichts. Man muß

¹⁾ Siehe: Der Kleine Herder, S. 1324.

²⁾ Josef Schröteler S. J., Sonderabdruck aus Schule und Erziehung, 1. Heft 1925: Rhythmit und Erziehung. Kath. Schulorganisation, Düsseldorf. Wilhelm-Tell-Straße 16.

auch bei ihrer Zubereitung äußerst vorsichtig sein: wer eine solche Veranstaltung nicht umgehen kann, muß acht haben, daß der Tanz gut „zubereitet“ ist, d. h. daß ihm Sittsamkeit, Würde und gute Meinung nicht fehlen. Ich gebe dir den Rat: tanze wenig und selten, Philothea, damit du ja nicht Gefahr läufst, eine Neigung dafür zu gewinnen!

... Bälle und andere nächtliche Veranstaltungen sind gewöhnlich auch die Sammelplätze von Sünden und Lastern. Da wagen sich Kleid und Spott und Streitsucht und sündige Liebe heraus. Es ist, als ob bei solchen Vergnügungen das Herz noch einmal so weit geöffnet, noch einmal so empfänglich wäre für alles Böse. Jedes zweideutige Wort, jede schändliche Schmeichelei, jeder unreine, verlockende Blick ist auf diesem Boden ungleich giftiger und verführerischer“ (Philothea III, 33).

Der eigentliche Reiz der Tänze beruht nicht in dem Hüpfen und Springen, nicht in der taktmäßigen Bewegung, sondern in dem freieren und engeren Verkehr zwischen Personen verschiedenen Geschlechts, und dieser wird zur Gefahr, wo sich „alle Bande frommer Schen lösen“, wie es häufig bei den öffentlichen Tanzbelustigungen oder den Winkeltänzen in Vorstädten der Fall ist. Die Umstände, unter denen die Tanzbelustigungen oft stattfinden, erhöhen die Gefahr. Es kommt da gewöhnlich alles zusammen, was die Sinne reizt und aufregt. Der äußere Brunk, die sinnliche Musik, der bezaubernde Lichtglanz, die berausenden Getränke, die körperliche Erregung, die weibliche Eitelkeit, die auffallende, oft wenig ehrbare Kleidung, das Ueberbieten in Schmeicheleien, die leichtfertigen Reden, die Zudringlichkeiten ohne rechte Möglichkeit der Abwehr und besonders das unbewachte Heimgehen im Dunkel der Nacht.

Bei den Tanzvergnügen geschlossener, ehrbarer Gesellschaften ist wohl ein Teil dieser Gefahren ausgeschlossen, doch liegt fast immer die Gefahr vor, daß die jungfräuliche Sittsamkeit leidet und so der sichere Weg zur Sünde geebnet wird.

2. Der Tanz wird also sündhaft:

a) **durch die Absicht**, wenn er gewollt wird als Mittel und Gelegenheit, die ungeordnete sinnliche Begierlichkeit anzuregen oder zu befriedigen, oder wenn er mit Personen getanz wird, bei denen diese Absicht anzunehmen ist;

b) **durch die Umstände**, wenn er in unehrbarer Weise, das heißt mit offenbar unehrbaren Gesten, Bewegungen, Berührungen oder Küffen stattfindet, oder in einer auffallend unanständigen Kleidung und das um so mehr, wenn sich damit ein Zustand sinnlicher Erregung verbindet, wie ihn kisterne Blicke oder Gespräche, rohsinnliche Musik, reichlicher Genuß geistiger Getränke und dergleichen verursachen.

3. „Moderne Tänze, die — fast alle von übelster Herkunft — die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit bedrohen, dürfen unter keinen

Umständen, auch nicht in angeblich verfeinerter Form, länger geduldet werden.“ Sechster Leitsatz der deutschen Bischöfe betreffs verschiedener moderner Sittlichkeitsfragen. Zu diesem Leitsatz gibt Josef Schröteler S. J. in seinem Buche „Um Sitte und Sittlichkeit“ S. 89 folgenden guten Kommentar: „Der Leitsatz besagt zunächst nicht, daß alle modernen Tänze abgelehnt werden müssen, sondern solche, die die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit bedrohen. Auch manche ‚alten‘ Tänze können gefährlich sein und müssen daher abgelehnt werden. Aber es ist in der Tat so, daß eine große Zahl der modernen Tänze besonders bedenklich sind. Das wird weit über die katholischen Kreise hinaus zugestanden. Gewisse Schiebetänze sind ihrem ganzen Wesen nach direkt unsittlich. Aber auch viele der anderen geben zu ernstesten Bedenken Anlaß. Man muß sich zunächst darüber klar sein, daß die meisten von ihnen exotische Gewächse sind. Sie kommen vielfach von südamerikanischen Negerstämmen. Dort dienen sie der schwülsten Sinnlichkeit und oft genug der brutalsten Sexualität. Gewiß, diese Tänze hat man bei uns in Europa zum Teil so verfeinert, daß die üble Herkunft verwischt ist. An Stelle der Sexualität tritt eine feinere Erotik; ja, man kann sagen, daß manche dieser Tänze in einer Form getanzt werden können, die ebensowenig, unter Umständen sogar weniger gefährlich ist als unsere alten Gesellschaftstänze. Und doch wird man an der Ablehnung dieser Tänze festhalten müssen. Zunächst einmal deshalb, weil sie und die dazu geschriebene Musik nach dem Urteil sachverständiger Ästhetiker durchaus oberflächlich und hohl ist. Darin liegt die Gefahr, daß man die Hohlheit mit einem anderen Inhalt auszufüllen sucht. Diese Musik (Jazz) ist zudem auf die Erregung sinnlicher Leidenschaft geradezu eingestellt. Dazu kommt ein Zweites. Die Texte, die zu meist der Musik unterliegen, sind vielfach von einer so eindeutigen Gemeinheit, daß man sich schämen muß, sie überhaupt zu lesen. Die Erfahrung zeigt sodann, daß selbst in den Kreisen, in denen diese Tänze in der verfeinerten Form getanzt werden und in denen man auf eine edle Etikette das allergrößte Gewicht legt, bei länger anhaltenden Bällen doch oft eine Form annehmen, die man einwandfrei nicht mehr nennen kann.“

Auch berühmte Professoren der Medizin urteilen ähnlich über die engen Beziehungen der Sexualität zum Tanz. Bei den Tänzen der Naturvölker, bei Kriegstänzen, selbst bei vielen Nationaltänzen, z. B. dem fandango und dem Ole der Spanier, der Tarantella der Italiener, dem Czardas der Ungarn tritt das sinnliche und erotische Element stark hervor.¹⁾

Der Komponist Mascagni erklärte einem Journalisten: „Ich halte den Jazz für verderblicher und demoralisierender als Kokain

¹⁾ Dr Albert MoII, Handbuch der Sexualwissenschaften, 3. Aufl. 1926, S. 302, 350, 717.

oder irgend ein anderes Betäubungsmittel; Jazz ist eine Seuche. Mit Kunst hat er wenig zu tun. Ich habe zu Hause eine wertvolle Sammlung von Negermelodien und Negertänzen und kann Ihnen versichern, daß sie mit dem modernen Jazz nicht das mindeste gemein haben.“¹⁾)

Daher haben schon 1919 die französischen Bischöfe eine Anzahl moderner Tänze wie Tango, Shimmy, Forttrot, Dnestev den Katholiken streng verboten.

Der österreichische Gesamtepiskopat hat zweimal in den letzten Jahren ein klares Verbot der modernen Tänze erlassen. Das Verbot vom November 1922 hat folgenden Wortlaut: „Mit den Päpsten Benedikt XV. und Pius XI. verurteilen auch Wir Bischöfe Oesterreichs auf das entschiedenste die sogenannten modernen, internationalen Tänze, die leider bereits in einem Großteil christlicher Familien, selbst der besten Gesellschaftskreise, Eingang gefunden haben. Unter diesen Tänzen stehen obenan der sogenannte Forttrot, Tango, Dnestev und Shimmytanz, ohne daß die Aufzählung hiemit erschöpft wäre. Wir erklären diese Tänze als mit dem christlichen Sittengesetz durchaus unvereinbar, als schwer sündhaft und schweres Vergernis gebend; christliche Mütter können es mit ihrem Gewissen nie und nimmer vereinbaren, ihren heranwachsenden Töchtern die Teilnahme an diesen Tänzen zu gestatten, und die Beichtväter wären vorkommenden Falles genötigt, solchen die heilige Absolution zu verweigern.“

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, daß viele unserer modernen Tänze in sich eine große sittliche Gefahr bergen, die noch vergrößert wird durch die Vorbereitungen zum Tanzvergnügen, das Verweilen und Zusehen auf dem Tanzplatz, den Hingang zu demselben und vor allem den nächtlichen Heimgang.

Die Sündhaftigkeit der Tänze hängt also ab von der Gefahr, die aus den Tänzen entsteht. Bei der Beurteilung dieser Gefahr muß der Beichtvater aber nicht bloß beachten, wie die Tänze getanzt werden können, sondern wie sie tatsächlich in der betreffenden Gegend, Stadt, Familie getanzt werden. Die Gefahr ist um so größer, je länger und inniger die Umarmung, Berührung der Hände dauern und je freier der Verkehr und das ganze Benehmen der beiden Geschlechter zueinander ist. Besonders groß pflegt die Gefahr zu sein bei Maskenbällen, weil bei diesen die Leichtsinnigen kühner und freier ihren Leidenschaften nachgehen können. Endlich hängt die Größe der Gefahr zur schweren Sünde ab von dem Charakter der betreffenden Person. So ist die Gefahr zur schweren Sünde bei einem sehr leichtsinnigen und zur Sinnlichkeit geneigten Mädchen viel größer, als bei einem wohlgesitteten und ernsten Mädchen.

¹⁾ „Schönere Zukunft“, Nr. 24, S. 480 Wien, 13. März 1927

III. Regeln für den Beichtvater.

1. Tänze, die offenkundig mit unehrbaren Gesten, Bewegungen, Umarmungen, in auffallend unanständiger Kleidung getanz werden, so daß in ihnen eine schwere Gefahr zur Sünde liegt und kein entsprechend wichtiger Grund entschuldigt, sind nicht zu dulden. Darum ist es schwere Sünde solche Tänze zu veranstalten, dazu einzuladen, solche Tänze zu tanzen, die Räume dafür herzugeben, die Musik dabei zu spielen, ja selbst die Zuschauer dieser unsittlichen Tänze können an und für sich nicht ohne schwere Sünde daselbst verweilen.

2. In bezug auf die eigene Gefahr für das Beichtkind:

a) wenn diese eine entferntere ist, so dürfen aus jedem ehrbaren Grunde sittlich einwandfreie Tänze erlaubterweise besucht werden z. B. zur Erholung, um Gelegenheit zur Heirat zu finden, dem Bräutigam nicht zu mißfallen, der Einladung von Nachbarn oder Freunden zu entsprechen, sich keinem Tadel oder Verspottung aussetzen;

b) wenn die Gefahr eine große und nächste Gelegenheit zur Sünde ist,

α) wegen der allgemeinen menschlichen Schwäche, so dürfen diese Tanzvergüßen erlaubterweise nur dann besucht werden, wenn ein wirklich schwerwiegender Grund vorhanden ist, wie z. B. schwere Beleidigung des Ehegatten, der Eltern, der Geschwister. Ist aber das Beichtkind sicher, daß es bei diesen Tänzen zur schweren Sünde kommt, dann darf es trotz des schwerwiegenden Grundes nicht hingehen,

β) wegen der besonderen subjektiven Schwäche des Beichtkinds, überall Gelegenheit zur Sünde zu finden, oder weil es die gewöhnlichen Heilmittel nicht anwendet, so genügt schon ein geringerer Entschuldigungsgrund. Der Beichtvater unterlasse aber nicht, auf die notwendigen Schutzmittel hinzuweisen: ehrbare Absicht, Gebet, Bescheidenheit in Kleidung und Reden, fester Vorsatz nicht zu sündigen, zeitiger Abbruch, Schutz auf dem Heimwege.

3. In bezug auf fremde Gefahr:

a) Die Veranstalter sündigen schwer, wenn sie zu Tänzen einladen, die die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit in grober Weise verletzen; eine läßliche Sünde wäre es, Tänze zu veranstalten, die nur in leichter Weise die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit bedrohen. Sind die Tänze ehrbar, obgleich man anlässlich der Tänze bei mehreren Personen schwere Sünden befürchtet, so entschuldigt die Veranstalter ein entsprechend schwerer Grund. Fürsten, Magistratspersonen wären daher nicht verpflichtet, eine althergebrachte gute Sitte abzuschaffen, auch wenn voraussichtlich schwere Sünden dabei vorkommen.

b) Musiker dürfen nicht zu unsittlichen Tänzen spielen, da die Begleitung in sehr vielen Fällen eine cooperatio proxima ist. Sie

wären nur dann entschuldigt, wenn ein entsprechend schwerwiegender Grund vorläge, z. B. ein außergewöhnlicher Gewinn. Der Ausfall des gewöhnlichen Verdienstes würde sie nicht von Sünde freisprechen.

Anderer die Begleitung zu unsittlichen Tänzen lehren, kann leicht *cooperatio materialis remota* sein und da das Klavierspielen in sich indifferent ist, könnte es erlaubt sein, wenn ein entsprechender Grund vorliegt, z. B. Abwendung eines Schadens. Daß dabei die Sünde der anderen nicht gebilligt und beabsichtigt wird, liegt im Begriff der materiellen Mitwirkung.

Sich freiwillig anbieten, die Begleitung zu den unsittlichen Tänzen zu lehren, könnte in vielen Fällen eine Aufforderung zur Sünde sein und wäre dann selbstverständlich verboten. Da aber manche die Musik um ihrer selbst willen spielen, wegen der Rhythmik u. s. w., nicht aber als Begleitmusik der Tänze, so würde für diesen Fall ein ehrbarer Grund genügen, um die Begleitung zu diesen Tänzen lehren zu dürfen.

Verlangen Schüler oder Schülerinnen den Unterricht in der Begleitung zu unsittlichen Tänzen und ist nur ein Musiklehrer oder eine Lehrerin am betreffenden Orte, so müßten sie in aller Höflichkeit und Ruhe sagen: „Entschuldigen Sie bitte, das ist gegen meine Ehre, für solche Musik bin ich nicht zu haben.“ Sind aber mehrere Musiklehrer am Orte, von denen der eine oder andere diesen Unterricht schon erteilt, so wäre es erlaubt, die Begleitung zu diesen Tänzen zu lehren, um seine Schüler oder Schülerinnen nicht zu verlieren.

c) Tanzlehrer oder Lehrerinnen gehören noch eher als die Musiker zu den *cooperatores proximi*. Sie sind also nur dann entschuldigt, wenn ein entsprechend schwerwiegender Grund vorliegt. Die notwendige Voraussetzung dabei ist, daß sie ihre Schüler und Schülerinnen die modernen Tänze nur in einwandfreier Form tanzen lehren. Persönlichkeiten, die klar auf dem Boden der bishöflichen Leitsätze stehen, könnten hier viel Böses verhindern und viel Gutes wirken, wenn sie streng auf eine wahrhaft edle Etikette sehen und den Schülern und Schülerinnen Achtung vor der Menschenwürde und einen tief innerlichen Anstand, nicht bloß äußere Höflichkeitsformen, einflößen würden. Groß ist darum auch die Verantwortung der Eltern bei der Auswahl der Tanzlehrer und Lehrerinnen.

d) Die Vermieter von Tanzsälen sind nur *cooperatores remoti* und darum durch einen weniger schwerwiegenden Grund entschuldigt; *quare iam causa amittendi lucrum eos excusat, etsi choreae sint inhonestae, quando ipsis non locantibus adsunt alii, qui in hunc finem domum suam locabunt. Quodsi ipsis non locantibus choreae impedirentur, maior causa requiritur* (Moldin-Schmitt II, 128, e).

e) Tänzerinnen, die in öffentlichen Theatern wenig bekleidet Tänze aufführen mit wenig ehrbaren Gesten oder Körperbewegungen, geben dadurch fast immer schweres Mergernis, besonders für die

jüngeren Zuschauer. Solche Tänzerinnen dürfen deshalb für gewöhnlich nur dann absolviert werden, wenn sie ihre Beschäftigung aufgegeben haben.

NB. 1. Es ist zwar wahr, daß viele nicht aus böser Lust zum Tanzboden gehen, aber wenn dies häufiger und nur der Erholung und des Vergnügens wegen geschieht, so erwächst daraus eine große Gefahr, besonders für sinnlich veranlagte Personen.

2. Sodann darf der Beichtvater nicht vergessen, daß alle Gläubigen dem Bischof Gehorsam schuldig sind. Wollen sie zur Herde Christi gehören, so müssen sie auf seine Stimme achten. Christi Stimme ist der Hirten Stimme. „Wer euch hört, der hört mich.“ Die Bischöfe haben ein klares Verbot der unsittlichen Tänze erlassen. Wenn nun bessere Stände glauben, dieses Verbot gelte für sie nicht, weil von ihnen die modernen Tänze in einer einwandfreien Form getanzet würden, dann schädigen sie dadurch das Ansehen der kirchlichen Autorität und können leicht Anlaß dazu geben, daß diese Tänze in nicht einwandfreier Form von dem Volke getanzet werden mit der Entschuldigung: Wenn die modernen Tänze in besseren Kreisen erlaubt sind, warum sollen sie uns verboten sein?

„Der Weg, aus der Schwierigkeit herauszukommen, scheint uns ganz eindeutig gegeben zu sein. Aus dem großen Verantwortungsbewußtsein gegenüber unserm gesamten Volk und aus innerem Reinlichkeitsgefühl heraus, Dinge mitzumachen, die tatsächlich von sehr übler Herkunft sind, muß die geistige Schicht unseres Volkes ihr „Wir lehnen ab!“ sprechen. Man kann dadurch ungemein viel zur Hebung unserer Volksittlichkeit beitragen. Alles schwächliche Kompromisseln auf diesem Gebiet führt niemals zum Ziele. Und mag man uns Katholiken dann vorwerfen, wir seien keine modernen Menschen, weil wir nicht „modern“ zu tanzen verständen, besser ist, wir kommen mit unseren großväterlichen und großmütterlichen, altfränkischen Tänzen in den Himmel, als daß wir schließlich uns vorwerfen müssen, am Ruin unseres ganzen Volkes mitgearbeitet zu haben. Darum haben die Bischöfe recht, wenn sie sagen, daß solche „modernen Tänze, die die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit bedrohen, unter keinen Umständen, auch nicht in angeblich verfeinerter Form, länger geduldet werden dürfen.“ Es wäre wünschenswert, wenn die katholischen Gesellschaftskreise sich zusammenschließen und in einem Manon die Tänze zusammenstellten, die abgelehnt werden müssen; dann gilt es, diese Richtlinien mit Energie durchzuführen.“¹⁾

3. Der Beichtvater hat vor allem auf die besonderen Verhältnisse und die Seelenverfassung seines Beichtkinds zu achten, ob für dieses der Tanz eine nächste Gelegenheit zur schweren Sünde ist. Wenn der Tanz für das betreffende Beichtkind keine nächste Gelegenheit

¹⁾ Jos. Schröteier, Um Sitte und Sittlichkeit, S. 90 f.

zur schweren Sünde ist, so tut der Beichtvater gut daran, im allgemeinen nur zu warnen vor den Gefahren dieser Vergnügen, und wie er auf der einen Seite nicht zu nachgiebig sein darf wegen der schweren Uebel, welche oft die Tänze begleiten oder aus ihnen entstehen, so darf er anderseits das Gewissen des Fragenden nicht zu sehr einengen, damit er nicht schwere Sünden schaffe, wenn das Beichtkind nicht folgt.¹⁾

IV. Bemerkungen für den Prediger und Seelsorger.

Mehrere Moralisten geben den guten Rat, der Pfarrer möge sich hüten, direkt gegen die Tänze zu predigen da, wo sie üblich sind und für etwas Indifferentes gehalten werden, er soll vielmehr indirekt vorgehen, indem er auf die Fehler aufmerksam macht, welche dabei gewöhnlich begangen werden.²⁾

Vor allem aber vermeide der Seelsorger jede Uebertreibung, damit sein Wort nicht an Glauben verliere. Es ist nicht wahr, daß jeder Tanz sündhaft, also unerlaubt sei. Wahr bleibt, daß der Tanz heute sehr oft einen Anreiz zum Taumel, zur Eitelkeit und zu noch Schlimmerem enthält. Zwischen Erlaubtem und schwerer Sünde ist hier oft nur ein kurzer Schritt, der Ausdruck jugendlicher Freudigkeit zieht unmerklich Fäden zu roher Sinnlichkeit und da läßt es sich schwer feststellen, wo das Unschuldige dieses Vergnügens aufhört und die Gefahr, ja die Sünde beginnt.

Wie soll da die Seelsorge verfahren? Auf diese Frage gibt Krieg³⁾ folgende Antwort: „Das Ziel muß sein, dahin zu arbeiten, daß der junge Mensch keinen Anfang macht mit dem Besuche der öffentlichen⁴⁾ Tanzlokale, wo alle Aufsicht von Eltern oder Verwandten fehlt. Hat das Tanzfieber den Menschen einmal erfaßt, so ist er schwerer zu heilen. Principiis obsta. Deswegen beginne die Seelsorge in der Schule, dem Besuch des Tanzbodens entgegenzuarbeiten, um die Jugend aus dem Bereiche jenes Vergnügens ganz fernzuhalten. Man versuche also dieser Belustigung nach Möglichkeit die Quelle abzugraben. Der Sieg ist für die Jugend viel leichter, wenn sie noch nicht an dem Reiz des Taumels gekostet hat. Hier offenbart sich die Weltlust oft in ihrer ganzen Ausgelassenheit. Neben der Belehrung in der Schule und Christenlehre muß bei den erwachsenen Mädchen die Belehrung und Bestrafung im Beichtstuhle hergehen; die Losstrachtung mag man den Widerseßlichen verschieben, aber nicht leicht, d. h. nur in schweren Fällen, ver-

¹⁾ Arregui⁹, 170; Ferreres I.¹³, 326 bis 328; Genicot-Salzmans I.¹⁰, 241; Göpfert-Staab II.⁹, 230, 239 d; Marc-Gestermann I.¹⁷, 829 bis 833; Noldin-Schmitt III.¹⁷, 421, II.¹⁸, 129.

²⁾ Ferreres I.¹³, 329; Göpfert-Staab II.⁹, 230; Marc-Gestermann I.¹⁷, 833.

³⁾ Krieg, Die Wissenschaft der speziellen Seelenführung, I.², 125.

⁴⁾ Die Tänze in kleinen, intimen Birkeln sind oft noch viel schlimmer.

sagen. Eine Ermunterung, die Kraft des Willens gegen die inneren Gelüste auf die Probe zu stellen und sich zu überwinden, verfehlt bei manchen die Wirkung nicht. Man betrachte und behandle den Besuch des Tanzbodens unter dem Gesichtspunkte der *occasio remota* und je nach Umständen der *occasio proxima*. Denn daß der Geist der Frivolität an dieses Vergnügen sich ganz besonders hängt, braucht kaum betont zu werden. Den Christenlehrlern auf dem Lande untersage man unter allen Umständen den Besuch der öffentlichen Tanzlokale, es sei denn, daß bei einer Festlichkeit, wie einer Hochzeit, im engeren, geschlossenen Kreise der Tanz sich anschließt. Immer und überall werde dahin gearbeitet, daß der Tanz nur zu einer unbedenklichen Zeit in sittlicher Weise, mit ehrbaren Personen und in der Gegenwart der Eltern oder älteren Verwandten stattfindet, und daß er nicht in die Nacht hinein sich ausdehne. Dem Seelsorger sind dieser schwierigen Angelegenheit gegenüber sichere und klare Pastoralgrundsätze, verbunden mit Ausdauer und Klugheit, unerlässlich. Wer zu viel verlangt, erlangt in dieser Sache meist gar nichts. Das beste Mittel, das Tanzvergnügen möglichst einzuschränken, bieten die religiösen Vereine, Jugendbündnisse, Bruderschaften u. dgl. Die fortgesetzte Schärfung des Gewissens in solchen Vereinen hält doch manchen von jenem Vergnügen zurück; ferner wirke man in kluger Weise auf die Ortsvorsteher und Wirte ein, damit die Abhaltung der Tanzbelustigungen beschränkt und der Tanzboden, diese „Residenz des Teufels“, weniger besucht werde. In den Städten hat der Besuch der Bälle und des Theaters für das weibliche Geschlecht schon das Gefährliche, daß er dem häuslichen Sinn entfremdet und in ernstem Streben hemmt.“

Aber viele wollen nun einmal tanzen, besonders Mädchen, weil es Erfordernis äußerer Bildung und Bedingung zum gesellschaftlichen Verkehr unserer Tage geworden ist, „tanzen zu können“. Sodann war der Tanz bis vor einigen Jahren fast das einzige Mittel unbefangener Annäherung der Geschlechter und so von großer Bedeutung für die Anknüpfung „zarterer Bande“. Ob der gemeinsame Sport den Tanz aus dem Felde schlagen wird, ist sehr unwahrscheinlich. Dafür ist die Tanzwut doch viel zu groß. Jedenfalls gilt das „tanzen zu können“ der öffentlichen Meinung noch immer als notwendige Bedingung, gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Deshalb sollte man darauf dringen, daß der Tanz auch wirkliche Kunst sei, wodurch das Gefühl für natürlich schöne und edle Haltung geweckt wird, aber alles Unnatürliche, alles Gefünstelte, alles Volksfremde fern gehalten wird. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung folgende Mitteilung der „Allgemeinen Rundschau“ Nr. 14 vom 19. April 1927, S. 222: „Die Argentina tanzte im Deutschen Theater. Man nennt sie Spaniens größte Tänzerin. Außerhalb ihrer Heimat ist dieses Epitheton nicht nachzuprüfen. Ich kann nur sagen, daß dieser Tanzabend einem unendlich wohlgetan hat. Endlich ein-

mal Tanz, der Tanz ist, kein Kunstgewerbe, kein expressionistisches Lebendes Bild, keine schmachthende Lyrik, keine Kabarett-Imitation, keine verdrängte Erotik, kein Religions- oder Weltanschauungs-Ersatzmittel. Es ist einfach Tanz einer gesunden, wunderbar geschmeidigen Frau aus einer gesunden, wunderbar konservativen Masse. Am schönsten fand ich die mit allem Temperament und einer geradezu berückend durchgefeilten Technik der Körperbeherrschung getanzten nationalen Tänze, den Bolero und die Seguidilla, welche letztere ohne Musik nur mit Castagnetten und Fingergeräuschen begleitet wurde. Man macht in der Gegenwart ein großes Wesen um die Polyrhythmik moderner Musik. Ich wüßte nicht, wo mehr Konflikt- und Kontrarhythmik zu finden wäre, als in den unerhört reichhaltigen, elementar wie die Natur wirkenden Geräuschen der Castagnetten und der zierlich beschuhten Füßchen. Die Kostüme waren vornehm und zeigten die uns sagenhaft anmutenden langen Röcke, die allerdings für diese Tänze unentbehrlich sind. Daß es trotz ihrer oder gerade ihrerwegen möglich ist, mit Feuer, Temperament und vollkommener Freiheit der Körperbewegung zu tanzen, mußte den exhibitionistischen Halbnaclttänzern zu denken gegeben haben, wenn — sie dagewesen wären."

Dieses Beispiel zeigt, daß wahre Kunst und Erholung natürlich und einfach ist. Ein Fehler unserer Zeit ist der, daß die Freuden um so höher bewertet werden, je mächtigeren Nervenkitzel sie ausüben. Bei allen Veranstaltungen sucht man möglichst viel aufzubieten und möglichst großartig zu wirken, aber dadurch gerät man auf Abwege. Das menschliche Herz ist zur Freude geschaffen und Gott hat auch reiche Freudenquellen geöffnet in dem stillen Glück harmonischen Familienlebens, in den überreichen Schönheiten der Natur, in den erhebenden Reizen wahrer Kunst, vor allem im Verkehr mit Gott und im Frieden eines reinen Gewissens. Diese Freudenquellen fließen immer und überall. Sie dem Volke zu zeigen und für sie den Geschmack zu wecken, sollte dem Seelsorger eine heilige und liebe Aufgabe sein, besonders der Jugend gegenüber.

Erster Einwand: Die modernen Tänze lassen sich in der sogenannten besseren Gesellschaft einwandfrei tanzen, weil dort starke Hemmungen alles Ungeziemende unterbinden, also gilt für sie das Verbot der Bischöfe nicht.

Antwort: Angenommen, diese Tänze ließen sich in den sogenannten besseren Kreisen wirklich einwandfrei tanzen. „Lassen wir sie aber einmal in breitem Maße in unsere gewöhnlichen Volksschichten hineinkommen. Die Berichte, die über die Tanzvergüügen in den Vorstädten unserer Großstädte und auch bereits auf dem Lande gegeben werden, sind so haarsträubend, daß man sagen muß: unter keinen Umständen darf die geistige Schicht unseres Volkes den Anlaß dazu geben, daß unsere schwächeren Brüder und Schwestern in solches Elend hineinkommen. Hier muß der Gedanke des christ-

lichen Solidarismus Ernst machen. Wenn man aber in den besseren Kreisen diese Tänze tanzt, dann wird das Volk mit Recht sagen: Warum sollen sie uns verboten sein?“¹⁾

Zweiter Einwand: Ein Mädchen, das die modernen Tänze nicht tanzt, bleibt gerade so gut sitzen, wie ein Mädchen, das sich nicht modern kleidet.

Antwort: Nego suppositum. Zwei Drittel, wenn nicht mehr, ist Einbildung, daß sie sonst keinen Mann bekommen. Wenn hunderttausend Mädchen und noch mehr alle modernen Tänze mittanzen und sich ganz modern kleiden und doch keinen Mann bekommen, so fällt das gar nicht auf; wenn aber ein paar gute, brave Mädchen, die von modernen Tänzen nichts wissen wollen, sich anständig kleiden und, wie man sagt, „sitzen bleiben“, dann wird gleich ein innerer Zusammenhang konstatiert, der schwer zu beweisen ist. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung würden diese guten und braven Mädchen auch keinen Mann bekommen, wenn sie die modernen Tänze mittanzten und sich ganz modern kleiden würden. Es können eben infolge des Krieges zwei Millionen Mädchen keinen Mann bekommen. Es ist darum Einbildung, zu glauben, durch moderne Tänze und Kleidung doch noch zu dem heißersehnten Ziele gelangen zu können.

Sollte ein Verehrer als *conditio sine qua non* die verbotenen Tänze und Kleidung verlangen, so wäre das ein Zeichen, daß in den ernstesten Fragen der Sittlichkeit keine Uebereinstimmung besteht und daß deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach die Ehe keine glückliche sein wird.

Es liegen aber genug Fälle vor, wo Mädchen, die die moderne unnatürliche Kultur nicht mitmachen, doch einen Mann bekommen haben, und zwar einen edlen, charakterfesten, der auch im Unglück und Leid die Liebe und Treue bewahrt.

Viele edle Seelen möchten wohl gerne die bischöflichen Leitsätze in die Tat umsetzen, doch das größte Hindernis für sie besteht darin, gegen den Strom zu schwimmen. Freilich gehört dazu mehr als gewöhnliche Kraft. Diese Kraft steht aber jedem Katholiken zu Gebote, der in reiner Absicht die öftere heilige Kommunion empfängt. Wie beschämend ist für viele Katholiken das Verhalten des Mohammedaners. Fünfmal im Tage betet er in der Richtung gegen Mekka. Sobald die Stunde des Gebetes schlägt, breitet er seinen Teppich auf dem Boden aus, wendet sich gegen Sonnenaufgang, kniet nieder und preist Allah, seinen Gott. Er tut das, mag er sich nun zu Hause, auf der Straße, auf der Eisenbahn oder auf dem Schiff befinden; er kümmert sich nicht um die Anwesenden. Kein Gebildeter verlacht oder verhöhnt ihn deshalb. Warum wird mancher Katholik wegen seines Glaubens verlacht und verspottet? Weil er ihn nicht mutig und offen bekennt und durch sein Benehmen zu erkennen gibt, daß

¹⁾ Dr Jos. Schröteler S. J., Um Sitte und Sittlichkeit, S. 90.

er sich seines Glaubens schämt. Verschämtes Benehmen macht aber jeden Menschen lächerlich. Wer ohne jede Scheu offen und ganz ungezwungen nach seinem Glauben lebt und dies als etwas Selbstverständliches betrachtet, wird auch Achtung und Anerkennung finden. In einigen Pensionaten sind die Richtlinien der Bischöfe genau und konsequent durchgeführt. Ihre Schülerinnen liefern den besten Beweis, daß es eine einfache, natürliche Schönheit gibt, die vielleicht weniger sinnliches Wohlgefallen erweckt, aber viel mächtiger und anziehender wirkt. Die Schülerinnen bewegen sich ganz ungezwungen in dieser einfachen, schönen Kleidung, sie treten ohne Scheu und mit edlem Selbstbewußtsein auf und erwerben sich dadurch die Achtung und Anerkennung aller Gutgesinnten.

Auch Andersgläubige denken und handeln so. In dem Bericht für das Töchterheim der evangelischen Brüdergemeine im Schwesternhaus Neuwies am Rhein heißt es also: „In der **Kleidung** halten wir auf **Einfachheit** und verbieten Modetorheiten. Daher wünschen wir auch nicht, daß die jungen Mädchen unnötigen Schmuck tragen. Wir behalten uns vor, dasjenige an Kleidungs- und Schmuckstücken zurückzuweisen, was den Forderungen gediegener Schlichtheit zuwiderläuft.“

Leider ist die Zahl der Gutgesinnten, die Mut und christliches Selbstbewußtsein besitzen, noch gering, das sehen wir aus den diesjährigen Hirtenschreiben mehrerer Bischöfe. S. G. Bischof Callier von Haarlem legt in seinem Hirtenschreiben die Pflicht des Gehorsams gegenüber der Kirche dar. Ein Beispiel geradezu heidnischen Ungehorsams erblickt der Bischof in der Hartnäckigkeit, die sittenlose Kleidung beizubehalten, ungeachtet es wohl keinen einzigen katholischen Bischof in der Welt gebe, der nicht schon gegen die schamlose Kleidung aufgetreten sei. Auf's schärfste verurteilt der Oberhirt die heutige Tanzwut, ferner das Anschlußsuchen bei unchristlichen, sogenannten „neutralen“ Vereinigungen, wobei man an deren Gebräuche sich so sehr gewöhnt, daß man nicht mehr einsieht, wie unchristlich man selbst im Handel und Wandel geworden ist.

Unsere Welt von heute wird erst dann wieder christlich werden, wenn der sittliche Wandel der Katholiken dem der ersten Christen gleicht. „Als Christus unter seinem Volke mit der Frohbotschaft auftrat: ‚Das Gottesreich hat sich genäh‘, da schickte er die Mahnung voraus: ‚Tut Buße, wandelt euch innerlich um, stellt euch ganz anders ein in eurer Gesinnung!‘

Diese sittliche Umwandlung und Erneuerung macht einen Großteil der frühchristlichen Missionsarbeit aus. Christ werden bedeutet in den ersten christlichen Jahrhunderten, wenigstens der Gegensätzlichkeit nach, einen ähnlichen Schritt wie heute der Eintritt in einen Orden. Der Name ‚Christ‘ hatte damals für heidnische Ehren einen gellenden Klang, so sehr

hob sich das Leben der Christen von dem der Heiden ab. Nicht die neue Lehre fiel in erster Linie auf, sondern der neue Wandel" (Bichlmair S. J., Urchristentum und katholische Kirche, S. 338 f.).

Die Wiedererweckung des Sohnes der Sunamitin durch Eliseus.

Von Dr. Karl Fröhstorfer.

Auf seinen Wanderungen kam der Prophet Eliseus¹⁾ öfter in den Ort Sunem, der südlich vom Berge Tabor am Rande der fruchtbaren Ebene Esdrelon gelegen war.²⁾ Für den heiligen Gottesmann³⁾ ließ mit Zustimmung ihres Mannes die Frau eines begüterten und angesehenen Bürgers von Sunem einen Söller über dem Dach ihres Hauses erbauen und in das Gemach ein Bett und einen Tisch nebst Sessel und Leuchter hineinstellen. Nur für einen so hervorragenden Gast, wie es der Prophet Eliseus war, pflegte man das Zimmer derart einzurichten; der gewöhnliche Mann saß und schlief auf dem Boden. Im Hause der Sunamitin empfing der ermüdete Prophet nicht bloß körperliche Labung, er fand daselbst auch Nachtruhe. Um sich dankbar zu zeigen, sprach Eliseus zur Sunamitin, die kinderlos und deren Mann schon alt war: „Übers Jahr um diese Zeit wirst du einen Sohn lieblosen (2 Kg 4, 16).“ Diese Verheißung erfüllte sich. Genau übers Jahr gebär die Sunamitin einen Knaben.

Als der Knabe größer geworden, ging er an einem Vormittag zur Zeit der Ernte auf das Feld hinaus, wo sein Vater bei den Schnittern sich befand. Da fing der Knabe über Kopfschmerz zu jammern an. Die biblische Erzählung gibt das kindliche Klagen mit den kindlichen Worten wieder: roši, roši — caput meum, caput meum (B. 19)! Durch einen Knecht ließ der Vater den etwa fünfjährigen Knaben zur Mutter heimtragen. Wie es scheint, maß der Vater dem Unwohlsein keine größere Bedeutung bei. Die Mutter bettete das kranke Kind auf ihren Schoß. Zu Mittag war ihr im Morgen des Lebens stehender Sohn eine Leiche.⁴⁾ Die Sunamitin mit der Leiche ihres einzigen Kindes auf dem Schoß — ein ergreifendes Bild einer alttestamentlichen mater dolorosa. Sonnenstich mochte die Todesursache gewesen sein, wie auch der Mann der

¹⁾ In Betracht kommt die Perikope 2 Kg 4, 8—37.

²⁾ Döllner, Geographische und ethnographische Studien zum 3. und 4. Buche der Könige. Wien 1904, S. 1 ff.

³⁾ Ueber die Bedeutung der Bezeichnung vir Dei handelt van den Dubentriijn, נבון. De prophetiae charismate. Romae 1926, 49 sqq.

⁴⁾ Erbt, der Eliseus die Rolle des Mondes spielen läßt und die Sunamitin zur jungfräulichen Unterweltsgöttin stempelt, kennt genauestens das Sterbedatum: es ist der 21. Juni, 12 Uhr mittags (Sommer Sonnenwende). Elia, Elisa, Jona, Leipzig 1907, S. 57.

frommen und tapferen Judith zur Zeit der Ernte dem Sonnenstich zum Opfer fiel (Judth 8, 2 f.). Möglich allerdings ist es auch, daß der Knabe plötzlich von typhroidem Fieber befallen wurde, das im Orient nicht selten ist.¹⁾

Die Sunamitin, die so jäh ihres einzigen und daher um so inniger geliebten Kindes beraubt worden war, erfüllt das Haus nicht mit Wehklagen und Schluchzen. In fast übermenschlicher Selbstbeherrschung verschloß sie ihr tiefes Leid im Mutterherzen. Ungesehen und still trug sie die teure Last, den Leichnam, hinauf in das Obergemach, legte ihn auf das Bett des Propheten, sperrte die Türe zu und ging wieder hinab. Was will sie? Hat am Ende doch der tränenlose, gewaltsam zurückgehaltene Schmerz ihr den Verstand undübertet? Klug sinnende Mutterliebe hat ihr eingegeben, zu tun, was sie soeben getan. Gleich nach dem Tode des Kindes tauchte in der Seele der Sunamitin der Gedanke an den Gottesmann auf und diesen Gedanken läßt sie nicht mehr fallen. Im leidgepreßten Mutterherzen quillt auf Vertrauen zum Gottesmann. Nach dem Karmel zieht es die Sunamitin mächtig, nach dem Berg, auf dem, wie sie weiß, der Gottesmann weilt,²⁾ dessen Gebet ihr den Knaben erfleht hatte. So spricht sie denn zu ihrem Mann, der vom Felde zurückgekommen war und keine Ahnung hatte vom Tode des Knaben: „Schicke mir doch einen von den Knechten mit einer Eselin; denn ich will zum Manne Gottes eilen und möglichst bald wieder zurückkehren (B. 22).“ Da die Sunamitin eine „große“ Frau war (B. 8), also reich und vornehm, forderte ihr Stand, nur in Begleitung zu reisen.³⁾ Ihr Mann wunderte sich, daß sie gerade heute zu Eliseus sich begeben will, da ja weder Neumond noch Sabbat ist. Am Sabbat und am Neumondfest also pflegte man den Propheten aufzusuchen, um von ihm religiöse Belehrung und Trost zu empfangen. Das Gebot des Sabbatweges war damals (9. Jahrhundert)⁴⁾ entweder überhaupt noch nicht bekannt oder man nahm von ihm die Wallfahrten zu den Gottesmännern aus.⁵⁾ Weil die Sunamitin fürchtete, ihr Mann könnte

¹⁾ Sanda, Die Bücher der Könige. 2. Halbband. Münster i. W. 1912, S. 31.

²⁾ Sanda, a. a. O., S. 37, meint: Eliseus weilt auf Sommerfrische im Karmelgebirge, während er im Winter in Samaria lebt (5, 3). — Unser Prophet mochte oft den Karmel aufsuchen, oft sich dorthin zurückziehen, wo sein Meister und Vorgänger Elias gebetet hatte, wo Feuer vom Himmel gefallen war, um das Opfer des Elias zu verzehren (1 Kg 18).

³⁾ Ehrlich bemerkt: Eine Person vom Stande, Mann oder Frau, reiste sonst in Begleitung von mindestens zwei Dienern — vgl. Gn 22, 3; Nm 22, 22 und 1 Sm 25, 19 —, hier aber verlangt die Frau . . . nur einen Burschen aus Rücksicht auf die Saison. Denn es war nach B. 18 die Erntezeit, und da tann ein Knecht bei der Arbeit im Felde nicht leicht entbehrt werden. Randglossen zur Hebr. Bibel. 7. Bd. Leipzig 1914, S. 286.

⁴⁾ Näheres über die Frage, wann Eliseus wirkte, bei Kugler, Von Moses bis Paulus (Münster i. W. 1922), S. 178.

⁵⁾ In der Stelle Ex 16, 29 wird bloß verboten, daß jemand am Sabbat seinen Standort verlasse, um Manna zu sammeln.

weiter um das Befinden des Knaben fragen, gibt sie dem Gespräch ein plötzliches Ende mit dem Wort: šalom, Sei nur ruhig¹⁾ (V. 23)! Darauf ließ sie die zur Verfügung gestellte Eselin satteln und mahnte den Begleiter zu größter Eile. Aber wie lange mochte trotz aller Eile der Frau damals der etwa 30 km²⁾ weite Weg von Sunem nach dem Karmel geschienen haben! Wir dürfen hier die Worte, die St. Ambrosius im Hinblick auf eine andere Mutter gesagt hat, in den Mund nehmen: *Matrem considerate, matrem cogitate!*

Als der Prophet Eliseus von ferne die Sunamitin erblickte, schickte er ihr höflich seinen Diener Giezi entgegen und ließ fragen: Geht es dir gut? Geht es gut deinem Mann? Geht es gut dem Kinde (V. 26)? Aus den sich häufenden Fragen zittert leise Furcht, welche durch das zu ganz ungewöhnlicher Zeit erfolgende Erscheinen der Frau hervorgerufen wurde. Mutterschmerz ist etwas Heiliges; darum wollte ihn die Sunamitin zuerst und vor allem dem heiligen Gottesmann (V. 9) anvertrauen. Sie antwortete demnach dem Diener nur: šalom (V. 26), Es geht gut — gut, soweit die Verhältnisse es gestatten. Als sie dann zu Eliseus selber gekommen war, umfakte sie stumm die Füße des Propheten. Dieses Schweigen jedoch war sehr berecht: laut rief es dem Gottesmann zu, daß schwerstes Herzeleid die zu seinen Füßen liegende Frau drücke. Aber schon schickt Giezi sich an, die Frau vom Propheten wegzudrängen. In diesem Versuch des Dieners spiegelt sich die Anschauung wieder, es gezieme sich nicht, daß ein Weib die Füße eines Gottesmannes berühre. Eliseus indes, von Mitleid bewegt, sprach: Lasse sie in Ruhe! Denn ihre Seele ist voll Bitterkeit. Doch Jahve hält es vor mir verborgen und nicht hat er es mir geoffenbart (V. 27). Auch Eliseus also hat keine Kenntnis vom Tod des Knaben. Jahves Propheten sind nicht allwissend; nur jene verborgenen Dinge kennen sie, die ihnen derjenige offenbart, dessen Augen heller sind als die Sonne (Sir 23, 28). Ohne zu klagen oder gar anzuklagen, mit demütiger Offenheit bekennt Eliseus sein Nichtwissen. Die Sunamitin selber muß daher Aufschluß geben. Sehr bezeichnend nun ist es, wie sie hiebei zu Werke geht. Sie sprach zum Propheten, dem sie den Titel „Adoni“, mein Herr, gibt: Habe ich um einen Sohn meinen Herrn gebeten? Habe ich nicht gesagt: Halte mich nicht zum Besten (V. 28)? Sonderbar! Statt einer Antwort eine Frage. Statt einer Bitte Vorwürfe? Wir müssen uns vor Augen halten, daß einst der Prophet ganz von selbst die Verheißung der Geburt eines Knaben der Sunamitin gemacht hatte, die dieser Verheißung nicht glauben wollte. Dann ergibt sich als Sinn jener Frage: Weit entfernt, daß ich dich um einen Sohn anflehte, habe ich damals deiner Verheißung den Glauben versagt. Der Sohn, der mir wurde, ist darum ganz und gar die Frucht deines

¹⁾ In Vulg. ist šalom hier wiedergegeben mit: vadam.

²⁾ Vgl. Sanda, a. a. O., S. 31 und Mittel, Die Bücher der Könige, Göttingen 1900, S. 200.

Gebetes. Deshalb, Prophet, mußt du jetzt dieses Kindes dich annehmen. So sind denn jene Worte aus schmerzdurchbohrtem Mutterherzen laute Hilferufe an den Gottesmann. Die Sunamitin schickt nicht voraus: Der Knabe ist tot, sie bittet ohneweiters Eliseus um Hilfe, indem sie ihre Sache zu der des Propheten macht; der Prophet muß daher helfen, mag was immer mit dem Knaben vorgefallen sein. Gewiß wird die Sunamitin hierauf auch ausdrücklich dem Propheten den plötzlichen Tod des Kindes mitgeteilt haben. Eliseus gab nun seinem Diener Giezi folgenden Auftrag: Umgürte deine Lenden, nimm meinen Stab in deine Hand und gehe! Wenn du jemanden triffst, grüße ihn nicht, und wenn dich jemand grüßt, antworte nicht; lege meinen Stab oben¹⁾ auf den Knaben (V. 29). Man braucht nicht anzunehmen, Eliseus habe seinem Famulus selbst einen kurzen Gruß und Gegengruß verboten; er untersagte ihm wohl nur ein in ein Gespräch ausmündendes Grüßen.²⁾ Eliseus spornete somit den Diener zur Eile an; er mochte fürchten, man könnte sonst den Knaben vor der Ankunft Giezis begraben.

Da Giezi im Hause der Sunamitin schon bekannt war³⁾ und er überdies den Prophetenstab bei sich trug, der wohl eine besondere Form aufwies, ist nicht wahrscheinlich die Ansicht:⁴⁾ Das Verbot des Grußes bezieht sich nicht auf die Reise nach Sunam, sondern auf den Eintritt ins Trauerhaus . . . Der Diener soll vor den Anwesenden möglichst auffällig erscheinen, damit man sofort wisse, in wessen Namen er komme und daß etwas Außerordentliches bevorstehe. Nach anderer Auffassung⁵⁾ hängt das Giezi gegebene Doppelverbot vermutlich mit der später bezeugten Sitte zusammen, daß die, die um einen Toten trauern, nicht zu grüßen pflegen. Doch hätte diese Sitte damals bestanden, wäre es nicht nötig gewesen, dem Diener das Grüßen eigens zu verbieten; denn Giezi würde selbst darum gewußt haben.

Was aber bedeutet der Befehl: Lege meinen Stab oben auf den Knaben? Der über den toten Knaben gelegte und so allen sichtbare Prophetenstab sollte allen sagen: der Leichnam steht unter dem Schutz des Propheten, ist dem Propheten zu eigen; darum darf niemand ihn wegnehmen.⁶⁾

¹⁾ Mit Recht sagt Sanda, a. a. O., S. 32: 'al pene heißt nicht „aufs Gesicht“, sondern auf die Vorderseite, d. i. oben auf den Knaben. Cf. Ex 33, 23.

²⁾ Man beachte, daß im Arabischen das Wort sallama = grüßen die Nebenbedeutung „besuchen“ hat (Bauer, Volksleben im Lande der Bibel². Leipzig 1913, S. 198). Auch Christus gebot den Jüngern, die er zur Predigt ausandte: Neminem per viam salutaveritis. Mt 10, 4.

³⁾ Man beachte nobis in V. 13.

⁴⁾ Sanda, a. a. O., S. 32; Landersdorfer, Die Bücher der Könige. Bonn 1927, S. 151.

⁵⁾ Greßmann, Die älteste Geschichtsschreibung u. Prophetie Israels. Göttingen 1921, S. 294.

⁶⁾ Vgl. Sanda u. Landersdorfer, a. a. O.

Da es schon Abend geworden war, wollte Eliseus an diesem Tag sich nicht mehr nach Sunem begeben, sondern er schickte Giezi voraus. Allein die Mutterliebe der Sunamitin, die ihr ganzes Vertrauen auf das hilfebringende Kommen des Propheten setzte, duldeten diesen Aufschub nicht. Unter einem Schwur beteuerte sie, ohne Propheten nicht nach Hause gehen zu wollen. Auf das hin erhob sich Eliseus und schloß sich der mit ihrem Diener heimkehrenden Schmerzensmutter an.

Als Giezi in das Trauerhaus zu Sunem kam, war dort natürlich schon der Tod des Kindes bekannt. Dem Befehl gemäß legte Giezi den Prophetenstab auf den im Prophetenbett befindlichen Leichnam. Er wählte, die bloße Berührung mit dem Prophetenstab werde die Wiederbelebung des Toten bewirken. Als ob dem Prophetenstab magische Kraft innewohnte! Der Diener hatte den Sinn des Auftrages seines Herrn nicht verstanden. Enttäuscht eilte Giezi dem Propheten entgegen, um ihm zu melden: Der Knabe ist nicht aufgewacht (B. 31).

Wird durch den angekommenen Propheten mit dem Namen 'Eliša' „Mein Gott ist Heil“, wird durch den Träger dieses Namens Heil dem Hause widerfahren, in dem Tod und Trauer eingekerkert sind? O, schon der Name Eliseus ist geeignet, tröstende Zuversicht zu wecken. Wie mochte Eliseus staunen, als er den toten Knaben in das Prophetenbett hineingelegt sah! War dieses Hineinlegen nicht auch ein unzweifelhaftes Zeichen des Vertrauens auf den Propheten, war es nicht eine stumme Bitte an den Gottesmann? Eliseus schloß die Türe des Prophetenzimmers zu, das zum Leichengemach geworden, und betete im Verborgenen, in schweigender Todes-einsamkeit zu Gott. Er, der aus sich nicht einmal den Tod des Kindes gewußt hatte, wie konnte er sich unterfangen, durch eigene Kraft den Toten zum Leben zu erwecken! Daher fleht Eliseus inbrünstig zu Jahve, der tot macht und lebendig, der hinabführt in die Unterwelt und aus ihr herauf (1 Sm 2, 6). Hören wir, was der biblische Bericht weiter meldet: Eliseus stieg hinauf auf das Bett und legte sich über den Knaben; hiebei legte er seinen Mund auf dessen Mund und seine Augen auf dessen Augen und seine Hände auf dessen Hände. So beugte er sich über den Knaben und es wurde warm der Körper des Knaben (B. 34). In ähnlicher Weise tat der Prophet Elias, als er den Sohn der Witwe von Sarephtha vom Tode erweckte (1 Kg 17, 21).

Der bei Totenerweckungen angewendete Ritus des Sichausstreckens über den Toten¹⁾ besitzt symbolischen Charakter: es sollte damit sinnig angedeutet werden, dem toten, kalten Körper möge wieder Lebenswärme werden; es sollte gleichsam der Leib des Ver-

¹⁾ Auch vom Apostel Paulus heißt es, da er den toten Jüngling Eutychus erweckte: incubuit super eum (Apg 20, 10).

Ferner können hier die Worte des babylonischen Zauberers angeführt werden: Wenn ich die Wange des Kranken drücke, über den Kranken schreie . . .¹⁾ Zu dem siebenmaligen Niesen des Knaben, dem dann das Erwachen folgte, hat man einen ägyptischen Zauberspruch verglichen, worin die verschiedenen Wege genannt werden, auf denen die Dämonen den menschlichen Körper verlassen können. Unter anderem heißt es in jenem Zauberspruch: Komme (= laufe aus) im Niesen seiner Nase!²⁾ Auch Sanda bemerkt zu 2 Kg 4, 35: Nach dem sehr verbreiteten Volksglauben verläßt den Menschen beim Niesen irgend ein Dämon, hier der der Krankheit.³⁾ Allein der Knabe war nicht krank, sondern tot!

Nach Greßmann bringt die Sunamitin die Leiche ins Obergemach, wo niemand das Kind suchen wird, und verschließt klug und vorsichtig das Zimmer, um die Seele nicht hinauszulassen, die, wie man damals meinte und wie der Aberglaube noch heute annimmt, in der Nähe des Leichnams weilt. Aus eben dieser Vorstellung erklärt sich nach Greßmann, daß die verzweifelte Mutter auf dem Berge Karmel den Propheten nicht läßt, bis er verspricht, selbst mitzukommen. Denn jede Minute ist kostbar, wie auch die dem Giezi anbefohlene Eile lehrt. Wird der Gottesmann noch rechtzeitig erscheinen, ehe die Seele des Toten ins Schattenreich der Scheol hinabgestiegen ist, von wo niemand zurückkehrt?⁴⁾ — Hätte die Sunamitin jene abergläubische Anschauung geteilt, würde sie kaum gewagt haben, den Leichnam vom Sterbezimmer in das Obergemach zu schaffen, aus Furcht, es könnte die Seele dem Leichnam nicht folgen. Ferner war der Tote, als Eliseus nach Sunem kam, schon ganz kalt (V. 34). War da die Seele noch in der Nähe des Leichnams? Und doch hat Eliseus den Knaben erweckt! Jahve führt nicht bloß in die Unterwelt hinab, sondern auch aus ihr herauf.⁵⁾ Von einem Aufschub der Reise des Propheten nach Sunem wollte die Sunamitin nichts wissen, weil zu befürchten stand, daß die Leiche des so plötzlich Verstorbenen in der heißen Jahreszeit — es war gerade Erntezeit — rasch in Verwesung übergehen werde.

Abzulehnen ist auch die Ansicht, Eliseus selbst habe zuerst von der magischen Kraft des Prophetenstabes die Wiedererweckung des Knaben erwartet.⁶⁾ Hätte Eliseus wirklich diese Hoffnung gehegt, würde er auf das Drängen der Sunamitin, sogleich nach Sunem sich zu begeben, geantwortet haben: Gehe allein nach Hause; dort

¹⁾ Zirku, a. a. D.

²⁾ Zirku, a. a. D.

³⁾ A. a. D., S. 33.

⁴⁾ A. a. D., S. 293 f.

⁵⁾ Gegen die Anschauung, daß an manchen Bibelstellen die Rückkehr eines Toten zum Leben grundsätzlich unter allen Umständen ausgeschlossen sei, wendet sich Rüstcher, *Orientalischer und alttestamentlicher Auferstehungsglauben*. Würzburg 1926, S. 129.

⁶⁾ Mittel, a. a. D., S. 200; Greßmann, a. a. D., S. 294.

wirft du den Knaben lebend treffen. Außerdem hätte er bei der Erweckung mit dem Stabe hantiert; denn er würde sich gedacht haben: Hat der Stab auch in der Hand Giezi's nicht gewirkt, so wird er doch in meiner Hand wundertätig sich erweisen. Weil also der Prophetenstab gar nicht Heilzwecken diente, sondern, wie wir früher dargetan haben, eine ganz andere Bedeutung hatte, geht es nicht an, folgende auf einem babylonischen Text zur Beschwörung von Krankheiten sich findende Stelle zum Vergleich anzuziehen: Das Eru-Holz, die gewaltige Waffe . . . lege auf sein Haupt.¹⁾

Nicht durch Zauber wurde die Erweckung des toten Knaben der Sunamitin herbeigeführt, sondern sie geschah im Namen und in der Kraft Jahves. Das bezeugt das Gebet zu Jahve, das Eliseus vorher verrichtete. Die Handlungsweise des Propheten Eliseus bei der Totenerweckung trägt nicht magischen, sondern symbolischen Charakter. Man vergesse auch nicht: die früher angeführten Zaubersprüche, jene sogenannten Parallelen, haben die Ausreibung von Krankheiten zum Gegenstand, nicht die Wiedererstehung Toter. Die geoffenbarte Religion allein kann sich rühmen: Frauen erhielten durch Auferstehung ihre Toten wieder (Hebr 11, 35).

Meine Erfahrungen mit meinem „Pfarr-Totenkalender“.

Von Franz Singer, Pfarrer in Kreuzen, Ob.-Oest.

Nach dem Kriege hätte man auf die Kriegergedenktafeln auch den Sonntag als Vermissten setzen können; denn jeder Pfarrer hatte zu klagen über den mangelhaften Besuch des Sonntagsgottesdienstes; auch ich in meiner sonst recht braven Land-Pfarre. Ich sann nun, wie jeder meiner Mitbrüder es tun mußte, nach einem Mittel, um die Leute, besonders die Heimkehrer, wieder zum regelmäßigen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes zu bringen; das Mittel, das ich anwandte, war nun folgendes: Ich schloß mit meinen Pfarrkindern gleichsam einen Vertrag, in dem ich mich verpflichtete, daß kein Gottesdienst über eine Stunde dauern wird, falls meine Pfarrkinder sich verpflichten, regelmäßig, und zwar pünktlich, zur Sonntagsmesse zu erscheinen und solange in der Kirche zu bleiben, als der Priester am Altare ist (Letzteres gilt für alle mit Ausnahme der Geschäftsleute des Marktes, die nach dem letzten Segen vor der Kommunionausteilung die Kirche verlassen können). Dieser Vertrag wird, wie jeder Besucher meiner Pfarre bezeugen wird, genau gehalten; nur die Pünktlichkeit beim Hineingehen läßt noch etwas zu wünschen übrig; man sagt, einer meiner Vorgänger sei gar nicht

¹⁾ Zirkul, a. a. O.

pünktlich gewesen, sondern habe immer „zugegeben“, wie die Leute sich auszudrücken pflegen; und wie's schon geht, haben die Leute ihn gleich nachgeahmt und schließlich übertroffen; ein solcher Unfug ist dann schwer abzubringen.

Um mein Versprechen, daß kein Gottesdienst über eine Stunde dauern wird, einhalten zu können, war nun große Pünktlichkeit und möglichste Kürze notwendig; um letztere zu erreichen, mußte alles nicht unbedingt Notwendige entfallen u. zw. in erster Linie das Zeit raubende „Bitten verlesen“. Ich führte nun, um diesen alten Brauch nicht ganz zu beseitigen, an Stelle der „Bitten“ einen Pfarr-Totenkalender ein, nach Art des kirchlichen Nekrologiums, und verkünde an der Hand dieses jeden Sonntag alle jene verstorbenen Pfarrangehörigen, deren Sterbetag auf einen Tag der folgenden Woche fällt.

Ich bediene mich dabei des folgenden Formulars:

„Wir wollen im Gebete beim Gottesdienst aller gedenken, die sich in unser Pfarrgebet einschließen, besonders derer, welche Wohltaten spendeten für unser Gotteshaus, für kirchliche Zwecke und unsere unterstützungsbedürftigen Brüder und Schwestern; ferner unsere lieben Kranken (hier werden mit Namen die genannt, welche schwer krank in einem Spitale sich befinden oder daheim im Sterben liegen) und schließlich alle unsere Verstorbenen, insbesondere jener, deren Todestag auf diese Woche fällt; es sind dies (z. B.):

Morgen Montag: Riegler Juliana, Zimmermeistersgattin im Markte, gestorben 1912;

Dienstag: Brunner Franziska, Bäuerin am Großstrassergute, Mitglied des III. Ordens, gest. 1922;

Mittwoch: Schopf Michael, Säger in Thomastal 18, gest. 1917;

Donnerstag: ist in dieser Zeit noch niemand gestorben;

Freitag: Brandstetter Michael, Bauersohn vom Geirhofergut, im Kriege gefallen bei Lemberg 1914;

Dimminger Josef, Schneider, gest. im Versorgungsheim 1901;

Samstag: Steindl Anna, Hausbesitzerin in Thomastal 13, gest. 1917 im Krankenhause zu Steyr;

Honedler Josef, Bauer am Könighofergut, beim Brande verunglückt 1907.

Sonntag: Rixner Franz, ehemaliger Kooperator und Provisor hier (1915 bis 1917) gest. in Hartkirchen 1918.“

Dann sage ich: Die Angehörigen und Bekannten dieser Verstorbenen, sowie jene, welche an diesen Verstorbenen etwas gutzumachen haben, werden gebeten, den Todestag zu halten durch Anhören der heiligen Messe, Aufopferung der heiligen Kommunion und durch eine Wohltat an einer armen Person.“ Dann folgt ein Vater unser und das schöne Gebet: Göttlicher Heiland und Erlöser... (Andachtsbüchlein der Diözese Linz 1901; in der neuen Auflage fehlt es leider.)

Zu diesem Formular noch einige praktische Bemerkungen:

1. Ich nehme in den Totenkalender alle Verstorbenen der Pfarre auf mit Ausnahme der nicht schulpflichtigen Kinder u. zw. seit dem Jahre 1900, weil von diesen noch die meisten in Erinnerung sind; auch jene, welche auswärts in Krankenhäusern gestorben sind, ferner die Kriegsoffer und schließlich die Seelsorger, welche in der Pfarre gewirkt haben; auch länger im Orte wirkende Ordensschwestern sollen nicht vergessen werden.

2. Bei allen verkünde ich: Namen, Charakter (immer „gewesener Bauer“ statt des weniger gewünschten „Auszügler“), Hausname ohne Nennung der Ortschaft (die ohnehin allgemein bekannt ist) oder die Ortschaft mit Hausnummer ohne Hausname (dies besonders bei Hausnamen, die aus früherer Zeit stammen, oft etwas komisch klingen und daher von den Besitzern nicht gerne gehört werden; so z. B. die mit Klein- oder Unter- beginnenden oder komisch klingende wie Grill, Affentaler, Pfaffenberger, Hahn u. s. w.); schließlich gebe ich des Interesses halber das Todesjahr an.

3. Bei III. Ordensmitgliedern füge ich hinzu: gewesenes Mitglied des III. Ordens, da in der Ordensregel ausdrücklich das Gebet für die verstorbenen Mitglieder verlangt wird; ob dies auch bei anderen (selbstverständlich rein religiösen) Vereinen zweckmäßig ist, weiß ich nicht; vielleicht trüge es zur Hebung eines solchen Vereines etwas bei.

4. Da ich zwei Gottesdienste am Sonntag habe, verkünde ich den Totenkalender immer beim Frühgottesdienst, und erst beim zweiten, dem Hauptgottesdienst, die Messeordnung für die folgende Woche; es kommen nämlich zwischen den beiden Gottesdiensten fast regelmäßig noch einer oder der andere mit der Bitte, ich möchte für diese Woche noch für den verstorbenen Angehörigen eine heilige Messe aufschreiben, ein Beweis, daß die Erinnerung an den Sterbetag beim Frühgottesdienst sie dazu bewogen hat. In Pfarreien mit nur einem Gottesdienst könnte, da ohnehin nur Wenige zu verlesen sind, der Totenkalender für zwei Wochen im vorhinein verkündet werden, so zwar, daß eine Woche stets zweimal dran kommt, wenigstens in den ersten Jahren der Einführung, damit die Leute noch Zeit haben, vor Verkündigung der Gottesdienstordnung Messen aufschreiben zu lassen.

5. Will einer die Jahresbitten beibehalten, dann soll er bei Verkündigung des Totenkalenders mit den Worten beginnen: „Es wird gebetet für alle, welche Jahresbitten haben“ u. s. w., die Jahresbitten selber aber nur an den Festtagen, die nicht auf einen Sonntag fallen, verlesen, da an diesen der Totenkalender ohnehin nicht zur Verlesung kommt.

6. Es kann leicht vorkommen, daß auf ein- und denselben Tag zwei oder mehrere Gedenk-Gottesdienste bestellt werden, so z. B. bei mir am 6. Dezember für vier an diesem Tage Verstorbenen je

eine heilige Messe; da wechselte ich jedes Jahr ab, und die übrigen Messen lese ich darauf der Reihe nach an den freien Tagen; ich halte dies für besser als einfach die zuerst zu nehmen, für die zuerst das Stipendium gezahlt wird; mein Vorgang stößt gewiß weniger ab.

Was habe ich nun mit diesem Totenkalender erzielt? Während der fünf Jahre, seit ich ihn eingeführt, erreichte ich folgendes:

1. Die Messstipendien haben sich bedeutend vermehrt; fast die Hälfte der Messen sind auf die Gedenktage des „Totenkalenders“ bestellt, u. zw. meist Segenmessen oder Requiem-Memter.

2. Die Anzahl der heiligen Kommunionen hat sich seitdem sehr gehoben. In Wintermonaten namentlich geht oft die ganze Familie der Angehörigen zur heiligen Kommunion oder doch mehrere davon, und in Sommermonaten, auch in der dringendsten Zeit, wenigstens eines aus der Familie. Unter den Verstorbenen, die aus bodenständigen Familien und Häusern sind, sind nur mehr ganz wenige, deren weder in Messe noch Kommunion gedacht würde.

3. Der Totenkalender erfreut sich großer Beliebtheit. Es herrscht bei der Verlesung desselben auch jetzt noch nach fünf Jahren große Ruhe und Aufmerksamkeit. Es ist nach allgemeiner Ansicht ein schöneres Gedenken als das Herunterlesen der „Bitten“, wobei doch nur eines Bruchtheiles der Verstorbenen gedacht wird und das, wie die Erfahrung lehrt, noch dazu die einen einschläfert, die anderen aber unwillig macht und ihnen den Gottesdienst und besonders die Predigt, an die sich das „Bittenverlesen“ schließt, verleidet. Auch Fremde haben sich über diese Einführung sehr lobend geäußert.

Darf ich noch auf einige Einwände antworten?

1. Es könnte jemand einwenden, daß der Totenkalender ebensoviel Zeit beanspruche wie das „Bittenverlesen“; das ist aber nicht richtig; in meiner Pfarre mit ungefähr 1800 Seelen kommen pro Tag durchschnittlich 1 bis 3 Personen, deren Verlesung sehr wenig Zeit braucht; in größeren Pfarreien könnte man ja auch auf weniger Jahrgänge zurückgreifen. Allerdings setze ich immer eine Pfarrei mit ansässiger, bodenständiger Bevölkerung voraus. Ob sich die Einführung in Städten und Industriegebieten bewährt, mögen andere beurteilen.

2. Auch könnte der Einwand gebracht werden: die Leute seien damit nicht einverstanden, sie hängen zu sehr an den altherkömmlichen „Bitten“. Aber dies sind nur wenige ehrgeizige Menschen, die jeden Sonntag ihren Namen hören wollen; weitaus der größte Teil ist für die Neuerung sicher zugänglich, ja begeistert; man kann doch hinweisen, daß sie auch jetzt die Namen der Thrigen wenigstens einmal im Jahr zu hören bekommen.

3. Als Haupteinwand dürfte wohl der finanzielle Schaden für Priester und Mesner aus der Abschaffung der „Bitten“ vorgebracht werden.

Für den Priester ist wohl der Entgang sehr gering, da er ja gewiß mehr Requiem- und Segenmessenstipendien erhält; und wenn ihm schon ein kleiner Schaden erwachsen würde, so kann er doch aus Liebe zu den anderen seelsorglichen Vorteilen dieses kleine Opfer bringen. Etwas anderes ist es beim Mesner; der würde an und für sich verkürzt und bei der ohnehin schlechten Bezahlung würde es ihm um so weher tun! Ich habe meinen Mesner auf zweifache Weise zu entschädigen gesucht, nämlich:

1. er schreibt nach wie früher zur Allerseelenzeit die „Bitten“ auf; diese werden aber nicht verlesen, sondern die einlaufenden Beträge werden zu einem Requiemstipendium zusammengelegt auf die Meinung: „Für alle Verstorbenen, für welche Bitten aufgeschrieben wurden“. Dieses Requiem wird am Allerseelentag auf die freie Intention genommen, Priester, Kirche und Organist erhalten nur den üblichen Teil, der ganze Rest verbleibt dem Mesner als Ersatz. Selbstverständlich muß dies Sonntags vorher genau verkündet werden. Im vorigen Jahre kam so der Mesner besser dazu als früher mit den „Bitten“.

2. Am Allerheiligentag nachmittags bei der Friedhofprozession lasse ich beim Eingang in den Friedhof sammeln; das Ergebnis der ganzen Sammlung wird auf heilige Messen aufgeteilt auf die Meinung: die Pfarrgemeinde für ihre lieben Verstorbenen; selbstverständlich geschieht diese Aufteilung auf ortsübliche gewöhnliche Stipendien, jedoch mit einem kleinen „Mehr“ bei jeder heiligen Messe für den Mesner u. zw. nur für ihn. Beim Verkünden dieses Vorganges hat niemand Anstoß genommen; diese Sammlung ist die beste im Jahre.

Möge sich kein Pfarrer dort, wo ein Totenkalender halbwegs möglich ist, die kleine Mühe des Zusammenstellens verdrießen lassen; die Arbeit wird ihm manche Seelsorgsfreuden bringen.

* * *

Nachschrift. Zu obigen Ausführungen sei noch die Mitteilung gestattet, daß bereits in nicht wenigen Pfarrkirchen Deutschlands die Einrichtung besteht, den „Totenkalender“ der Pfarrei in Form von Monatstabellen beim Haupteingang der Kirche oder an anderer geeigneter Stelle der Pfarrkirche anzubringen. Das schließt nicht aus, daß er außerdem noch von der Kanzel verkündet wird, kann aber auch eine solche Verkündigung irgendwie ersetzen, wo sie aus irgend welchen Umständen untunlich erscheint.

Pfarrer Otto Kessler in Hermersberg (Rheinpfalz) hat im Selbstverlag eine sehr praktische und hübsche Drucksorte für einen solchen „Pfarr-Totenkalender“ herausgegeben zur Anbringung an der Kirchthür oder in der Vorkhalle der Kirche (Preis 6 Mark). Es sind 12 Monatstabellen, 50 × 40 cm groß, aus feinem mit Tinte beschreibbarem Karton zum Eintragen der in den letzten 25 bis 30 Jahren in der Pfarrei verstorbenen Erwachsenen. Der für jeden Monatstag

zur Verfügung stehende Raum reicht zur Eintragung von acht Namen. Die im Weltkriege Gefallenen aus der Pfarrei können durch Eintragung mit roter Tinte besonders ausgezeichnet werden. Für Papst, Bischof und verstorbene Priester der Pfarrei ist ein eigener Raum auf jeder Monatstabelle vorgesehen. Jede Monatstabelle trägt die Aufschrift: Gedenkt der lieben Verstorbenen! Beim Haupteingange der Kirche, am sogenannten schwarzen Brette, oder in einem eigenen verschließbaren Kasten wird die jeweilige Monatstabelle aufgehängt. Jeder bessere Tischler kann dazu einen praktischen Wechselrahmen aus Holz anfertigen.

Die Idee des Totenkalenders hat in geistlichen Kreisen überall da, wo sie bekannt wurde, freudige Zustimmung gefunden, wie aus zahlreichen Zuschriften an den Verfasser dieser Tabellen hervorgeht. Der beste Beweis für die Brauchbarkeit ist, daß diese Drucksorte im November 1926 allein drei Auflagen erlebte und nun schon in sechster Auflage vorliegt.

Zur ganzen Idee des Pfarr-Totenkalenders sei vom Standpunkte der Pastoraltheologie nur noch bemerkt:

Man hat in den letzten zwei Jahrzehnten und namentlich seit dem Kriegsende immer öfter und lauter aus den Reihen der tüchtigsten Seelsorger den Ruf gehört: Zurück zur Pfarrgemeinde! Die Pfarrgemeinde ist trotz der vielen kirchlichen Vereine das Ursprüngliche und Natürliche, das vor allem Notwendige und Unentbehrliche, die große geistige Gemeinschaft, mit der alle Pfarrkinder verwachsen sein sollen, die große Familie, in der alle Pfarrangehörigen fest verankert sein sollen. Leider ist dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit heute vielen Pfarrkindern verloren gegangen zum großen Schaden der Seelsorge: Viele beteiligen sich nicht mehr am Familienleben der Pfarrgemeinschaft. Der Totenkalender ist ein ausgezeichnetes Mittel, den Gemeinschaftsgedanken, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer großen, geistigen Familie unter den Pfarrangehörigen wieder zu wecken und zu pflegen und so der Pastoration wertvolle Dienste zu leisten. Er ist zudem eine ständige Armenseelenpredigt. Er fördert endlich im Volke die echt christliche Pietät, auf welcher die engere und weitere Familiengemeinschaft aufgebaut ist.

Dr. W. Grosam.

Pastoral-Fälle.

I. (Copia Confessarii.) Kürzlich entstand auf einer Priesterkonferenz ein lebhafter Disput. Mehrere Teilnehmer nämlich, die von Priesterexerzitien kamen, berichteten übereinstimmend, daß der Exerzitienmeister nachdrücklich betont hätte, ein Priester, der das Unglück gehabt habe, schwer zu sündigen, sei nur dann verpflichtet, vor Feier der heiligen Messe zu beichten, wenn er die Auswahl zwischen mehreren

Beichtvätern hätte; in allen anderen Fällen dürfe er sich mit einer übernatürlich vollkommenen Reue begnügen. Einige Anwesende nun gaben dem Exerzitienmeister unbedingt recht und begründeten ihre Ansicht mit dem Hinweis auf das lateinische Wort „copia“ in can. 807, das eine Mehrzahl bedeute und deshalb auch in der letzten Zeit von einigen bedeutenden Autoren mit „Auswahl“ übersetzt werde; es sei eigentlich auffallend, daß früher noch kein Autor auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen sei. Andere dagegen meinten, gerade der Umstand, daß dieser Gedanke so nahe liege, sei für sie der beste Beweis, daß auch schon früher die Autoren auf diesen Gedanken gekommen seien, ihn aber nicht für beweiskräftig gehalten hätten. Außerdem würden sich aus dieser Anschauung die weitgehendsten Aenderungen für das praktische Leben ergeben. Deshalb könnten sie es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen, von der Ansicht abzuweichen, die bis jetzt überall gelehrt worden sei, wenn sie auch die Gegenpartei Augenblicklich nicht mit stringenten Beweisen widerlegen könnten. Was ist nun von diesem Disput zu halten?

Zunächst muß zugegeben werden, daß aus dieser neuen Anschauung sich tatsächlich die weitgehendsten Aenderungen für das praktische Leben ergeben, viel einschneidendere noch als wohl überhaupt auch nur ein einziger der Anwesenden dachte. Wie nämlich can. 807 dem zelebrierenden Priester gestattet, sich mit einer übernatürlich vollkommenen Reue zu begnügen „deficiente copia confessarii et urgente necessitate“, so gestattet auch can. 856 den Laien, sich mit einer solchen Reue zu begnügen „si urgeat necessitas ac copia confessarii illi desit“. Der Ausdruck „copia confessarii“ muß offenbar in beiden Fällen gleich übersetzt werden, was für die einen recht ist, das ist auch für die andern billig. Ist also die Beicht nur gefordert, wenn man die Auswahl zwischen mehreren Beichtvätern hat, dann folgt daraus, daß die Leute an kleinen Orten, an denen sich nur ein Priester befindet, oft kommunizieren dürfen ohne vorher zu beichten, auch wenn sie Todssünden begangen haben. Allerdings muß auch eine „Notwendigkeit“ zu kommunizieren gegeben sein, aber wiederum keine größere als beim Priester. Demnach wäre auch ein Laie entschuldigt, wenn die Erfüllung eines Kirchengebotes drängt, oder wenn er infamiert würde, falls er die Kommunion nicht empfinde. Diese Bedingungen könnten zutreffen bei der Osterkommunion, bei der Kommunion vor der Hochzeit, bei der Kommunion gelegentlich mancher Jubiläen, wenn z. B. gelegentlich der silbernen Hochzeit die ganze Familie zum Tische des Herrn geht, in manchen Fällen auch bei der Monatskommunion von Vereinen u. s. w. Derartige tiefgreifende Veränderungen aber dürfen doch nicht vorgenommen werden, ohne daß ein ganz sicherer, unumstößlicher Beweis für ihre Berechtigung erbracht wäre.

Ein solcher Beweis fehlt aber vollständig. Zunächst ist die philologische Voraussetzung, das Wort „copia“ könne nur eine Mehrzahl bedeuten, grundfalsch. Dies trifft nicht einmal für das klassische Latein zu. So schreibt z. B. Cicero: „Facere omnibus civibus consilii sui copiam

(allen Bürgern seinen Rat zur Verfügung stellen).“¹⁾ Livius kennt eine ähnliche Bedeutung von „copia“, wenn er schreibt: „Ni copia pugnae fiat (wenn keine Gelegenheit zur Schlacht sich biete).“²⁾ Ähnlich gebraucht auch Sallust dieses Wort: „Quoniam copiam Jugurthae haberet (da er den Jugurtha in seiner Gewalt habe).“³⁾ Demnach muß also „copia“ nicht notwendig eine Menge bezeichnen.

Daß dieser Ausdruck im Rodey aber auch tatsächlich keine Menge bezeichnet, ergibt sich klar aus dem auf „copia“ folgenden Worte „confessarii“. Würde nämlich „copia“ an dieser Stelle eine Mehrzahl bedeuten, dann müßte es selbstverständlich „confessariorum“ heißen.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß in der Vergangenheit auch alle Autoren den Text des Tridentinums so verstanden haben, als ob er keine Mehrzahl bedeute. Ähnlich wie der Rodey bestimmte nämlich schon das Tridentinum, daß man sich vor Empfang der heiligen Kommunion mit einer übernatürlich vollkommenen Reue nicht begnügen dürfe „habita copia confessoris“. ⁴⁾ Die Autoren hielten es für so selbstverständlich, daß „copia“ hier keine Mehrzahl bedeute, daß sie sogar die Frage aufwarfen, ob etwa unter dem Beichtvater, der hier genannt werde, nicht vielleicht nur der gewöhnliche Beichtvater gemeint sei. Sie antworteten aber verneinend und hoben hervor, daß die Pflicht zu beichten so lange besteshe, als man überhaupt einen approbierten Beichtvater ohne große Schwierigkeit bekommen könne. ⁵⁾ Sicherlich darf man nun die Bestimmungen des Rodey nicht anders erklären als bisher die entsprechenden Bestimmungen des Tridentinums erklärt wurden, denn nach can. 6 muß man das neue Recht nach dem alten erklären, soweit es mit dem alten übereinstimmt. Wenn deshalb Sleumer⁶⁾ und Krebs⁷⁾ den Ausdruck „copia“ mit „Auswahl“ übersetzen, so ist eine solche Uebersetzung falsch oder wenigstens leicht irreführend. „Deficiente copia confessorii“ muß vielmehr übersetzt werden „wenn kein Beichtvater zur Verfügung steht“, oder „wenn man keinen Beichtvater bekommen kann“, oder „wenn kein Beichtvater zu haben ist“. Dieselbe Auffassung hat übrigens Leitner schon früher vertreten, wenn er schreibt: „Was heißt nun deficiente copia confessorii? Offenbar nicht ‚wenn die Auswahl eines Beichtvaters fehlt‘, sondern ‚wenn die Möglichkeit, einen Beichtvater zu haben oder leicht zu erreichen, fehlt‘.“⁸⁾

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

¹⁾ Cie. de or. 3, 33, 133.

²⁾ Civ. 4, 18. 3.

³⁾ Sal. Jug. 111, 1.

⁴⁾ Trid. sess. XIII, de Eucharistia, can. 11.

⁵⁾ Kolbin, De Sacramentis¹⁴, n. 141; Lehmküh!, Theol. Moralis II¹¹, n. 205.

⁶⁾ Sleumer, Kirchenlateinisches Wörterbuch², S. 242.

⁷⁾ Krebs, Dogma und Leben II, S. 429.

⁸⁾ Leitner, Handbuch des kath. Kirchenrechtes, 4. Lieferung, S. 75.

II. (Aufgehobene Ehehindernisse.) Auf der Mission in K. kommt die Ehefrau Anna in ihrer Generalbeichte u. a. auf einen Fehltritt zu sprechen, der über zehn Jahre zurückliegt. Nach einem Falle war sie den Verführungskünsten des Johannes, des Bruders ihres damaligen Verlobten, ihres jetzigen Mannes Thomas erlegen. Sie hatte vor ihrer Ehe im Jahre 1917 diese Sünde zusammen mit den mit Thomas begangenen gebeichtet; bei der genauen Gewissenserforschung aber, die sie jetzt angestellt hat, ist sie unruhig geworden und meint, sie hätte doch den Umstand der Verwandtschaft ausdrücklich angeben müssen.

Der Beichtvater P. Petrus beruhigt sie nun zwar betreffs der Vollständigkeit ihrer Beichte; die Angabe jenes Umstandes sei zur Gültigkeit der Beichte nicht notwendig. Bei sich aber denkt er an die infolge der Schwägerschaft aus dem unerlaubten Geschlechtsverkehr vorliegende ungültige Ehe. Doch da fällt ihm gleich ein, das neue Gesetzbuch lasse ja die ehetreunnende Schwägerschaft nicht mehr aus dem Geschlechtsverkehr, sondern aus der gültig geschlossenen Ehe hervorgehen. Infolgedessen nimmt er an, seit dem Inkrafttreten des neuen Rechtes am 19. Mai (Pfingsten) 1918 habe das Ehehindernis der Schwägerschaft aus geschlechtlichem Verkehr überhaupt aufgehört zu existieren, so daß eine Dispens dafür wie für die andern aufgehobenen Hindernisse nicht mehr erforderlich sei. Kurz entschlossen fragt er daher die Frau, ob sie mit ihrem Manne in der Ehe immer gut zurechtgekommen sei. Anna antwortet, ihre Ehe sei bis jetzt wirklich glücklich gewesen, ihr Mann ahne nichts von jenem unglücklichen Vorfall. — Darauf eröffnet ihr der Beichtvater, wegen jenes unerlaubten Verkehrs sei zwar ihre Ehe vor dem Herrgott und der Kirche ungültig gewesen; da sie jedoch daran nie gedacht habe, brauche sie sich wegen ihres ehelichen Zusammenlebens keine Vorwürfe zu machen. Nur müsse jetzt ihre Ehe in Ordnung gebracht werden. Das sei ganz leicht; sie brauche nur gleich nach der Aussprechung vor ihm zu erklären, daß sie ihren Mann von neuem zum Ehegemahl annehmen und behalten wolle. Damit sei die ganze Angelegenheit für immer erledigt; sie solle ihrem Manne auch nie etwas davon sagen. Hocherfreut erneuert natürlich Anna sofort nach empfangener Aussprechung ihren Ehemillen, und beide sind froh, den peinlichen Fall so rasch aus der Welt geschafft zu haben.

Hat P. Petrus richtig gehandelt? — Am besten zerlegen wir den Fall in Einzelfragen: 1. War die Ehe ungültig geschlossen worden? 2. Wenn ja, blieb sie ungültig auch nach dem Inkrafttreten des päpstlichen Gesetzbuches am 19. Mai 1918? 3. Erlösch mit dem 19. Mai 1918 wenigstens das der Ehe entgegenstehende Hindernis der aus dem unerlaubten geschlechtlichen Verkehr entstandenen Schwägerschaft? 4. Wenn nicht, konnte P. Petrus vielleicht selbst davon dispensieren? 5. Ließ er die Ehe in der richtigen Weise konvalidieren?

Zu 1. An der Ungültigkeit der 1917 abgeschlossenen Ehe kann kein Zweifel sein. Denn nach dem alten Recht ging das ehetreunnende Hindernis der Schwägerschaft aus jedem vollständigen Geschlechtsverkehr hervor,

einerlei ob er ehelich oder unehelich war. Es bestand zwischen jeder der verkehrenden Personen und den Blutsverwandten der andern, in der geraden Linie ohne Grenzen, in der Seitenlinie bei ehelichem Verkehr bis zum vierten, bei außerehelichem bis zum zweiten Grade einschließlicly. Im vorliegenden Falle war also infolge des außerehelichen Verkehrs zwischen Anna und Johannes das trennende Hindernis der Schwägerschaft im ersten Grad der Seitenlinie gegen eine Ehe zwischen Anna und Thomas, dem Bruder des Johannes gegeben, und die Ehe zwischen Thomas und Anna war ungültig.

Zu 2. An sich hätte der Heilige Stuhl betreffs der Ehen, die nach dem alten Recht zwar ungültig geschlossen waren, nach dem neuen Recht jedoch wegen der Gesetzesänderungen gültig gewesen wären, eine Sanierungsklausel in das neue Eherecht aufnehmen können. Eine solche Klausel finden wir z. B. in der Konstitution „Provida“, die die Frage der Mischehen im Deutschen Reiche regelte und zugleich die vor dem 15. April 1906 in Deutschland ungültig geschlossenen Mischehen unter bestimmten Bedingungen in der Wurzel heilte. Ein derartiger Kanon fehlt aber im neuen Gesetzbuch. Zudem bestimmt can. 10 ausdrücklich: Die Gesetze beziehen sich auf die Zukunft, nicht auf die Vergangenheit, falls nicht ausdrücklich darin etwas betreffs der Vergangenheit festgelegt ist. Somit bleiben die nach dem alten Recht ungültig geschlossenen Ehen auch nach dem 19. Mai 1918, wo das pianische Recht in Kraft trat, ungültig. Zum Ueberfluß ist eine dahingehende Frage schon 1918 der päpstlichen Roderxkommission vorgelegt und im verneinenden Sinne entschieden worden: „Quid dicendum“, so lautete die Anfrage, „de matrimoniis, si quae nulla sint ex capite impedimentorem a novo Codice abrogatorum: fiuntne matrimonia illa valida ipsa promulgatione novi Codicis, . . . ?“ Die Antwort hieß: Negative. (Entscheidungen vom 2. bis 3. Juni 1918, A. A. S. X, 1918, 346, n. 7.)

Zu 3. Die Beantwortung wird hier etwas schwieriger. Die Rechtsunterlagen werden von den Autoren verschieden ausgelegt. Als sicher kann man zunächst annehmen, daß Hindernisse, die nach dem alten Recht zwar schon eingetreten waren, nach dem neuen jedoch aufgehoben worden sind, einer vom 19. Mai 1918 ab zu schließenden Ehe nicht mehr entgegenstehen. Das erhellt aus einer Entscheidung der Roderxkommission auf folgende Anfrage: „Vis novi Codicis estne retroactiva in his, quae modificantur circa . . . impedimenta tum impredientia quam dirimentia matrimonium, ita ut . . . contracta impedimenta modificata a novo Codice nulla dispensatione¹⁾ indigeant? (can. 4, 10).“ — Antwort: „Codicis, etiam quoad . . . impedimenta, non esse vim retroactivam: matrimonia (autem) regi iure vigenti quando contracta sunt vel contrahentur . . .“ (a. a. O. n. 6). — Die Fassung der Antwort, die sich wohl absichtlich nicht an den Wortlaut der Anfrage anschließt, scheint von Bedeutung. Zunächst wird eine rückwirkende Kraft des neuen Ehe-

¹⁾ Die Sperrungen in den angeführten römischen Entscheidungen sind vom Verfasser.

hindernisrechtes abgelehnt. Es ist das nur eine Anwendung des in can. 10 allgemein ausgesprochenen, vorhin bereits angeführten Grundsatzes, daß die Gesetze sich auf die Zukunft beziehen, die Vergangenheit aber unangestastet lassen, wenn nicht ausdrücklich etwas in bezug auf sie bestimmt wird. Im neuen Gesetzbuch aber fehlen Kanones, die sich namentlich (nominatim) mit den nach dem vorpianischen Recht entstandenen Ehehindernissen befassen. Den Inhalt einer solchen Rückwirkung faßt jedoch die Kommission offenbar anders als der Fragesteller. Dieser glaubt, mit der Rückwirkung der neuen Ehehindernisgesetze hörten die alten, entgegenstehenden Hindernisse einfach hin auf, so daß eine Dispens nicht mehr notwendig sei. Demgemäß könnten nicht nur Ehen, bei denen etwa ein bereits entstandenes, durch den Kodex jedoch aufgehobenes Hindernis vorläge, ohne Dispens ab 19. Mai 1918 neu geschlossen werden (contrahi); es könnten auch Ehen, die bis zu obigem Datum wegen eines alten, nun aufgehobenen Hindernisses ungültig geschlossen worden waren, nun ohne Dispens, wieder vergültigt werden (convalidari). Diese weite Auffassung der Rückwirkung will die Kommission jedoch vermeiden und antwortet deshalb mit der Unterscheidung: *matrimonia regi iure vigenti, quando contracta sunt vel contrahentur*. Also maßgebend ist und bleibt für jede Ehe das zur Zeit des Vertragsabschlusses geltende Eherecht. Für die bis zum 19. Mai 1918 geschlossenen Ehen gilt auch heute noch das vorpianische, für die von diesem Tage ab zu schließenden das pianische. Mit diesem Termin stehen demgemäß Hindernisse, die nach dem alten Recht bereits kontrahiert waren, nach dem neuen Recht jedoch aufgehoben sind, einer neu zu schließenden Ehe nicht mehr entgegen. Einer Dispens vom Hindernis bedarf es in diesem Falle nicht mehr. Can. 6, n. 6 ist folgerichtig durchgeführt: „Si qua ex ceteris disciplinariis legibus, quae usque adhuc viguerunt, nec explicite nec implicite in Codice contineatur, ea vim omnem amisisse dicenda est, nisi in probatis liturgicis libris reperiatur, aut lex sit iuris divini sive positivi sive naturalis.“ — Andererseits scheint aber ebenso sicher das alte Recht mit seinen Hindernissen für die unter ihm geschlossenen Ehen fortzubestehen. Anders scheint der Ausdruck: *matrimonia regi iure vigenti, quando contracta sunt*, nicht verstanden werden zu können; die ganze, offenbar absichtlich gebrauchte Unterscheidung seitens des römischen Ausschusses erscheint sonst zwecklos. Viel einfacher hätte dann in unmittelbarer Anlehnung an den Wortlaut der Anfrage die Antwort gelautet: *contracta impedimenta modificata a novo Codice, nulla dispensatione indigent*, ohne zwischen zu schließenden Ehen einerseits und schon geschlossenen, jetzt gegebenenfalls zu konvalidierenden andererseits zu unterscheiden. Da Rom bekanntlich nicht leicht vorgelegte Anfragen ändert oder in seinen Antworten von den gestellten Anfragen abweicht, ist der Tatsache einer solchen Abweichung um so mehr Gewicht beizumessen.

Man wendet wohl ein, zu konvalidierende Ehen könnten unter die Reihe der *matrimonia quae contrahentur* gerechnet werden und so

sei auch für die vor dem 19. Mai 1918 ungültig geschlossenen, jetzt zu konvalidierenden Ehen das pianische Recht maßgebend, so daß ein durch dieses beseitigtes Hindernis auch einer solchen Ehe nicht mehr im Wege steht. — Ist auch richtig, daß der zur Zeit eines bestehenden Hindernisses abgegebene Ehemille unwirksam bleibt, das Eheband also nicht geknüpft wird, bis nach Beseitigung des Hindernisses der Ehemille erneuert wird, so hält der juristische Sprachgebrauch doch das contrahere und das convalidare matrimonium immer auseinander. Auch sachlich scheint eine Verwischung der beiderseitigen Begriffsgrenzen unzulässig, da naturrechtlich die *contractio matrimonii* wesentlich in der gegenseitigen Ehemillenserklärung besteht, die *convalidatio* jedoch ohneweiters nach Erlöschen des Hindernisses sich vollzieht. Die tatsächlich zur Konvalidation erforderliche Erneuerung des Ehemillens ist rein kirchenrechtlich bedingt.

Eine Bestätigung findet diese Ansicht in einer weiteren Entscheidung auf nachstehende, teilweise schon oben angezogene Anfrage, die sich unmittelbar mit der Gültigmachung der unter dem alten Recht ungültig geschlossenen Ehen beschäftigt. „*Quid dicendum de matrimoniis, si quae nulla sint ex capite impedimentorum a novo Codice abrogatorum: fiuntne matrimonia illa valida ipsa promulgatione novi Codicis, vel etiam post dictam promulgationem indigent dispensatione, sanatione, etc. (can. 4, 10)?*“ — Die Antwort hieß: „*Negative ad primam partem; affirmative ad secundam*“ (Entscheidungen vom 2. bis 3. Juni 1918, A. A. S. X, 1918, 346, n. 7). — Einerseits wird also eine durch das Inkrafttreten des neuen Gesetzbuches von selbst eintretende Heilung der in Frage kommenden Ehen abgelehnt, andererseits die Notwendigkeit einer Dispens von dem die Ungültigkeit bewirkenden Hindernis, bezw. die Notwendigkeit einer Heilung in der Wurzel, falls eine einfache Konvalidation nicht durchführbar ist, ausdrücklich betont.

Ist uns auch wohlbekannt, daß mehrere Autoren im gegebenen Falle eine Dispens nicht für notwendig halten, so scheinen uns die beigebrachten Gründe für ein Abgehen von dem klaren Wortlaute der römischen Entscheidungen nicht genügend. Zunächst sei auf unsere oben gegebene Exegese der Entscheidung unter Nr. 6 verwiesen, die die Notwendigkeit einer Dispens unbedingt zu fordern scheint; diese Entscheidung wird aber gewöhnlich vernachlässigt. — Es heißt dann, mit dem das Hindernis begründenden Gesetze erlösche auch das Hindernis selber, das ja seine ganze Rechtsexistenz dem gesetzgeberischen Willen verdanke. Daraus ergibt sich wohl, daß, wenn dieser gesetzgeberische Wille sich zurückzieht, auch das Hindernis zerfällt. Aber ebenso notwendig folgt, daß, wenn er bestehen bleibt, das Hindernis fortbesteht. Daß er aber in unserm strittigen Fall bestehen geblieben ist, muß aus den Äußerungen der Roderikkommission geschlossen werden. Mag man in der Zeitspanne vom 19. Mai 1918 bis zum 3. Juni 1918 die Fortdauer der Hindernisse immerhin als strittig betrachten; nach dem 3. Juni ist schwer ersichtlich, wie ohne Vergewaltigung des Wortlautes der Entscheidungen die Notwendigkeit der Dispens fallen gelassen werden kann.

Auch die Berufung auf eine Erklärung des Kardinals Gasparri zu der hier uns beschäftigenden Entscheidung Nr. 7 vermag unsere Auffassung nicht zu ändern. Da uns die Quelle dieser Äußerung des Kardinals leider nicht zur Hand ist — in den A. A. S. ist sie nicht aufgenommen —, legen wir den Text zugrunde, wie er Jahrgang 1925 dieser Zeitschrift S. 372 gegeben ist. Gasparri wurde die Frage vorgelegt: „Utrum responsum Commissionis ad Codicis canones authentice interpretandos, datum die 2/3 iunii 1918 sub n. 7, dum in fine dubii appositum illud etc., intelligendum sit ita, ut dispensatione vel sanatione semper indigeant, an potius convalidari etiam possint ad normam can. 1133, § 1 et 1135?“ — Offen gestanden, ist diese Anfrage sehr ungenau; die beiden Glieder der disjunktiven Frage schließen sich ja gegenseitig nicht aus; in der Konvalidation nach can. 1133, § 1 ist doch die Dispens gegebenenfalls selbst wieder eingeschlossen. Als Elemente der Konvalidation einer ob eines trennenden Ehehindernisses ungültigen Ehe werden nämlich daselbst aufgestellt: a) Das Aufhören oder die Dispens vom Hindernis; b) die Erneuerung des Ehewillens wenigstens seitens des um das Hindernis wissenden Ehepartners. — Der Fragesteller scheint unter „convalidatio“ nur die renovatio consensus zu verstehen und setzt sie, so eng gefaßt, in Gegensatz zur Dispens, bezw. Sanation. So versteht man auch, weshalb er das Wort „semper“ einfügt; genügt die Erneuerung des Ehewillens nicht, so ist natürlich immer entweder überdies Dispens notwendig oder, falls die Erneuerung des Ehewillens unstatthaft ist, Sanation. — Gasparri geht deshalb auf die unglücklich geformte Anfrage nicht unmittelbar ein. Zunächst streicht er das in der ursprünglichen Anfrage nicht vorhandene Wörtchen „semper“ und erklärt dann allgemein den Sinn der Entscheidung, es sei damit nicht mehr und nicht weniger (definite significat) gesagt, als daß die in Frage stehenden Ehen nach der Norm des can. 1133 ff. zu konvalidieren seien. „In dubio, de quo agitur — et quod mansit, sicut oblatum est ab episcopo Melitensi — non legitur verbum semper; et istud etc. definite significat matrimonia illa convalidanda esse ad normam can. 1133 et sqq.“ — Dieser Kanon aber mit den folgenden behandelt sowohl Konvalidation wie Sanation unter Berücksichtigung der verschiedenen Umstände, ob nämlich die Erneuerung des Ehewillens erfolgt, nachdem das Hindernis durch einfaches Erlöschen aufgehört hat (cessatio), wie es z. B. beim Erreichen des ehemündigen Alters der Fall ist, oder nachdem die Dispens vom Hindernis eingeholt worden ist. Dann werden die Eigenschaften u. s. w. der Erneuerung des Konsenses beschrieben, in can. 1138 ff. wird die Heilung in der Wurzel charakterisiert. Wie demnach in diesem Hinweis des Kardinals die Notwendigkeit der Dispens von den abgeschafften Hindernissen zur Konvalidation der fraglichen Ehen abgelehnt sein soll, ist nicht ersichtlich. Er will, scheint uns, nur sagen, es sei erforderlich, daß das betreffende Ehehindernis entweder von selbst aufhöre oder daß Dispens eintrete, und daß dazu der Ehepartner erneuert werde. Wie aber in den Ehen, die uns hier beschäftigen, im Einzelfalle das

Hindernis beseitigt wird, ob durch Cessation oder durch Dispens, darüber äußert er sich überhaupt nicht. Deshalb erklärt er sonst nicht kurz und klar, Dispens sei bei diesen Ehen nicht nötig, es genüge die Erneuerung des Eheconsenses? Wo er sich doch nicht genau an den disjunktiven Wortlaut der Frage hält, hätte er diese letztere Auffassung wohl auch unzweideutig erklärt, wenn sie wirklich die seinige wäre.

Es muß zwar zugegeben werden — Gasparri deutet es ja selbst in seiner Antwort an —, daß auch die Anfrage des Bischofs von Malta, deren Antwort die weitere Frage an Kardinal Gasparri zur Folge hatte, minder geschickt gefaßt war. Dispens, Sanation werden darin auf eine Stufe gestellt, obgleich die Sanation die Dispens einschließt, die einfache Nonvalidation wird ausgelassen, auch die Consenserneuerung nicht erwähnt. Das alles soll wohl in dem „etc.“ ausgedrückt sein. — Ohne zwingenden Grund ist jedoch nicht anzunehmen, daß die Rodezkommission die vorgelegte Anfrage nicht umgeformt hätte, wenn eine Dispens tatsächlich nicht notwendig wäre. Das Mißverständnis ist doch sonst kaum vermeidbar. Um so weniger scheint eine solche Unterlassung annehmbar, als in der unmittelbar vorhergehenden Entscheidung (n. 6) der Ausschuß sich auch nicht an den Wortlaut der Frage gehalten hat, eben um die von uns vertretene Auffassung festzulegen. Zudem wäre die unzweideutige Beantwortung im Sinne der von uns abgelehnten Meinung so einfach gewesen, etwa: . . . *fiuntne matrimonia illa valida ipsa promulgatione novi Codicis, vel etiam post dictam promulgationem indigent dispensatione, vel sufficit renovatio consensus sanatione*. — Antwort: *Negative ad primam et secundam partem, affirmative ad tertiam*.

Solange also Rom sich nicht authentisch klarer äußert, vermögen wir das Weglassen der Dispens im besagten Falle nicht als genügend begründet anzusehen. Wir wissen überdies von durchaus zuverlässiger Seite, daß die römische Sakramentenkongregation sich in ihrer Dispenspraxis zur Notwendigkeit einer Dispens in den besagten Fällen bekennt.

Wir sind deshalb der Ansicht, daß die Entscheidung des P. Petrus unhaltbar ist. Das Hindernis der Schwägerschaft zwischen Anna und Thomas bestand noch und mußte erst durch Dispens beseitigt werden, bevor die Ehe durch Erneuerung des Ehemillens in Ordnung gebracht werden konnte.

Zu 4. Zunächst kam als Dispensinstanz die Pönitentiarie als Gerichtshof für geheime Ehehindernisse in Frage; aus den Mitteilungen Annas ist ja ersichtlich, daß die das Hindernis begründende Tat und das Hindernis selber ganz geheim geblieben waren, somit ein rechtlich und tatsächlich geheimes Hindernis vorliegt (vgl. can. 258, § 1). Durchwegs werden jedoch die Ordinariate Dispensvollmacht in unserm Falle haben, so daß sich ein Gesuch an diese Anschrift empfiehlt. Der Umstand, daß als Wartezeit auf eine Antwort vom Ordinariat eine Woche, auf die von Rom durchschnittlich drei Wochen angesetzt werden, kann das Witzgesuch ans Ordinariat geradezu notwendig machen, da nach Ablauf

einer Woche eine persönliche Mitteilung der Dispens an das Beichtkind oft genug nicht mehr möglich ist; oft genug nämlich ist dann der Beichtvater vom Orte seiner augenblicklichen Tätigkeit wieder abgereist, dem Pönitenten ist es aus den verschiedensten Gründen unmöglich oder sehr schwierig, ihn wieder aufzusuchen. Eine briefliche Mitteilung ist aber durchwegs nicht zu empfehlen wegen der Gefahr der Verletzung des Geheimnisses, die in unserm Falle z. B. den Ruin des Familienglückes im Gefolge haben kann. Für diesen dringlichen Fall aber, wo die Umstände ein Gesuch an den Heiligen Stuhl überhaupt nicht gestatten, gibt can. 1045, § 1 und 2 allen Ortsordinarien ohne Unterschied die Dispensvollmacht betreffs aller Ehehindernisse kirchenrechtlicher Natur, mit einziger Ausnahme der Priesterweihe und der Schwägerschaft in gerader Linie, nach vollzogener Ehe. — Es ist dies eine Anwendung von can. 81 auf das Eherecht. Nach can. 81 nämlich können die Ordinarien von den allgemeinen Kirchengesetzen entbinden, falls der Rekurs an den Heiligen Stuhl schwierig ist und die Gefahr eines schweren Schadens im Verzug ist; unterstellt ist jedoch, daß die betreffende Dispens vom Apostolischen Stuhl gewährt zu werden pflegt.

Falls jedoch ein Gesuch selbst an das Ordinariat nicht ohne Bedenken ist, also wenn die Konvalidation der Ehe wegen der Gefahr der Unenthaltbarkeit z. B. nicht aufgeschoben werden kann, bis die Dispens vom Ordinariat eintrifft oder wenn ein derartiges Gesuch das Geheimnis in Gefahr bringt, so überträgt can. 1045, § 3 dem Pfarrer und dem Notarungspriester (nach can. 1098) für geheime Fälle dieselben Dispensvollmachten wie dem Ortsordinarius; auch der Beichtvater nimmt an dieser weitgehenden Vollmacht teil, nach der wahrscheinlicheren Ansicht allerdings bloß im Gewissensbereich gelegentlich der sakramentalen Beicht (can. 1045, § 3 und can. 1044).

Diese Dringlichkeit wird ja weniger leicht eintreten, wenn die Mission in der Bischofsstadt selbst oder in der Nähe gehalten wird. Da läßt sich die Dispensangelegenheit meist rasch persönlich auf dem Generalvikariat erledigen. Telegraph oder Fernsprecher kommen als Verkehrsmittel hier nicht in Betracht.¹⁾ Oder es können auch den Missionären gleich zu Beginn der Mission weitgehende Vollmachten verliehen sein, so daß ohne Rücksicht auf die Dringlichkeit der Fälle zur Erleichterung der Missionsarbeit unmittelbar geholfen werden kann.

Ein solches Entgegenkommen scheint nun im gegenwärtigen Fall nicht geübt worden zu sein; anders hätte P. Petrus doch wohl sich seiner Befugnisse erinnert und wenigstens zur Vorsicht von ihnen Gebrauch

¹⁾ Vgl. z. B. Leitner, Lehrbuch des kath. Eherechtes³, 334. — Telegraphische Gnaden- oder Dispensgesuche nach Rom sind geradezu verboten. Vgl. Anweisung des Staatssekretariates durch die Münchener Nuntiatur vom 5. Jänner 1892 (A. A. S. XXIV, 1891 bis 1892, 447). Gemäß einer Entscheidung der Roderikkommission gilt der Ordinarius nicht mehr als erreichbar, wenn er nur telegraphisch oder telephonisch angegangen werden kann. Entscheidungen vom 12. November 1922 (A. A. S. XIV, 1922, 663). Vgl. auch Schäfer, Das Eherecht²⁻², 1924, S. 117.

gemacht. Wir müßten denn schuld bare Nachlässigkeit bei ihm annehmen, daß er sich seine Vollmachten nicht einmal ordentlich angesehen hätte. Wahrscheinlich aber konnte er gemäß can. 1045, § 3 auf Grund der Dringlichkeit des Falles auch ohne besondere Bevollmächtigung seitens des Ordinariates das Hindernis beheben. Es konnte nämlich leicht sein, daß die Zeit der Mission nicht langte, um die Antwort des Ordinariates abzuwarten, daß später aber Anna den Beichtvater nicht mehr auffuchen konnte, eine briefliche Mitteilung ist nicht immer angebracht. Oder wenigstens bestand die Gefahr des fortgesetzten Verkehrs u. s. w. in der vermeintlichen Ehe, der im günstigsten Fall immerhin objektiv unerlaubt war, also tunlichst bald legitimiert werden mußte.¹⁾

Zu 5. Seiner Natur nach ist das Hindernis der Schwägerschaft aus außerehelichem Geschlechtsverkehr immer als geheim angesehen worden. Die Sünde, auf der es beruht, scheut ja Zeugen und Tageslicht. Nach Annas Bekenntnis ist die ganze Sache auch tatsächlich geheim geblieben; außer den beiden Schuldigen weiß niemand darum. Somit genügt es zur Konvalidation der Ehe, daß Anna über die Existenz des Hindernisses und die Ungültigkeit der Ehe belehrt werde und ihren Ehem Willen dann privatim erneuere (can. 1133, 1134, 1135, § 3). Eine bestimmte Form ist für diese Erneuerung nicht vorgeschrieben; sie kann auch rein innerlich oder auch durch den ehelichen Verkehr geleistet werden.²⁾

In kluger Weise hat sich P. Petrus nach dem Frieden in der Familie erkundigt; drohte nämlich Gefahr, daß bei der Eröffnung, ihre Ehe sei ungültig, die vermeintlichen Gatten auseinander gingen, so mußte der Beichtvater die Frau im guten Glauben lassen, von der Ungültigkeit schweigen, bezw. wenn er, ohne gefährlichen Verdacht zu wecken, Anna zurückbestellen konnte, inzwischen um Sanation einkommen und der Frau die vollendete Tatsache der Heilung in der Wurzel mitteilen. Ein Wissen der Schein-Ehegatten um das Gesuch und die Bewilligung der Sanation ist ja zu ihrer Gültigkeit nicht erforderlich (can. 1138). Die Kirche dispensiert eben von der rein kirchenrechtlichen Bestimmung, den Ehem Willen zu erneuern; ist das Hindernis behoben, so tritt von selbst der früher abgegebene naturrechtlich gültige Ehem Wille in seine volle Wirksamkeit. Immerhin soll die vollzogene Sanation den Eheleuten mitgeteilt werden, damit nicht etwa später, falls die frühere Ungültigkeit der Ehe sich herausstellen sollte, die Ehe in der Annahme, sie sei bis jetzt ungültig geblieben, getrennt werde, obwohl sie durch die Sanation unauflöslich geworden ist.

Somit wäre die Handlungsweise des Beichtvaters betreffs der Konvalidation richtig gewesen. Eine Legitimation der Nachkommenschaft brauchte nicht ausgesprochen zu werden, da die aus einer Scheinehe, wie sie hier vorlag, hervorgegangenen Kinder von selbst legitim sind.³⁾

¹⁾ Vgl. Schäfer, Eherecht, 104, Anm. 56 u. 57.

²⁾ Vgl. z. B. Chelodi, Jus matrimoniale³, n. 164.

³⁾ Vgl. can. 1114 u. can. 1015, § 4.

Was bleibt P. Petrus denn noch zu tun, falls er nachträglich entdeckt, daß er in der Auffassung, das Hindernis sei erloschen, geirrt hat? Nur ein Weg bleibt gangbar, daß er nämlich ein Gesuch um Sanation ans Ordinariat, bezw. an die Pönitentiarie richtet, mit Darlegung seiner Handlungsweise, da die Heilung in der Wurzel ohne besondere, triftige Gründe nicht gewährt wird. Daß er die Sanation der Frau nicht mitteilen kann, verschlägt in diesem Falle nichts, da Anna der festen Ueberzeugung ist, ihre Ehe sei nunmehr gültig. Somit besteht keine nennenswerte Gefahr, daß sie in einer späteren Beichte überhaupt noch auf den Fall zu sprechen kommt und daß aus der Handlungsweise des Beichtvaters gefolgert wird, die Ehe sei ungültig geblieben.

Geistigen a. d. Sieg (Immakulatakolleg).

P. Dr Emil Rouff C. Ss. R.

III. (Ordnung einer Ehe auf dem Sterbebett.) Herr Müller will mit einer Protestantin eine Ehe eingehen. Da dieselbe aber außerdem noch blutsverwandt ist im dritten Grade der Seitenlinie, so weigert sich der Pfarrer, um Dispens einzugeben. Deshalb läßt Herr Müller sich nur bürgerlich trauen. Die Kinder, die aus dieser Ehe stammen, läßt er protestantisch taufen und schickt sie auch in die protestantische Schule. Als er aber kürzlich todkrank wurde, wollte er seine Ehe in Ordnung bringen und ließ einen katholischen Priester rufen. Letzterer verlangt von Müller und seiner „Frau“ die entsprechenden Eautelen und das Versprechen, die Kinder in die katholische Schule zu schicken und katholisch werden zu lassen. Ohne Widerstreben werden auch die Eautelen und das Versprechen geleistet und schriftlich niedergelegt. Da wegen der besonderen Verhältnisse auch die Ausführung dieser Versprechen moralisch sicher ist, glaubt der Priester die Sache jetzt in Ordnung bringen zu können.

Dabei geht er in folgender Weise vor. In der Beichte dispensiert er vom Hindernis der Blutsverwandtschaft und der Religionsverschiedenheit und gibt sodann die Absolution von den Sünden. Eine Absolution von Zensuren aber hält er für überflüssig, weil die beiden sich nicht coram ministro acatholico haben trauen lassen. Nachdem beide das iuramentum de statu libero abgelegt haben, assistiert er mit zwei Zeugen der Ehe. Hierauf berichtet er an die bischöfliche Behörde, er habe von den Hindernissen absolviert und die Ehe in Ordnung gebracht, damit dies nach can. 1077 im Geheimarchiv der bischöflichen Kurie vermerkt werden könne. — Hat er richtig gehandelt?

Da alle Eautelen geleistet wurden, so konnte im vorliegenden Falle die Ehe sicher in Ordnung gebracht werden, und zwar sowohl zur Beruhigung des Gewissens als auch zur Legitimation der Nachkommenschaft (vgl. can. 1043 und 1044). Dabei konnte auch von mehreren Hindernissen zugleich dispensiert werden (vgl. 1049).

Bei der Rekonziliation hat aber der Priester nicht in allem richtig gehandelt. Zunächst hat er sich geirrt, wenn er meinte, weil die beiden sich nicht coram ministro acatholico hätten trauen lassen, hätte Müller sich auch keine Zensur zugezogen. Dies ist falsch, wahrscheinlich schon

nach dem Rechte vor dem Roder, sicher falsch aber nach dem neuen Rechte. Nach dem früheren Rechte betrachteten nämlich viele Autoren einen solchen als einen „fautor“ der Häresie,¹⁾ weshalb er sich auch nach ihrer Ansicht die dem Papste speciali modo reservierte Exkommunikation zuzog. Nach den Bestimmungen des Roder in can. 2319 aber hat sich Müller sogar mehrere Exkommunikationen zugezogen, die aber alle dem Ordinarius reserviert sind. Zunächst verfiel er einer Exkommunikation, weil er seine Kinder von einem akatholischen Religionsdiener taufen ließ; ferner zog er sich eine neue Exkommunikation dadurch zu, daß er seine Kinder protestantisch erziehen ließ. Weil Müller in Todesgefahr war, konnte ihn jeder Priester von diesen Exkommunikationen absolvieren (can. 882, 2252). Die Absolution von diesen Zensuren aber mußte in foro interno gegeben werden.²⁾

Wieviel Fehler sonst noch gemacht wurden, hängt von den näheren Umständen ab. War nämlich noch Zeit, sich um Dispens an den Ortsordinarius zu wenden, so hätte dies unbedingt geschehen müssen (can. 1044). War der Refkurs an den Ortsordinarius aber unmöglich, dann muß man unterscheiden, ob der betreffende Priester der Ortspfarrrer war, oder ob er vom Ortspfarrrer rechtmäßig zur Eheassistenz delegiert war (nach can. 1096, § 1 z. B. als Kaplan eine allgemeine Delegation hatte), oder ob er Beichtvater oder sacerdos assistens des can. 1098 war.*

War der Priester der Ortspfarrrer und konnte er sich nicht mehr an den Ortsordinarius wenden, dann hatte er nach can. 1044 sicher die Vollmacht, von den fraglichen Ehehindernissen zu dispensieren. Gänzlich verkehrt aber war es, von dieser Vollmacht bei der Beichte, also in foro sacramentali Gebrauch zu machen. Wie nun, wenn ein solcher Patient wieder gesund wird, seine Ehe sich aber nachträglich unglücklich gestaltet, und er jetzt eine Ungültigkeitserklärung beantragt wegen des Hindernisses der Blutsverwandtschaft? Wer beweist ihm, daß er von diesem Hindernis rechtmäßig dispensiert ist? Man wird antworten: Der Priester hat ja die ganze Sache an das Ordinariat berichtet und dort ist die Dispens in den Akten niedergelegt. Hierauf ist zu erwidern: Durch diesen Bericht an das Ordinariat kann der Priester mit dem Beichtsigill in Konflikt gekommen sein. Aber selbst wenn er dazu die Erlaubnis des Pönitenten hatte, so hat er doch verkehrt gehandelt. In can. 1047 wird nämlich wohl verlangt, daß bei einer Dispens in foro interno non sacramentali eine Eintragung in das Geheimarchiv stattfinde, nie aber deutet der Roder auch nur im geringsten an, daß eine ähnliche Eintragung auch geschehen müsse bei einer Dispens in foro interno sacramentali. Der Grund ist klar: eine solche Eintragung hätte nämlich doch keine Beweiskraft. Dies ergibt sich aus can. 1757, § 3, der bestimmt: „Unfähig Zeuge

¹⁾ Lehmkühl, Theologia Moralis II¹¹, n. 1182; Haring, Grundzüge des kath. Kirchenrechtes II³, S. 968.

²⁾ Theol.-prakt. Quartalschrift 1926, S. 245 ff.

zu sein sind . . . 2^o Die Priester in bezug auf alles, was sie bei der sakramentalen Beichte erfahren haben, auch wenn sie vom Beichtsigill befreit wurden. Ja sogar dasjenige, was irgend jemand auf irgend eine Weise gelegentlich einer Beichte gehört hat, kann man nicht einmal als ein „*indiciu[m] veritatis*“ gelten lassen.“ In Verbindung mit dieser Bestimmung kann man es daher wohl verstehen, wie der Kodex in can. 1077 bestimmt: „Wurde die Dispens nur in foro interno sacramentali gegeben, dann ist für das forum externum eine neue Dispens nötig.“ Daraus ergibt sich, daß der Pfarrer die Dispens in foro externo hätte erteilen müssen.

War der Priester, welcher die Ehe in Ordnung brachte, vom Pfarrer rechtmäßig zur Eheassistentz delegiert, so bestand bezüglich der Dispensvollmachten von Ehehindernissen keine geringe Schwierigkeit. Der Kodex spricht nämlich in can. 1044 einem solchen keine besonderen Vollmachten für die Todesgefahr zu. Könnte deshalb der erwähnte Priester für die Dispens an den Pfarrer rekurrieren, dann müßte er es tun. War aber der Rekurs an den Pfarrer unmöglich, so ist vor allem zu beachten, daß der zur Eheassistentz delegierte Priester niemals als der in can. 1098 erwähnte sacerdos assistens fungieren konnte. Denn ein solcher sacerdos assistens kommt nach dem genannten Canon nur in Betracht, wenn weder der Pfarrer noch ein von ihm delegierter Priester zu erreichen ist.¹⁾ Nach Vermeersch kann man einen solchen Fall als casus perplexus betrachten, d. h. erklären, daß das Hindernis zessiert, und nachher an den Ordinarius rekurrieren.²⁾ Nach Cappello kann man annehmen, man sei vom Pfarrer nicht nur zur Eheassistentz delegiert, sondern implicate auch zur Dispens von den etwaigen Hindernissen, weil man nach can. 200 annehmen muß, daß demjenigen, dem eine Vollmacht delegiert ist, auch alles delegiert ist, was zu deren Ausführung nötig ist.³⁾

War der erwähnte Priester nur Beichtvater, aber nicht zur Eheassistentz delegiert, dann besaß er nach can. 1044 die Vollmacht, von Ehehindernissen zu dispensieren, aber nur „pro foro interno in actu sacramentalis confessionis tantum“. Bekanntlich hat sich an diese Bestimmung eine große Diskussion zwischen den Autoren angeschlossen, ob der Beichtvater in actu sacramentalis confessionis auch von öffentlichen Ehehindernissen, die ja auch in unserem Falle in Frage kommen, dispensieren könne.⁴⁾ An sich könnte daher auch der Beichtvater von öffentlichen Ehehindernissen dispensieren unter Berufung auf can. 209, der sagt: „Bei positivem, wohlbegründetem dubium iuris oder facti suppliert die Kirche die Jurisdiktion.“ Weil aber eine solche Dispens, wie schon oben erwähnt, nachträglich nicht bewiesen werden kann, so könnten daraus die größten Unzuträglichkeiten entstehen. Solange deshalb

¹⁾ Theol.-prakt. Quartalschrift 1926, S. 595.

²⁾ Zitiert bei Schäfer O. M. Cap., Das Eherecht^{1/2}, S. 115.

³⁾ Cappello, De matrimonio, p. 262, n. 236.

⁴⁾ Schäfer O. M. Cap. a. a. D. S. 111.

noch auf irgend eine Weise die Dispens in foro externo erteilt werden kann, muß es geschehen. Kann sich daher der Beichtvater an den Ortspfarrer um Dispens von den Ehehindernissen wenden, dann muß er es tun. Dabei darf er nicht übersehen, sich auch noch außerdem für die Eheassistenz delegieren zu lassen, was in unserem Falle der Priester anscheinend auch vergessen hat. Kann er sich aber weder an den Ortspfarrer wenden, noch einen von ihm delegierten Priester erreichen, dann assistiert er der Ehe als „sacerdos assistens“ und hat auch dessen Vollmachten. Ein „sacerdos assistens“ kann aber nach can. 1044 auch in foro externo von den Ehehindernissen dispensieren. Fungierte daher unser Priester als „sacerdos assistens“, so durfte er nach dem früher Gesagten auch nur in foro externo von den Ehehindernissen dispensieren.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

IV. (**Unangebrachte Milde.**) Bei einem Pfarrer erscheint eine angebliche Witwe, die heiraten will, aber keinen Totenschein ihres Mannes beibringen kann. Sie wird natürlich abgewiesen. Sie erscheint ein zweites Mal und bringt eine Freundin mit, die schwört, daß sie beim Leichenbegängnisse des in Frage stehenden Mannes anwesend gewesen sei. Der Pfarrer läßt sich erweichen und nimmt die Trauung vor. Einige Zeit nachher wird die Frau vom staatlichen Gericht wegen Bigamie verurteilt. — In einem anderen Falle begnügte sich auf vieles Bitten der Pfarrer mit der sogenannten einfachen Todeserklärung des Mannes, welche nach österreichischem Rechte bloß die Ordnung der vermögensrechtlichen Fragen, nicht die Lösung der Ehe durch den vermuteten Tod ausspricht. Die neue Ehe war eine unglückliche und suchten die Eheleute selbst um die staatliche Ungültigkeitserklärung an, die auch erfolgte. Da kanonisch die formell abgeschlossene Ehe so lange als gültig anzusehen ist, bis das Gegenteil erwiesen ist, dieses Gegenteil (das Leben des Vermissten) aber nicht bewiesen werden konnte, war ein verhängnisvoller Widerspruch zwischen kirchlichem und staatlichem Recht geschaffen. Darum nicht zur Unzeit milde sein!

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

V. (**Spitalzeugnis statt Totenschein**) Eine verheiratete Frau läßt sich staatlich von ihrem Manne quoad thorum et mensam scheiden und wandert nach Nordamerika aus. Dort geht sie, obwohl kirchlich noch gültig verheiratet, eine Zivilehe ein. Nach Jahren stirbt sie in einem Spital, der Tod wird durch ein Zeugnis der Spitalvorsteherung beglaubigt. Durch Briefe kann der Mann die Identität der Verstorbenen mit seiner einstigen Gattin nachweisen. Kann der Witwer auf Grund dieses Zeugnisses eine neue Ehe eingehen? Kirchlich hat der Ordinarius, bezw. das Ehegericht zu entscheiden, ob dem Zeugnis Beweiskraft zukommt. Wenn an der Echtheit nicht gezweifelt werden kann, wird man im allgemeinen sich mit diesem Zeugnisse zufrieden geben können. Staatlicherseits fragte man bei der nordamerikanischen Gesandtschaft in Wien an, ob durch solche Zeugnisse der Tod eines Menschen als erwiesen anzunehmen

sei. Die Antwort lautete, das zu entscheiden, sei Sache der österreichischen Behörden. Daraufhin erhob das Bundeskanzleramt durch den österreichischen Generalkonsul in Newyork, daß die Akten des betreffenden Hospitals mit den Angaben des Spitalzeugnisses übereinstimmen. Nun entschied die steiermärkische Landesregierung, daß die Wiederverhehlchung des Witwers zulässig sei.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

VI. (Eine Ehedispensation der Pönitentiarie für den äußeren Rechtsbereich.) Ein Seelsorger machte die Entdeckung, daß ein Ehepaar bei seiner Heirat nicht ganz unwissentlich ein Ehehindernis verschwiegen. Das sowohl für den kirchlichen wie staatlichen Bereich dirimierenden Charakter hat. Zum Unglück ist das Hindernis ein derartiges, von dem nur äußerst ungern dispensiert wird. Die Leute gelten als rechtmäßig verheiratet, machen sich aber über ihr Vorgehen beim Eheabschluß im Gewissen Vorwürfe. Sie wenden sich daher an ihren Seelsorger und bitten um seine Hilfe. Der Seelsorger wendet sich unter genauer Schilderung des Sachverhaltes an die Pönitentiarie und erhält durch das bischöfliche Ordinariat nachstehenden Bescheid: „S. Poenitentiaria de speciali et expressa Apostolica auctoritate benigne sic annuente Ssm. Domino Nostro Papa tibi dilecto in Christo proprio praedictorum putatorum conjugum parrocho vel vice sua vicario cooperatori necessarias et opportunas facultates tribuit, ut possitis et valeatis dispensare oratores super impedimento atque assistere matrimonio inter dictos oratores secreto celebrando, omissis denuntiationibus aliisque solemnitatibus ab ecclesia fieri consuetis et absque testibus impositoque oratoribus juramento, se lege civili contra matrimonii indissolubilitatem non esse abusuros, ac omni remoto scandalo; prolem sic susceptam sive suscipiendam legitime exinde decernendo ac respective enuntiando. Pro foro conscientiae; ita tamen ut huiusmodi gratia etiam pro foro externo oratoribus suffragetur. Ad quem effectum praesentes litterae cum attestazione impertitae executionis ac sic contracti matrimonii facta etiam descriptione dicti matrimonii in libro secretorum matrimoniorum in parochiali archivo caute servantur, ut pro quocunque futuro eventu de matrimonii validitate et prolis legitimatione constare possit.“

Das Reskript ist insoferne interessant, daß es Konsenserneuerung vor dem Pfarrer (ohne Zeugen) anordnet, den Eheleuten einen Eid auferlegt, daß sie nicht auf Grund des staatlichen Gesetzes die Ungültigkeitserklärung der Ehe anstreben und die Eintragung der Ehe nicht in das Geheimbuch der Kurie (can. 1047), sondern in das pfarrliche Geheimbuch angeordnet wird. Der Kodex erwähnt wohl Geheimbücher der bischöflichen Kurie (vgl. auch can. 1107 und 379), nicht aber pfarrliche Geheimbücher.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

VII. (Die Trauungszeugen.) Der Pfarrer Robert geht gern seine eigenen Wege. Wenn arme Brautleute keine Trauungszeugen mitbringen und in der Kirche einige Leute anwesend sind, traut er, ohne

für Zeugenbestellung gesorgt zu haben. In das Trauungsbuch trägt er den Mesner und irgend eine andere damals in der Kirche anwesende Person ein. Ist der Vorgang richtig? Sowohl das Dekret Tametsi als auch der Kodex (can. 1094) sprechen lediglich von Zeugen, ohne weitere Bestimmungen anzugeben. Was can. 1095, § 1, n. 3 über vis und gravis metus sagt, gilt nach dem klaren Wortlaut nur für den Ortsordinarius, Pfarrer oder für die Delegierten derselben. Ein auf die Zeugen ausgeübter Zwang würde also ihre gesetzliche Funktion nicht beeinträchtigen. Müssen die Zeugen um Uebernahme der Funktion ersucht oder an ihre Aufgabe wenigstens erinnert werden? Der Kodex läßt die Frage unbeantwortet. — Die rechtliche Stellung der Zeugen besteht darin, daß sie mit dem Trauungspriester bezeugen, daß A und B den ehelichen Konsens austauschen. Wenn ich in einer Kirche mein Brevier bete und während dieser Zeit am entfernten Hochaltar eine Trauung stattfindet, so will und kann ich weder jetzt noch in Zukunft den Eheabschluß der mir vielleicht ganz unbekannten Brautleute bezeugen. Ich müßte mindestens darauf aufmerksam gemacht werden, daß ich Trauungszeuge sein soll. In diesem Sinne erklärt auch Bernz-Bidal, Jus can. V, 635: „Convenienter quidem testes ordinarii seu communes invitandi sunt, ut hoc munere in celebratione matrimonii fungantur, ideoque ut formaliter adhibeantur; at id esse necessarium ad valorem non probatur, modo testes non formaliter adhibiti atque adeo casu celebrationi praesentes eique attendentes (etiam nupturientibus ad id non advertentibus) de contracto coram se matrimonio certo testari possint.“

Die Praxis des Pfarrers ist also nicht zu empfehlen. Der zufällig Anwesende braucht auf eine ihn nicht interessierende Handlung nicht achtzugeben und kann sie um so weniger im Bedarfsfalle bezeugen. Gültigkeit und Beweisbarkeit der Ehe wären also in Frage gestellt.

Graz.

Prof. Dr. F. Haring.

VIII. (Trauungsdelegation.) Der Stadtpfarrer Antonius verreist auf einige Tage. Während seiner Abwesenheit läßt er sich in der Pfarrkanzlei vom Kanonikus Johannes vertreten. Als der Kanonikus in der Kanzlei amtiert, erscheint ein auswärtiges Brautpaar, ausgerüstet mit allen erforderlichen Dokumenten, und bittet um die Trauung. Die Kooperatoren, welche eine allgemeine Trauungsvollmacht besitzen, befinden sich in der Schule. Darf der Kanonikus die Trauung vornehmen? Der Kanonikus hat vom Stadtpfarrer weder eine spezielle noch eine allgemeine Trauungsvollmacht. Eine allgemeine hätte ihm übrigens der Stadtpfarrer gar nicht geben können, da eine solche nach can. 1096, § 1 nur an Kooperatoren zulässig ist. Der Kanonikus kann, wenn er es nicht vorzieht, die Rückkehr der Kooperatoren abzuwarten, sich an den Bischof wenden, der nach can. 1095, § 1 die Trauungsermächtigung besitzt. Was aber dann, wenn der Bischof abwesend, kein Generalvikar, sondern nur ein Bevollmächtigter des Bischofs (Kanzleidirektor) vorhanden ist? Da nach can. 1096, § 1 eine allgemeine Trauungsermächtigung nur an Kooperatoren zulässig ist, so kann auch der Bischof dem Kanzleidirektor diese allgemeine

Ermächtigung nicht geben. Ein Generalvikar besitzt sie *vi muneris sui*. Der Kanzleidirektor kann aber auf Grund einer allgemeinen Vollmacht die Bestellung des Kanonikus Johannes im Sinne des can. 465, § 5 und 6 zum interimistischen Stellvertreter genehmigen, wodurch derselbe die Trauungsvollmacht erhält (vgl. can. 451, § 2, n. 2). Nach der Entscheidung der Interpretation vom 14. Juli 1922 (Acta Ap. Sedis XIV, 527 f.) reicht auch eine stillschweigende Bestätigung des pfarrlichen Stellvertreters aus, wenn nur die Stellvertretung dem Ordinariate mitgeteilt und keine Einsprache erhoben wurde.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

IX. (Ausländische Todeserklärung.) Die Witwe Elisabeth bringt eine staatliche tschechoslowakische Todeserklärung ihres Mannes bei und will daraufhin in Oesterreich eine Ehe schließen. Darf der Pfarrer mit dem Dokument sich begnügen? Kirchlicherseits ist jedenfalls eine eigene Todeserklärung notwendig, da die Kirche nicht unter allen Umständen die staatliche Auffassung teilt. Und staatlicherseits? Die steiermärkische Landesregierung erklärte in einem konkreten Falle, daß von der Witwe lediglich das ausländische Ehefähigkeitszeugnis zu verlangen sei. Hiemit wird indirekt die ausländische Todeserklärung staatlicherseits anerkannt.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

X. (Gymnasialstudien in Ordensgenossenschaften.) In eine Ordensgenossenschaft war ein sogenannter „Spätberuf“ eingetreten. Derselbe war vom Kaplan seiner Heimat bis zur vierten Gymnasialklasse ausschließlich vorbereitet worden. Hierauf folgte seine Aufnahme in das Noviziat. Kürzlich nun behauptete ein Religiose, die ganze Aufnahme sei ungültig, weil in den Declarationes circa Articulum sextum decreti „Auctis admodum“, die von Pius X. am 7. September 1909 herausgegeben wurden,¹⁾ für die Aufnahme in das Noviziat verlangt werde, daß jemand die vierte Gymnasialklasse absolviert haben müsse, und weil zugleich erklärt werde, daß private Studien nicht genügen. Deshalb wendet sich der Obere an die Linzer Quartalschrift mit der Anfrage, ob die genannten Deklarationen noch zu Recht bestehen.

Eine allgemeine Antwort auf die gestellte Frage gibt can. 6, in welchem es heißt, daß die Gesetze, welche bis jetzt galten, aber weder explicite noch implicite im Kodex enthalten sind, ihre verpflichtende Kraft verloren haben, abgesehen von einigen Ausnahmen, die aber hier nicht in Betracht kommen.

Praktisch dreht sich nun die ganze Schwierigkeit um die Frage, ob das genannte Dekret implicite im Kodex enthalten sei. Es fehlt nicht an Autoren, die letzteres behaupten unter Berufung auf can. 589, § 1: „Religiosi in inferioribus disciplinis rite instructi, in philosophiae studia saltem per biennium et sacrae theologiae saltem per quadriennium, doctrinae S. Thomae inhaerentes ad normam can. 1366, § 2,

¹⁾ A. A. S. I (1909), p. 701 seq.

diligenter incumbant, secundum instructiones Apostolicae Sedis.“ Über selbst diese Autoren, welche die Ansicht vertreten, in diesem Kanon sei implicite das frühere Recht enthalten, sind nicht einig darüber, in welchem Ausdruck das frühere Recht enthalten sei. Die einen berufen sich zum Beweise ihrer Ansicht auf die Wendung „secundum instructiones Apostolicae Sedis“, die anderen auf den Ausdruck „in inferioribus disciplinis rite instructi“.

Nach Jansen¹⁾ sind mit der Wendung „secundum instructiones Apostolicae Sedis“ die Deklarationen Pius' X. vom 7. September 1909 gemeint. Dieser Auffassung widerspricht Biederlack-Führich,²⁾ der sagt, die im Kanon genannten Instruktionen seien hauptsächlich enthalten in der Enzyklika Leo XIII. „Aeterni Patris“ über die Art und Weise, wie man sich in den Schulen an die Lehre des heiligen Thomas halten müsse.

Gegen beide Auffassungen aber spricht schon der Umstand, daß in der Quellenangabe zu diesem Kanon die Enzyklika Leos XIII. überhaupt nicht erwähnt wird, von den Deklarationen Pius' X. aber nur der dritte Punkt angegeben wird, der besagt, daß die Studenten vier Jahre Theologie studieren müssen, was ja auch ausdrücklich im Kanon steht. Dies zeigt deutlich, daß nach der Privatmeinung Gasparri unter den Instruktionen des Apostolischen Stuhles weder die Enzyklika Leos XIII. noch die Deklarationen Pius' X. gemeint sind.

Doch welche Instruktionen sind dann überhaupt gemeint? Nach Vermeerse³⁾ und Desterle⁴⁾ handelt es sich hier um Instruktionen, die erst in Zukunft noch herausgegeben werden sollen. Zum Beweise für diese Ansicht werden hauptsächlich nachstehende Gründe angeführt. Zunächst wurde durch die Deklarationen Pius' X. der sechste Artikel aus dem Dekrete Leos XIII. „Auctis admodum“ erklärt. In demselben Artikel aber wurde für die Subdiakonsweihe ein Jahr Theologiestudium verlangt, für das Diakonat aber zwei Jahre und für die Priesterweihe drei Jahre. Diese Bestimmungen aber werden klar widerrufen durch can. 976, § 2. Folglich gelten diese Instruktionen nicht mehr, oder nicht mehr ganz. Ferner darf bei Beurteilung der ganzen Sachlage nicht übersehen werden, daß ein Hauptzweck, den Pius X. und Benedikt XV. bei Herausgabe des Kodex hatten, darin bestand, uns klar und deutlich zu sagen, welche Gesetze eigentlich noch Rechtskraft haben. Diese Absicht aber würde hier völlig vereitelt, da der Kanon nur von Instruktionen im allgemeinen spricht, die außerdem noch durch nachfolgende Gesetze zum Teil aufgehoben würden. Außerdem ist in anderen Fällen, in denen die Rede ist von Instruktionen, die bereits in der Vergangenheit erschienen sind, dies ausdrücklich hervorgehoben. So spricht can. 624 von „instructionibus, a Sede Apostolica hac de re datis“,

¹⁾ Jansen O. M. I., Ordensrecht¹, S. 177.

²⁾ Biederlack-Führich, De Religiosis, p. 171.

³⁾ Vermeerse S. J., Epitome Juris Canonici I, n. 592.

⁴⁾ Desterle O. S. B., im Commentarium pro Religiosis VI, p. 308.

can. 1357, § 4 aber von „normis a Sancta Sede statutis“. Auf Instruktionen, die noch in Zukunft über das Studium in Ordensgenossenschaften erscheinen sollten, hatte auch Pius X. am Schlusse seiner Deklarationen hingewiesen. Auch Benedikt XV. hatte in seinem Motu proprio vom 15. September 1917 vorgesehen, daß die römischen Kongregationen in Zukunft keine Dekrete, sondern Instruktionen herausgeben sollten.

Als Einwand kann man gegen diese Auffassung nicht anführen, derartige Instruktionen seien ja noch nicht erschienen. Zunächst ist nämlich wohl zu beachten, daß zwischen der Ankündigung eines Erlasses und dem Erlass selbst eine geraume Zeit vergehen kann, wie der kürzliche Erlass über den Portiunkula-Ablass zeigt, der schon von Pius X. angekündigt worden war. Ferner hatte der Apostolische Stuhl hinreichende Gelegenheit, entsprechende Instruktionen den einzelnen Ordensgenossenschaften zu geben, als dieselben nach dem Erscheinen des Kodex ihre dem neuen Rechte angepaßten Konstitutionen vorlegen mußten.

Demnach dürfte also das frühere Recht nicht enthalten sein in dem Ausdruck „secundum instructiones Apostolicae Sedis“.

Aber auch Wiederlaß-Führich¹⁾ dürfte sich irren, wenn er meint, die Deklarationen Pius' X. seien implicite enthalten in dem Ausdruck „in inferioribus disciplinis rite instructi“.

Zum Beweise für seine Ansicht macht dieser Autor geltend, daß der Ausdruck „rite instructi“ von keiner anderen kirchlichen Bestimmung verstanden werden könne als von den Deklarationen Pius' X. Hierauf antwortet Larrona,²⁾ dieser Ausdruck könne dahin verstanden werden, daß die angehenden Religiösen eine ähnliche Ausbildung in den Gymnasialfächern haben müßten, wie sie in can. 1364 für die angehenden Weltkleriker vorgeschrieben sei; ferner könne er verstanden werden von partikulären Verordnungen, wie sie vielleicht für einzelne Gegenden gegeben seien; endlich könne, absolut gesprochen, das Wort „rite“ auch als gleichbedeutend betrachtet werden mit „convenienter“ oder „suffICIENTer“.

Außerdem spricht noch gegen die Auffassung Wiederlaß der schon oben angeführte Beweis aus der Quellenangabe.

Auf dem Standpunkte, daß der Ausdruck „rite instructi“ sich nicht auf die Deklarationen Pius' X., sondern auf can. 1364 beziehe, scheint sich auch der glorreich regierende Heilige Vater zu stellen in seinem Schreiben „Unigenitus dei Filius“ an die höchsten Oberen aller Ordensgenossenschaften. Nachdem er nämlich seine Freude darüber geäußert hatte, daß die Ordensgenossenschaften allgemein zur Heranziehung des Nachwuchses eigene Ordensschulen gegründet hätten, schärft er den Oberen ein: „Ihr werdet also nachdrücklich dafür sorgen, daß . . . die Fächer gelehrt werden, welche man an den Gymnasien lehrt, so daß sie nicht vorher in das Noviziat eintreten, bevor sie die sogenannten

1) Wiederlaß-Führich, De Religiosis, p. 168 seq.

2) Larrona, in Commentarium pro Religiosis I, p. 369, nota 12.

humanistischen Studien vollendet haben, außer ein entsprechend schwerwiegender Grund würde eine andere Entscheidung nahelegen.“¹⁾ Wie man sieht, hat diese Bestimmung manche Ähnlichkeit mit den Vorschriften Pius' X. in seinen Deklarationen. Trotzdem aber kurz vorher ein Schreiben Pius' X. erwähnt worden war, beruft sich hier der Heilige Vater nicht auf Pius X., sondern auf can. 589, und zwar nur für den ersten Teil der angeführten Stelle, der besagt, daß die Gymnasialfächer gelehrt werden müßten, nicht aber für den Teil, der besagt, diese Disziplinen müßten gelehrt werden vor der Aufnahme in das Noviziat. Daß aber diese Fächer gelehrt werden müssen, kann man aus can. 589 beweisen, wenn man den Ausdruck „rite instructi“ erklärt wie Larrona, mit Berufung auf can. 1364.

Demnach sind die Deklarationen auch nicht enthalten in dem Ausdrucke „in inferioribus disciplinis rite instructi“.

Bevor man aber die eingangs gestellte Frage beantwortet, muß man noch wohl beachten, daß Pius XI. in dem eben erwähnten Schreiben verlangt, die Gymnasialstudien müßten der Aufnahme in das Noviziat vorangehen.²⁾ Doch sind diese Bestimmungen wesentlich milder als die Verordnungen Pius' X. Denn nach den „declaraciones“ durfte jemand in das Noviziat in Ausnahmefällen aus wichtigen Gründen nur dann aufgenommen werden, wenn er die vierte Gymnasialklasse mit Erfolg absolviert hatte. Wollte man aber jemand aufnehmen, der nur privatim Unterricht genossen hatte, dann mußte man an den Apostolischen Stuhl um Konvalidation der Studien rekurrieren. Da Pius XI. diese Einschränkungen nicht macht, noch dabei auf Pius X. verweist, so gelten offenbar diese Bestimmungen der Deklarationen nicht mehr.

Demnach wird man auf die gestellte Anfrage antworten können: Die Deklarationen haben keine Rechtskraft mehr. Folglich kann jemand in das Noviziat aufgenommen werden, auch wenn er die vierte Gymnasialklasse noch nicht absolviert hat, selbst wenn er nur eine private Vorbereitung genossen hat. Wegen der Bestimmungen Pius' XI. aber müssen hiefür gewichtige Gründe vorliegen. Der Betreffende muß auch nachher die fehlenden Studien ergänzen, weil er nur dann zu den philosophischen Studien zugelassen werden darf, wenn er in den humanistischen Fächern „rite instructus“ ist. Letzteres ist er aber nur dann, wenn er in allen Gymnasialfächern ohne Einschränkung, also auch in den Nebenfächern hinreichend unterrichtet ist. Wäre aber jemand ohne entsprechenden Grund bereits in das Noviziat aufgenommen worden, dann wäre die Aufnahme gültig, denn nach can. 11 sind nur jene Gesetze irritierend, bei denen dies ausdrücklich oder in äquivalenter Weise gesagt wird.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

¹⁾ A. A. S. XVI (1924), p. 140.

²⁾ Man könnte hierin wohl auch einen Anfang zu den oben öfters erwähnten Instruktionen sehen.

XI. (**Chorgebet.**) In einer Ordensgenossenschaft, die zum Chorgebet verpflichtet ist, kommt es oft vor, daß wegen seelsorglicher Arbeiten nur mit Mühe die vier durch can. 610 geforderten Religiosen am Chorgebet teilnehmen können. In dem betreffenden Kloster ist aber auch ein Laienbruder, der gute Kenntnisse der lateinischen Sprache besitzt, jedoch selbstverständlich weder zum Brevier noch zum Chorgebet verpflichtet ist. Deshalb wird angefragt, ob der Vorschrift, den Chor zu halten, Genüge geschieht, wenn der Laienbruder beim Chorgebet manchmal den vierten Priester ersetzt.

In obiger Anfrage scheinen zwei Dinge miteinander verwechselt zu werden, nämlich die Frage, wieviel Personen da sein müssen, damit die Chorpflicht besteht, und die andere Frage, durch wieviel Personen dieser Pflicht genügt werden könne.

Die Pflicht, den Chor zu halten, besteht nach can. 610, § 1, solange als wenigstens vier zum Chore verpflichtete Religiosen da sind; ja die Pflicht besteht auch noch, wenn auch weniger Religiosen da sind, falls die Konstitutionen solches vorschreiben. — Zum Chorgebet sind nicht verpflichtet die Laienbrüder und die Novizen. Dieselben kommen daher bei Berechnung der Vierzahl der Verpflichteten nicht in Betracht.¹⁾ Wären also in dem Kloster, das in der Anfrage genannt ist, nur drei Priester und der Laienbruder, dann würde nach dem allgemeinen Rechte keine Verpflichtung zu dem Chorgebet bestehen, falls die Konstitutionen nicht z. B. bestimmen, der Chor müßte auch gehalten werden, wenn nur drei zum Chorgebet Verpflichtete vorhanden seien. — Außerdem ist noch wohl zu beachten, daß nach dem allgemeinen Rechte die Verpflichtung, den Chor zu halten, nicht schon dadurch gegeben ist, daß in dem betreffenden Kloster vier Personen sind, die zum Chor verpflichtet sind, sondern es wird außerdem gefordert, daß sie nicht seien „actu legitime impediti“. Verhindert kann jemand am Chorgebet sein z. B. durch Krankheit oder durch die Seelsorge.²⁾ Die Priester könnten daher wenigstens nach dem allgemeinen Rechte ruhig in der Seelsorge tätig sein, trotzdem deshalb das eine oder andere Mal das Chorgebet ausfallen müßte.³⁾

Wenn aber auch vier zum Chore verpflichtete Religiosen vorhanden sein müssen, damit die Chorpflicht überhaupt noch bestehe, so muß diese Pflicht doch nicht notwendig von wenigstens vier solcher Religiosen erfüllt werden. Nach allen Autoren können vielmehr schon drei Religiosen dieser Pflicht genügen, nach vielen Autoren sogar nur zwei.⁴⁾ Wenn deshalb der Obere eines Klosters wegen seelsorglicher Arbeiten den Chor nicht ausfallen lassen will, so kann er doch einige Patres für die Seelsorge freimachen und mit drei, ja sogar mit nur zwei Klerikern

¹⁾ Leitner, Handbuch des kath. Kirchenrechtes, 3. Lieferung, S. 409.

²⁾ Schäfer O. M. Cap., Das Ordensrecht, S. 261.

³⁾ Commentarium pro Religiosis II, p. 361.

⁴⁾ Schäfer a. a. O. S. 261; Vermeersch S. J., Epitome Juris canonici I, n. 603.

den Chor halten. — Zur Erfüllung der Chorpflicht genügen nach der wahrscheinlicheren Ansicht auch die Novizen allein.¹⁾ Dagegen können Laienbrüder der Chorpflicht nicht genügen.²⁾ Der Obere könnte daher nicht durch einen Priester und den oben genannten Laienbruder allein den Chor halten lassen.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

XII. (Gebrauch des Ordensdirektoriums.) Bei der Errichtung einer neuen Niederlassung eines Mönchsordens wurde dieser Niederlassung auch die dortige Pfarrei mit allen ihren Rechten übertragen. Der Pfarrer aber blieb vorläufig noch in seinem Amte. Kürzlich nun gab es eine recht unangenehme Auseinandersetzung zwischen dem Pfarrer und dem Klosterobern. Als nämlich die Mönche nach ihrem Ordensdirektorium ein Fest erster Klasse feierten, las der Pfarrer nach dem Direktorium der Diözese ein Requiem. Zur Beilegung der bestehenden Meinungsverschiedenheit wird daher angefragt, welche rechtliche Bestimmungen für einen solchen Fall gelten.

Ähnliche Schwierigkeiten, wie sie hier geschildert werden, sind schon öfters in der Vergangenheit aufgetaucht und sind von der Ritenkongregation authentisch entschieden worden. Aus diesen Entscheidungen ergibt sich auch von selbst die Antwort auf die vorgelegte Frage. So wurde am 21. Jänner 1905 entschieden, daß in Pfarrkirchen, Filialkirchen, Wallfahrtskirchen sowohl der Bischof als der Pfarrer und sein Vikar, sowie der Benefiziat, der an der betreffenden Kirche ein Benefizium habe, bei der heiligen Messe sich nach dem Direktorium der Ordensgenossenschaft richten mußten, wenn diese Kirche vom Bischof Ordenspriestern für eine Zeitlang übergeben worden sei, damit dieselben in der Kirche die kirchlichen Funktionen verrichten und sich von Amts wegen der Gläubigen annehmen durch Predigt und Spendung der heiligen Sakramente, selbst wenn diese Kirche in den Besitz der Ordensgenossenschaft nicht übergegangen und von der Jurisdiktion des Ordinarius nicht exempt sei.³⁾ Ähnlich lautete eine andere Entscheidung vom 3. Februar 1905. Eine gewisse Kirche war früher Pfarrkirche gewesen. Seit einigen Jahren aber war sie in den Besitz eines Klosters übergegangen. Infolge einer frommen Stiftung aber mußte ein Weltpriester, der zugleich Benefiziat an einer benachbarten Kirche war, in dieser ehemaligen Pfarrkirche die Gläubigen beicht hören und andere kirchliche Funktionen verrichten. Deshalb wurde angefragt, an welches Direktorium sich dieser Weltpriester bei der Feier der heiligen Messe halten müsse. Die Antwort lautete: An das Direktorium des Klosters.⁴⁾ Von Bedeutung ist auch eine Entscheidung vom 22. April 1910. Die Anfrage hatte gelautet, an welches Direktorium sich Ordenspriester halten mußten, die eine Pfarrei

¹⁾ Biat O. M. Cap., Praelectiones Juris Regularis I, p. 313; Biederlax-Führich S. J., De Religiosis, p. 245; Vermeerſch, l. c. n. 603.

²⁾ Vermeerſch, l. c.

³⁾ Decreta Authentica n. 4150.

⁴⁾ L. c. 4151.

verwalten, wenn die Pfarrei dem Kloster inkorporiert sei, und an welches, wenn sie ihm nicht inkorporiert sei. Die Antwort lautete: Wenn die Pfarrei dem Kloster inkorporiert ist, muß bei der Messe immer das Direktorium des Klosters beobachtet werden. Ist die Pfarrei dem Kloster nicht inkorporiert, so gilt trotzdem daselbe, wenn die Sorge für die Pfarrei für immer oder auf unbestimmte Zeit dem Kloster anvertraut ist, oder wenn die Klosterfamilie in der Pfarrkirche das Chorgebet verrichtet. In anderen Fällen muß man sich bei der Messe an das Direktorium der Diözese halten.¹⁾ Letztere Entscheidung gewinnt an Bedeutung, wenn man mit ihr eine frühere Entscheidung in Verbindung bringt, die besagt, daß alle Priester sich bei der Feier der heiligen Messe an das Direktorium der betreffenden Kirche oder öffentlichen Kapelle halten müßten.²⁾

Aus diesen Entscheidungen folgt klar, daß auch der in der Anfrage erwähnte Pfarrer bei der Feier der heiligen Messe sich an das Direktorium der Klosterfamilie halten muß.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. Anfragen an die Redaktion erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

I. (Steht das Buch auf dem Index?) Auf die Frage, ob ein bestimmtes Buch, das man nicht kennt, auf dem Index stehe, kann man zunächst eine Gegenfrage stellen: „Dürfte ich vielleicht wissen, warum Sie diese Frage stellen?“ Oft hört man dann die Antwort: „Ja, ich meine, wenn das Buch nicht auf dem Index steht, dann dürfte ich es lesen.“ Hier bietet sich dann gleich die Gelegenheit, einen weitverbreiteten Irrtum zu widerlegen. Ein Buch, das nicht auf dem Index steht, kann doch verboten sein; und zwar erstens durch das Naturgesetz und zweitens durch die allgemeinen Regeln der Kirche. „Bei weitem nicht alle für Glauben und Sitten verderblichen Bücher werden auf den Index gesetzt, auch nicht alle kirchlicherseits verbotenen Bücher. Es wäre dies einerseits bei der Unzahl schlechter Bücher, welche jedes neue Jahr auf den Büchermarkt wirft, einfachhin unmöglich, anderseits unnötig und überflüssig, da Vernunft und Gewissen und allgemeines Kirchengesetz in den meisten Fällen klar genug sprechen, auch wenn der Index schweigt.“ Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher. Freiburg 1904. Herder, Seite 68.

Bei Gebildeten findet man zuweilen den Irrtum, die Lesung jedes Buches, das auf dem Index steht, sei unter Strafe der Exkommunikation verboten. Der diesbezügliche Kanon 2318, § 1 lautet: „Der dem Apostolischen Stuhl speciali modo vorbehaltenen, von Rechts wegen mit der

¹⁾ L. c. n. 4252.

²⁾ L. c. n. 3862.

Veröffentlichung des Schriftwerkes eintretenden Exkommunikation verfallen die Herausgeber von solchen Büchern der Apostaten, Häretiker und Schismatiker, welche die Apostasie, die Häresie, das Schisma verteidigen, ferner diejenigen, welche genannte Bücher oder andere durch ein Apostolisches Schreiben namentlich verbotene Bücher verteidigen oder wissentlich ohne gehörige Erlaubnis lesen oder aufbewahren."

Die Strafe der dem Heiligen Stuhl speciali modo vorbehaltenen Exkommunikation steht also auf das Lesen und Aufbewahren folgender zwei Arten von Büchern:

1. welche absichtlich die Apostasie, Häresie und das Schisma verteidigen und zwar nur dann, wenn die Bücher von Apostaten, Häretikern oder Schismatikern, nicht aber, wenn sie von Juden, Heiden oder Katholiken geschrieben sind;

2. welche direkt durch ein Apostolisches Schreiben (Bulle, Breve, Enzyklika) verworfen sind und zwar namentlich, d. h. unter Anführung des Titels und Verfassers. Also auf das Lesen und Aufbewahren von Büchern, welche durch das Heilige Offizium (oder früher durch die jetzt aufgehobene Indexkongregation) verboten sind, steht die Strafe der Exkommunikation nicht.

Verbote durch eigene päpstliche Schreiben zählt der Index Leos XIII. im ganzen 144, welche in 75 verschiedenen Aktenstücken enthalten sind. Nur 15 gehören dem 19. Jahrhundert an, 88 dem 18. und die übrigen 39 nebst den beiden Verurteilungen der „Opera omnia“ des Charles du Moulin sowie des Vaters des Quietismus, Miguel de Molinos, dem 17. Jahrhundert. Siehe Hilgers, S. 96.

Gut ist es auch, den Fragestellern zu sagen, daß der Index von den schlechtesten Büchern nicht gerade die schlimmsten und verderblichsten enthält, denn hier reden ja das eigene Gewissen und das allgemeine kirchliche Gesetz am deutlichsten. In den meisten Fällen liegt auch für den Laien die Sache so klar, daß es überflüssig wäre, außer den allgemeinen Bücherdekreten und den Bestimmungen des Naturrechts noch einen besonderen Rechtspruch der kirchlichen Obrigkeit zu verlangen.

„Steht das Buch auf dem Index?“ Diese Frage soll oft nichts anderes bedeuten als: „Darf ich das Buch lesen?“ Eine gute Antwort darauf bietet der „Literarischer Ratgeber“ des Vorromäusvereines. Sechste, bedeutend erweiterte und veränderte Auflage des Literarischen Ratgebers der Bücherwelt. Herausgegeben vom Generalsekretariat des Vorromäusvereines. Vorromäusvereinsverlag Bonn, 1926. Preis: geb. M. 7.50, brosch. 6 M.

Zuweilen ist es recht zweifelhaft, ob ein bestimmter Roman unter das Verbot des Index fällt. Die wenigsten Priester haben die nötige Zeit, alle diese Bücher zu lesen und noch viel weniger besitzen sie die hinreichenden Mittel, sich diese Bücher anzuschaffen, und doch sollten sie wenigstens wissen, worüber das Buch handelt und in welchem Geiste dasselbe geschrieben ist. Kurz und schnell finden sie das nötige Wissen

im Literarischen Ratgeber, den darum jeder Seelsorger auf seinem Arbeitstisch liegen haben sollte.

Vergleiche in dieser Zeitschrift, Heft III., 1927, S. 598, die Instruktion des S. Officium vom 3. Mai 1927 gegen die moderne laszive und pseudo-mystische Literatur.

Trier.

B. van Aken S. J.

II. (Der Karfreitag.) Im II. Heft der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ 1927 beklagt ein Mitarbeiter die mangelhafte Feier der Karfreitagliturgie. Darin wird ihm wohl jeder Konfrater beistimmen, der auf korrekte Feier des Gottesdienstes hält. Es ist geradezu haarsträubend und Sünde zu nennen, wie dieser herrliche Gottesdienst in manchen Kirchen verhudelt wird. Doch kann auch ein einzelner Priester allein die Feier ganz würdig halten, er braucht nicht „ohne Volk“ zu sein, noch mit Rükter und Ministranten in Konflikt zu geraten, noch auch ohne jeglichen Gesang die Feier abzumachen.

Man gestatte, folgende Winke zu geben (die aber an sich nur Notbehelfe sind):

1. Man lade auch die Gläubigen ein zum Karfreitagsgottesdienst. Es gibt doch noch manche, die auch gerne diesen Gottesdienst einmal mitmachen. Freilich sollte zuvor das Volk über diese großartige Liturgie belehrt sein. Eine Predigt zu diesem Zweck kann an einem vorausgehenden Sonntag gehalten werden. Natürlich nicht etwa am Palmsonntag, wo überhaupt keine Zeit zu einer Vormittagspredigt bleibt. Zwar ist uns ein Pfarrer bekannt, der nach vorausgegangener Palmweihe mit Prozession, im Amte nach gelesener, bezw. gesungener Passion die Kanzel bestieg, um einen längeren „Sermo“ zu halten. Um sicher am Karfreitagmorgen nicht ganz ohne Volk zu sein, hat ein Pfarrer jeweils seine Erstkommunikanten bestellt, welche schon die Prozession bilden mußten von der Feuerweihe weg zum Einzug in die Kirche. Möge es ein jeder Pfarrer auch mit dem „jungen Volk“ zuerst probieren!

2. Das „Exsultet“ ist ein so herrliches Stück, daß jeder Priester sich wohl die Mühe geben dürfte, dieses „Praeconium paschale“ zu singen. Es dauert beim flüssigen Singen nicht viel länger als beim bloßen Lesen. Wenn auch Organist und Chor noch fehlen, so können die Ministranten die wenigen Responsorien geben, wenn man sie nur einmal mit ihnen durchgeübt hat. Wie schön klingt gerade der Choral aus dem Munde von Knaben mit ungebrochenen Stimmen!

3. Die zwölf Prophetien! Ach! seufzt mancher und blättert um und schaut mit Sehnsucht ans Ende, auf die zwölfte noch einmal recht lange Prophetie vom „Nabuchodonosor rex“. Ist nicht so schlimm, mein lieber Freund! Auch hier läßt sich die Eintönigkeit und Langweile vermeiden, wenn der Celebrans das Oremus flectamus genua im Anschluß an jede Prophetie singt und von den Ministranten beantwortet läßt und daran die Oratio im Rezitativton anfügt. Dadurch entsteht eine wohlthuende Ein- und Abteilung, und man empfindet diese Lesungen nicht mehr so lange und langweilig. Lektores sind sie überhaupt

nicht für den, der sie attente liest. Ein Pfarrherr meinte freilich: Es sollte bloß die Hälfte der Prophetien am Karfreitag gelesen und die andere Hälfte an der Pfingstvigil genommen werden. Das wäre auch recht, wenn Rom diese Aenderung genehmigen würde. Aber „*motu proprio*“ dürfen wir das nicht machen.

4. Die Praefatio zur Wasserweihe und die Allerheiligenlitanei sind so leicht, daß auch ein sogenannter „schlechter“ Sänger es wagen darf, sie zu singen, wenn er nur den Mut und guten Willen dazu aufbringt.

Gerade durch das Bemühen, diese Liturgie aus ihrer Stille, Stummheit und Eintönigkeit herauszuheben, werden die Leute für dieselbe wohl leicht interessiert. Die eigene Erfahrung bestätigt es, daß selbst bejahrte Männer den Karfreitag mitmachen.

5. Doch die gegebenen Winke sind zu schwach, um die Karfreitagfeier zu einem Volksgottesdienst zu gestalten. Das wäre meines Erachtens nur dadurch zu erreichen, daß an Stelle der ganz „anachronistischen“ deutschen abendlichen Auferstehungsfeier, die an den meisten Orten stark besucht und mit „vielem Glanz“ (?) gehalten wird, der kirchliche Karfreitagsgottesdienst, der seinem Hauptinhalt nach Auferstehungsfeier ist, gelegt wird, wo er von Rechts wegen hingehört. (*Haec nox est . . . im Praecon. pasch.; Deus qui hanc sacratissimam noctem . . . Oratio; in hac potissimum nocte . . . in der Praefatio!*) Auch gewänne der Celebrans eher die nötige Zeit, das große Karfreitagsoffizium zu persolvieren bis zur Vesper, die den Schlußteil des Amtes bildet.

Welch ein Widerspruch, diesen herrlichen Abendgottesdienst am Morgen bei aufgehender Sonne zu halten!

„Heiliger Vater“, so möchte ich über die Berge nach Rom rufen, „sei doch so gut und lege die Karfreitagsliturgie dorthin, wo sie von Anfang an war (*Sicut erat in principio*) und wo sie ihrem Inhalt und Geiste nach hingehört.“ So gut die Leute zu den verstümmelten deutschen Karwochenmetten sich einfänden, ebensogut, ja noch eher können die Leute zu diesem Abendgottesdienst kommen. Gewiß könnte während der zwölf Prophetien eine Predigt gehalten werden, aber besser wäre, wenn die Leute diese schönen Stücke aus der Hl. Schrift selbst mitlesen würden. Dazu gehört freilich jedem Besucher das Schottische oder Runzische Meßbuch in die Hand, das dann aber die Prophetien nicht bloß inhaltlich, sondern auch textlich vollständig enthalten müßte.

Grüningen, Baden.

B. Sproll, Pfr.

*III. (Ist es erlaubt, bei Schulkinderbeichten die *absolutio a censuris* wegzulassen?) fragt ein Seelsorger und bemerkt dazu: Diese Frage hat praktischen Wert, wenn Schulkinder in großer Zahl von wenigen Beichtvätern in kurzer Zeit absolviert werden sollen. Hat man z. B. die Beichte von hundert Schulkindern abzunehmen, wie das bei größeren Missionen nicht selten vorkommt, so bedeutet die Weglassung der *absolutio a censuris* eine ziemlich merkliche Zeitersparnis, die nicht etwa der Bequemlichkeit des Beichtvaters halber, sondern vielmehr im Interesse der

leicht ermüdenden Rinder nur wünschenswert ist. Auch wird es beim ständig wachsenden Priestermangel immer schwerer, genügend viel Beichtväter zur Aushilfe zu bekommen. Außerdem empfindet jeder Priester den Widerspruch, der darin liegt, Kindern die absolutio a censuris zu erteilen, denn bei Kindern unter 14 Jahren hat der Beichtvater moralische Sicherheit für das Nicht-Vorhandensein einer Zensur: „Impuberes excusantur a poenis latae sententiae, et potius punctionibus educativis, quam censuris aliisve poenis gravioribus vindicativis corrigantur“ (Can. 2230).

Die Antwort auf diese Anfrage ergibt sich klar aus Can. 885: „Etsi preces, ab Ecclesia formulae absolutoriae adiunctae, ad ipsam absolutionem obtinendam non sint necessariae, nihilominus, nisi iusta de causa, ne omittantur“. Wer wollte bezweifeln, daß die in obigen Ausführungen enthaltenen Momente eine „iusta causa“ bilden, die rein rubrikalen Gebete und Formeln wegzulassen und sich auf die sakramentale Absolutionsform („Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.“) zu beschränken?

Das Römische Rituale (Tit. III. c. 2 n. 4, 5) scheint allerdings zu verlangen, daß das Gebet: „Dominus noster Jesus Christus etc.“, welches die Absolution von allfälligen Zensuren enthält, nie ausgelassen werde, außer bei gravis necessitas in articulo mortis, und dann soll der Priester die verkürzte Formel gebrauchen: „Ego te absolvo ab omnibus censuris et peccatis in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen“. So auch noch die neue editio typica 1925, deren Rubriken durchwegs dem neuen Rodez angepaßt wurden, wo die Rubrik 4 lautet: „Iusta de causa omitti potest Misereatur etc. et satis est dicere: Dominus noster Jesus Christus etc. ut supra usque ad illud: Passio Domini nostri etc.“

Gleichwohl kann man sich mit ruhigem Gewissen auch jetzt an die Auslegung halten, welche die Pastoraltheologie zur gleichlautenden Rubrik des alten Rituals gegeben hat: die Absolution von den Zensuren ist immer voranzuschicken, wenn eine begründete Besorgnis besteht, der Pönitent könnte einer Zensur verfallen sein; sie kann aber ohne jede Sünde weggelassen werden, wenn moralische Gewißheit besteht, daß dies nicht der Fall ist. Vgl. St. Alphons L. VI. n. 430. Der angesehene römische Kanonist und Moralist Capello sagt in seinem neuesten, 1926 erschienenen Traktate De poenitentia n. 79: „Omittere absolutionem a censuris, nullum peccatum est, si nulla habetur probabilis suspicio poenitentem esse irretitum aliqua censura; veniale est, si adest talis suspicio.“

Die Bemerkung des Einsenders, jeder Priester empfinde es als einen Widerspruch, Kindern die Absolution von Zensuren zu erteilen, ist aber unzutreffend. Denn erstens enthält die rituelle Formel ausdrücklich den Zusatz „in quantum possum et tu indiges“; und zweitens bildet das Gebet „Dominus noster Jesus Christus etc.“ eine schöne, bedeutungsvolle Einleitung zum ganzen Absolutionsakt einschließlich der Los-

sprechung von den Sünden, welche denn auch an die (bedingte) Losprechung von den Zensuren mit „deinde“ angeknüpft wird. Dieses „deinde“ gehört bekanntlich nicht zur Rubrik, sondern zur Absolutionsformel, und ist vom Priester zu sprechen.

Liegt also kein gerechter Grund vor, die rubrikalen Gebete und Formeln der Losprechung zu kürzen, so ist auch bei Kinderbeichten das „Dominus noster Jesus Christus etc.“ zu sprechen.

Binz. Dr. W. Grosam.

IV. (**Vergeffene Seelen.**) Als meine Notiz mit obiger Aufschrift für die Linzer Quartalschrift (1927, S. 590) schon im Drucke war, wurde ich noch auf den „Frommen Verein vom Hinscheiden des heiligen Josef“ (Wien, XIII., Fasangartengasse 85) aufmerksam. Dieser Verein ist 1913 in Rom gegründet worden und zählte, bezw. zählt die Päpste Pius X., Benedikt XV. und Pius XI. nebst 35 Kardinälen, 400 Bischöfen und 60.000 Priestern sowie 6 Millionen Laien zu seinen Mitgliedern. Im Gegensatz zu anderen Vereinen hat dieser es sich zur Aufgabe gemacht, nicht bloß für seine sterbenden Mitglieder, sondern für alle Sterbenden: Christen und Nichtchristen und Heiden zu beten. Für die täglich etwa 160.000 Sterbenden, worunter nur 30.000 Katholiken sind, werden täglich von den Priestern des Vereines 150 heilige Messen gelesen und von den Laien ein kurzes Vereinsgebet verrichtet. Gerade wegen dieser Katholizität des Vereines sollen wir Priester uns dessen Verbreitung besonders angelegen sein lassen. Jeder Priester, besonders aber die Missionäre, werden es mit Freude begrüßen, in diesem Verein eine Hilfsgruppe für den verantwortungsvollsten Teil ihres Amtes zu haben. Ganz besonders wird es für sie ein Trost sein in Fällen, wo sie zu spät gekommen oder wo sie, wie in den Missionen, überhaupt nicht zum Sterbenden kommen können.

Kloster St. Ottilien (Obbay.).

P. Beda Danzer O. S. B.

V. (**Bestellung der Hilfspriester.**) Bekanntlich bestimmt can. 476, § 3, daß die Bestellung der weltgeistlichen Hilfspriester (vicarii cooperatores) dem Ortsordinarius nach Anhörung des Pfarrers zustehe. Da nach can. 5 Cod. jur. can. Gewohnheiten, die gegen den Kodex verstoßen, aufgehoben sind, so ist an sich die in manchen Gegenden bestehende Gepflogenheit, daß die Hilfspriester frei vom Ordinarius bestellt werden, aufgehoben. Derselbe Kanon sagt aber auch, daß hundertjährige Gewohnheiten, die nach dem Urteil des Ordinarius schwer beseitigt werden können, beibehalten werden dürfen. In einem Agramer Fall, der am 13. November 1920 (A. A. S. XIII, 43 ff.) von der Konzilskongregation zugunsten des Pfarrers entschieden wurde, war die Schwierigkeit, die gegenteilige Gewohnheit aufzugeben, nicht betont worden. In einem neueren Falle (Diözese Seggau), wo das geschah, wurde die Uebung der freien Bestellung der Hilfspriester durch den Bischof anerkannt (C. Conc. 8. Juni 1927, Nr. 2551).

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

VI. (Vorsicht bei der Kodexauslegung.) Can. 96 Cod. jur. can. handelt über die Berechnung der Verwandtschaftsgrade. § 3 dieses Kanons sagt, daß in der Seitenlinie, wenn der Abstand beiderseits gleich ist, so viel Grade als Generationen sind, bei ungleichen Abständen der weitere Abstand ausschlaggebend ist. Personen, die $3/1$ verwandt sind, gelten daher als im dritten Grad verwandt. Can. 1042, § 2, n. 1 erklärt allgemein die consanguinitas in tertio gradu lineae collateralis als ein impedimentum gradus minoris. Die den Bischöfen im Jahre 1925 gewährten Quinquennalfakultäten führen unter den von der Cong. Sacr. verliehenen Vollmachten auf: dispensandi iuxta et rationabili ex causa super matrimonialibus impedimentis minoris gradus, quae in can. 1042 recensentur. Also, so sollte man beim klaren Wortlaute des Kodex und der Vollmachten meinen, können die Bischöfe auch von $3/1$ der Verwandtschaft dispensieren. Es wäre dies insofern auffallend, weil nach der früheren Kurialpraxis der Fall, in welchem der erste Grad berührt wurde, eine strengere Behandlung erfuhr. Tatsächlich ist es auch jetzt noch der Fall. Denn der weitere Wortlaut der Quinquennalfakultäten gewährt den Bischöfen nur in Notfällen die Vollmacht, von $3/1$ der Verwandtschaft zu dispensieren. Die Kurialpraxis ist also auch heute noch von großer Bedeutung.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

VII. (Ein wenig beachtetes Mittel gegen die Entweihung der Ehe.)

Auch in gut katholischen Gegenden suchen die Seelsorger heute verzweifelt nach Mitteln, dem immer mehr um sich greifenden Ehemißbrauch entgegen zu arbeiten. Wie eine verheerende Sturzflut wälzt sich der Neomathusianismus auch über unsere katholischen Familien dahin und scheint aus dem ehelichen Sexualleben jedwede Heiligkeit fortzuschwemmen. Wo wirklich kein tiefgegründetes Christentum war, da ist es schon um die Heiligkeit der Ehe geschehen. Uns scheint, man sollte neben den vielen dogmatischen, apologetischen und katechetischen Ausführungen über die Sündhaftigkeit des Ehemißbrauches, über seine verhängnisvollen Folgen für die körperliche und geistige Gesundheit des Einzelnen, der Familien und des Volkes nicht vergessen, aus den Tiefen des christlichen Glaubens- und Gnadenlebens heraus Elemente aufzuzeigen, die die Unvereinbarkeit dieses Tuns mit dem innersten Kern des Christentums gewissermaßen erschauen lassen. Theoretische Erwägungen haben mehr oder minder den Charakter rein rationalistischer Darlegungen und somit in einem gewissen Sinne dieselbe Wurzel, wie auch jene Ideologien, mit denen man die empfängnisverhütenden Praktiken zu rechtfertigen sucht. Demgegenüber liegt in der Auswirkung des christlichen Gnadenlebens, im Gebrauch der Gnadenmittel eine gewisse irrationale Note, die mit dem sorgsam abwägenden Verstande nicht voll zu erfassen ist, aber deshalb doch nicht weniger Existenzberechtigung für sich in Anspruch nehmen kann, als jene Gedankengänge und Verhaltensmaßnahmen, die sich auf eine feine logische Formel bringen lassen. Wie wir uns wieder daran gewöhnen müssen, daß die eigentlichen

Lebensgestaltenden Kräfte im Irrationalen gelegen sind, die mit einer gewissen Unmittelbarkeit auf den menschlichen Geist eindringen und auf eine mehr organische Art von ihm aufgenommen und verarbeitet werden, so sollte es uns auch in unserer Materie klar sein, daß wir auf halbem Wege stehen bleiben, wenn wir alles Heil von einer rein verstandesmäßigen Ueberzeugung erwarten und es unterlassen, starke Motive an den Willen und an das Gemüt heranzutragen. Wir wollen ja nicht nur überzeugen, sondern auch und vor allem zu praktischem Handeln kräftige Antriebe geben.

Gerade im Hinblick auf die Praxis der Empfängnisverhütung sollen wir vornehmlich darauf aufmerksam machen, daß der katholische Ehegatte in seiner Gänge vom Christentum erfaßt und geleitet werden muß, daß er also mit einer Handlung nicht negieren darf, was er mit der anderen feierlich bekennt. Unter diesem Gesichtspunkte ist es besonders der Mühe wert, wenn wir Seelsorger unsere Aufmerksamkeit etwas mehr dem gemeinsamen Gebete, vor allem dem gemeinsamen Abendgebete der Eheleute schenken. Bei vielen ist es, Gott sei Dank, noch in Übung, auch bei solchen, die mit Rücksicht auf die Heilighaltung der Ehe einige KonzeSSIONen an den Zeitgeist machen zu müssen glauben. Gerade bei diesen klafft dann eine riesige Kluft zwischen Wort und Tat, die in nicht seltenen Fällen eine gedankenlose Inkonsistenz sein mag. Im gemeinsamen Gebete manifestieren sie ihr vereintes Verbundensein mit dem Hergott, sie unterhalten sich freundschaftlich mit ihm, erkennen ihre Untermüßigkeit an unter den Herrn über alle Dinge und alles Handeln, das von den Menschen vollzogen wird. Da müßte es doch geradezu als Absonderlichkeit erscheinen, wenn sie vielleicht schon unmittelbar nachher durch ihr Tun diese Verbindung mit Gott jäh zerreißen, sich als Feinde gegen ihn aufzuführen, durch verbotenes Handeln sich gegen ihn auflehnen. Ueber manche Eheleute, in denen noch nicht jedes religiöse Empfinden erstorben ist, wird es wie eine Offenbarung kommen, wenn ihnen dieser Widersinn erschlossen worden ist. Ist ihr gemeinsames Gebet etwas anderes, als ein gewohnheitsmäßiges Herunterleiern einer von Kindheit an geübten Gebetsformel, ist es wirklich ein tief empfundener Herzenserguß, dann dürfte es manchem Gatten und mancher Gattin wohl aufleuchten, wie unreligiös diese Verwüstung der Ehe, diese Entweihung des Ehebettes ist.

Dem Abendgebete wird dadurch überhaupt seine ganze religiöse Bedeutung genommen. Das gemeinsam gesprochene Abendgebet soll auch über den etwa nachfolgenden ehelichen Verkehr, in dem sich zwei Gotteskinder zur Weiterleitung menschlich-unsterblichen Lebens vereinigen, eine heilige Weihe gießen, soll also eine gute Meinung enthalten, durch die die Gatten auch die elterliche Schöpfungstat Gott unterstellen und die Gleichförmigkeit mit seinem göttlichen Willen betonen. Gewiß braucht das nicht mit ausdrücklichen Worten formuliert zu werden, obschon gerade die ausdrückliche Fassung der guten Meinung auch auf diese Richtung die innige Gottverbundenheit der Gatten offenbaren

würde, wie wir sie so ergreifend bei Tobias und Sarah finden — aber aus der ganzen Einstellung des gläubigen Christen zu seinem Gott soll diese Verbindung zwischen Gebet und Handeln eine Selbstverständlichkeit sein.

Der Zweck dieser kurzen Ausführungen soll also der sein, daß wir Seelsorger zunächst einmal bei den Eheleuten im Beichtstuhl und bei Standesbelehrungen auf das gemeinsame Abendgebet eindringlich aufmerksam machen, daß wir dann auch ausdrücklich erwähnen, daß dieses Gebet nicht nur Dank und Sühne für den verflossenen Tag zum Gegenstande haben soll, sondern auch die kommende Nacht mit allem Tun und allen Ereignissen in Gottes Hand befehlen und Gottes Willen unterstellen soll. Sicher werden dann manche, die nicht ganz mit der Religion brechen wollen, vor der Ansteckung durch die moderne Eheverseuchung bewahrt bleiben. Besser als alle gelehrten Belehrungen wird dieses einfache Beispiel ihnen klar machen, daß die katholischen Eheleute vor die Alternative gestellt sind, entweder auch im Eheleben sich ganz nach Gottes Geheßen richten oder aber die Verbindung mit ihm vollständig aufgeben, d. h. die Religion ganz über Bord werfen. Gegenüber den vielfachen Versuchen des Zeitgeistes, verwüstend auch in die katholische Ehe einzudringen, klingt es gar nicht so übertrieben, was jüngst ein protestantischer Arzt geschrieben hat: „In einer Ehe das Schwerste und Tiefste und doch schließlich Unentbehrliche — das ist das gemeinsame Gebet der Ehegatten“ (Weinhof, Ehe und Familie, ein Wort an christliche Akademiker).

St. Gabriel bei Mödling.

P. Peter Schmitz S. V. D.

VIII. (Einheitliche deutsche Gebete und Gesänge.) In den „Katechetischen Blättern“ 1926, Bd. 27 (52), S. 57 ff. tritt Herr Pfarrer Pickl in Walsing bei Eichstätt warm ein für „Einheitlichkeit im Gebetbuch“. Mit vollem Recht erinnert er daran, daß die deutschen Katholiken in einheitlichen Gebetstexten ungünstiger dastehen als die Katholiken anderer Nationen, ja als die deutschen Protestanten. Diese besitzen mehr gemeinsame Gebete und Gesänge, wohingegen aus verschiedenen Gegenden und Diözesen stammende Katholiken kaum gleichlautende Texte und Melodien haben und daher ein Zusammensingen und -Veten unmöglich ist. Pickls Anregung sollte unseres Erachtens nicht in der Druckerschwärze festgebunden bleiben, sondern zu Leben und Tat führen. Während des Weltkrieges wurde ja der Mangel an gemeinsamen religiösen Gesängen recht unangenehm empfunden. Es sind damals auch eine Anzahl „Einheitslieder“ angefertigt worden. Aber diese wohl etwas zu eilig und nicht ganz glücklich ausgewählten „Einheitslieder“ sind allem nach wenig zugkräftig geworden und geblieben. Und doch ist und bleibt es durchaus wünschenswert, daß gemeinsame Lieder und auch gemeinsame Gebete für alle deutschen Katholiken geschaffen, vorgeschrieben und eingeführt werden. Bei der heutigen Freizügigkeit und Vermengung der Angehörigen verschiedener Stämme und Gegenden wäre eine derartige Ein-

heitlichkeit von hoher Bedeutung und großem Nutzen. Das bedarf keines Beweises.

Bezüglich der Einheitsgebete macht Herr Pfarrer folgende beachtenswerte Vorschläge:

1. Aus den Stammgebeten der Messe ist eine einheitliche Auswahl für das ganze deutsche Sprachgebiet zu treffen.

2. Diese Stammgebete sind in einer Einheitsübersetzung (als *textus receptus*) in ganz Deutschland aufzunehmen.

3. . . . (Sie) müssen Eingang finden in alle Gebetbücher ohne Ausnahme, die neu gedruckt werden; also:

a) in Kindergebetbücher (teilweise),

b) ins Diözesangesangbuch,

c) in alle anderen Gebetbücher.

Rein neu zu druckendes Gebetbuch erhält ohne sie das Imprimatur.

Als Stammgebete haben nach ihm zu gelten: Mess- (Beicht-) und Kommuniongebete, zumal auch eine einheitliche Reueformel. Diesen dürften aber auch ein Morgen- und Abendgebet und einige andere gebräuchliche Gebete, die des öfteren gemeinsam verrichtet werden, beizufügen sein. Die Uebersetzungen sollten einen leicht verständlichen Text mit gutem Klang und Fluß bieten.

Noch sind wir ja nicht so weit, daß auch nur das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis überall ganz gleichlautend gebetet werden. Auch der erstrebte und überaus wünschenswerte Einheitskatechismus ist noch nicht völlig geschaffen. Es ist daher nicht zu erwarten, daß weitere Einheitlichkeit leicht und schnell erreicht werden kann. Allein wenn sich die Zahl der Freunde größerer Einheit mehrt und immer wieder neue und verstärkte Anläufe gemacht werden, ist doch zu erhoffen, daß uns Einheitslieder und Einheitsgebete zuteil werden.

Beuron, 3. 3. Kellenried b. Ravensburg.

P. Hieronymus Kiene O. S. B.

IX. (Die Visitation der Gefängnisgeistlichen.) Unter dieser Ueberschrift bespricht der protestantische Pastor Max an einem Zentralgefängnis in Pommern in der Monatschrift für Kriminalpsychologie die Gründe, die eine kirchliche Visitation der Gefängnisse wünschenswert machen. Auch katholische Geistliche verwalten im Haupt- oder Nebamte diesen Zweig der Seelsorge. So dürfte es sie unterhalten, zu hören, wie man sich auf der anderen Seite die Sache vorstellt oder wünscht. Uns Fernstehenden aber ist Gelegenheit geboten, flüchtig einen Blick in die Gedankenwelt eines Gefängnispfarrers zu tun und Teilnahme für seine schwierige Tätigkeit zu empfinden.

Pastor Max weist zunächst hin auf den Erlaß von drei Ministerien, des Kultus, des Innern und der Justiz vom 12. Juli 1900, wonach die Gefängnisse alle Jahre durch die Superintendenten der betreffenden Geistlichen, alle drei Jahre aber durch ein Mitglied der oberen Kirchenbehörde visitiert werden sollen. Er stellt fest, daß ein Amtsbruder in 16 Jahren nur zweimal von seinem Superintendenten visitiert worden

sei, von einem Abgesandten der höheren Kirchenbehörde aber überhaupt noch nicht; daß aber auch sonst die Angelegenheit allgemein sehr zu wünschen übrig lasse. Dann sagt er:

„Woran liegt das? Haben etwa unsere kirchlichen Vorgesetzten kein Interesse für unseren Dienst und unsere gesallenen Brüder? Für unsere Arbeit hat die ganze gebildete Welt Interesse und da sollte sie denen gleichgültig sein, denen die Aufsicht über diese Arbeit anvertraut ist? Das ist einfach unmöglich.“

Aber woran liegt es denn, daß diese Aufsicht so gut wie gar nicht ausgeübt wird? Meiner Ansicht nach daran, daß unsere kirchlichen Vorgesetzten fühlen, daß sie dieser Aufsicht nicht gewachsen sind, unserem Spezialamte viel zu ferne stehen, als daß sie uns raten und helfen könnten; daß wir viel besser in der Gefängniskunde und Seelsorge bewandert sind als unsere Visitatoren. Ich kann mir keinen Visitator denken, der unter den heutigen Verhältnissen einen wirklich maßgebenden Bericht über einen von uns machen könnte. Ich habe das Gefühl, solch ein Herr lernt bei seiner Visitation mehr von uns als wir von ihm. Aber was kann und was darf ich denn von meinem Visitator erwarten?

Zunächst Muth und Anregung. Unser Amt stellt uns oft vor die allerschwersten seelsorglichen Probleme und Fragen jeder Art. Was sich dem Einfluß des Pfarramtes in der Gemeinde entzieht, das ist Objekt unserer Seelsorge: die der Kirche Entfremdeten, die Gottesleugner, die Stumpfsinnigen, die Minderwertigen. Wie oft würde ich, wer weiß was darunt geben, könnte ich mit einem, der die Sachlage versteht, über das, was mein Herz bewegt, verhandeln!

Andererseits macht die Abgeschlossenheit und das ewige Einerlei unseres Amtes uns einseitig. Draußen, im Gemeindepfarramt, wird, um nur eines zu erwähnen, eine ganz andere Kritik an uns geübt wie im Gefängnis. Draußen wird unsere Predigt und Predigtweise zum mindesten immer noch von unserer Frau kritisiert, im Gefängnis von niemand. Da erfährt man nur, mündlich oder schriftlich die Kritik der Gefangenen und was von der zu halten ist, mag der Gefangene auch ein ganz gebildeter Mensch sein, das brauche ich nicht weiter zu sagen: eitel Honig. Die Gefahr der Einseitigkeit, des Schablonenhaften droht nicht nur unseren Predigten, sondern auch unserer ganzen Amtsführung. Wir kommen nur zu leicht immer wieder in dasselbe Fahrwasser, namentlich bei unseren Zellenbesuchen, wo es von einer Zelle zur anderen geht. Wie schön wäre es, hätten wir einen Visitator, der das, was er z. B. in Plözensee gesehen und für gut erkannt hat, auch den anderen Amtsbrüdern übermitteln könnte. Denn wie oft wird es wohl vorkommen, daß der eine von uns sich noch mit Dingen abquält, die längst schon an einer anderen Stelle befriedigend gelöst sind!

Die nächste Forderung, die ich mit Recht wohl an einen guten Visitator stellen kann, ist die, daß er meine Wünsche und Vorstellungen in der rechten Weise bei den vorgesetzten Behörden vertritt. Denn das ist doch unter uns eine alte Klage, daß wir den Einfluß auf den Straf-

vollzug, den wir eigentlich haben müßten, und der uns auch oft genug auf dem Papier zugestanden wird, in Wirklichkeit nicht haben. Ich erinnere nur an die Unterbringung der Gefangenen in die Einzel- oder Gemeinschafts-Haft und an die Stellung der Fürsorgeerziehungsanträge. Wohl steht uns das Recht zu, uns höheren Orts zu beschweren, und eine andere Entscheidung als der Direktor sie getroffen, herbeizuführen durch geeignete Vorstellungen. Aber wer wird sich denn immer gleich beschweren und sich dadurch den Vorwurf eines Krakehlers zuziehen? Nein, der Beschwerdeweg ist für uns Männer des Friedens ein zu schweres Geschütz. Wie ganz anders würden unsere Wünsche und Vorstellungen höheren Orts gewürdigt werden können, wenn ein Fachmann als Visitator sie stützen, sie zu den seinigen machen würde, ja vielleicht gestehen müßte: das ist der allgemeine Wunsch sämtlicher Anstaltsgeistlichen! Heute ist es möglich, daß man im Ministerium beim Bericht eines nichtfachmännischen Visitators denkt: „Ach, das wird wohl alles nicht so schlimm sein; was versteht auch der Konsistorialrat vom Strafvollzug?“

Doch noch eine Forderung stelle ich an einen rechten Visitator: er muß meinem Vorgesetzten einen fachgemäßen Bericht über meine Tätigkeit geben können. Nicht um unseretwillen, sondern um des Staates willen, dem wir doch auch dienen; und der muß wissen, was er von seinen Beamten zu halten hat, wie sie ihre Pflichten erfüllen. Das kann er nicht aus dem Bericht eines nichtfachmännischen Visitators ersehen; es fehlen ihm die anderen Berichte über die Gefangenengeistlichen zum Vergleich und so kann der Bericht an die höheren Behörden immer nur einseitig sein.

Darum organisiere man die Gefängnisgeistlichen ähnlich wie die Militärgeistlichen; die haben ihren Propst, der sie alle visitiert und die Oberpfarrer visitieren wieder die anderen Militärpfarrer der Armeekorps — da ist Einheitlichkeit, und warum sollte die bei uns Gefängnisgeistlichen nicht auch möglich sein? Diese Visitationen würden mehr Geld kosten, gewiß! Aber ihr Segen wird die aufgewendeten Kosten ersetzen. Ein Gefangener mehr, der auf den rechten Weg kommt, bringt überreichlich die Ausgaben ein, die seine Rettung irgendwie gekostet hat.“

Das sind die Wünsche eines Seelsorgers bei Gefangenen, der nicht Priester ist. Vielleicht treffen sie sich in manchen Stücken mit den Wünschen der katholischen Gefängnis-seelsorger.

St. Augustin b. Siegburg, Rheinl. August Jos. Arand S. V. D.

X. (Wie die Alten sich gegen Ansteckung schützten.) Das Rituale der Diözese Kalocska in Ungarn gab gegen Ende des 18. Jahrhunderts für die Vereshgänge folgende Anweisungen. „Der Pfarrer trage nicht die Sutane, sondern ein kurzes Gewand; keinen Pelz, sondern leichten schwarzen Stoff, wenn möglich von Wachstuch. Beim Aufstehen am Morgen wasche er die Glieder und besonders die Gelenke mit Essig; spüle damit auch den Mund aus; den Essig kann man noch wirksamer machen durch einen Zusatz von Absynth oder Angelika.“

Er besuche Kranke nicht nüchtern. Muß es im Nothfalle dennoch geschehen, so schütze er Mund und Nase mit Theriak oder mit Brot, das in starken Essig getaucht ist. Den Kopf wasche er mit Wein oder Essig oder Rosenwasser jedesmal vor dem Ausgehen. Er trockne die feuchten Kleider am Feuer; er vermeide jede Berührung mit anderen, besonders aber Kranken und den Dingen, die ihnen gehören. Beim Beicht hören der Kranken oder bei Besprechungen mit ihnen sei, wenn möglich, zwischen ihm und dem Kranken ein Feuer oder doch Kohlenglut, auf der Wacholder oder andere wohlriechende Körner verbrannt werden mögen. Ist kein Feuer zu haben, so stelle er sich so, daß der Luftzug bei offenem Fenster gegen den Angestechten wehe. Er ziehe den Atem nicht stark an; auch bewege man kein Bettzeug. Die gewöhnlichen Gebete vor und nach der heiligen Delung können in der Kirche verrichtet werden. Beim Darreichen der heiligen Eucharistie brauche er einen langen, silbernen Löffel oder lege die heilige Partikel auf weißes Papier.

Nach der heiligen Verrichtung räuchere er zu Hause seine Kleider am Feuer mit Schwefel aus; das Taschentuch, womit er den Mund bedeckt hatte, lege er in kaltes Wasser. Er vermeide stets Hunger und Durst, aber auch Uebermaß im Essen; er nehme oft essigsaure Speisen, vermeide aber erhitzen wie Pfeffer, Brantwein. Er vermeide Schwitzen, starke Ermüdung und Wäder; ferner starke Sonne, die die Poren öffnet, langen Schlaf und Verkehr in Gesellschaft. Er halte die Fenster geschlossen und mache in der Stube oft Dämpfe von Essig, Wacholder, Angelika, Pimpinella, Rosmarin, Wermuth, Salbei und Rosen. Muß er ausgehen, nehme er in den Mund und in die Ohren etwas Weihrauch oder die genannten Mittel.

Verfagen die Kräfte gänzlich oder sind sie unzulänglich, so rufe er Ordensleute aus dem anderen Schiffe, daß sie seiner Herde Hilfe bieten.“

Allgemein wurde empfohlen, zur Seuchenzeit an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst außerhalb der Kirche im Freien zu halten und ebenso sub Jove nudo Beicht zu hören.

Man sieht, wie umständlich man damals war, um das zu erreichen, was wir heute mit der einfachen Keilichkeit der Hände bewirken.

St. Augustin b. Siegburg.

August Jos. Arand S. V. D.

XI. (Wirtschaftsethik.) Die Anforderungen an die Bildung des katholischen Geistlichen sind heute überaus hoch. Nicht nur in der Theologie, auch auf einer Reihe von anderen Gebieten soll er sich auskennen. Man verlangt, daß er in Literatur und Kunst Bescheid wisse und Rat geben könne, daß er auch auf sozialem Gebiete bewandert sei, nicht zuletzt, daß er auf wirtschaftlichem Gebiete so viel verstehe, daß er sagen könne, was recht und unrecht ist. Und diese Forderungen kommen vielfach nicht aus irgend einer Marotte oder Uebertreibung, sondern von Leuten, die im praktischen Leben mit den einschlägigen Problemen ringen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen müssen und dann in ihrer Seelennoth beim Priester Hilfe suchen müssen.

Der gleiche Ruf nach Aufklärung und Material zum Studium geht aus von den Präsidien der sozialen Vereine, den Religionslehrern der Berufsschule und anderen Geistlichen, die ähnliche Posten bekleiden. Es sei darum hier kurz auf einiges neu erschienene Material hingewiesen:

Dr Otto Broß hat in einer 60 Seiten starken Broschüre „Ueber die spezifische Einstellung des Katholizismus zur Wirtschaft“ (Preis M. 1.—, Verlag Verband kath. kaufm. Vereinigungen Deutschlands, Essen) eine gute Zusammenstellung dessen gegeben, „was die katholische Literatur über Wirtschaft und wirtschaftliche Probleme aussagt“. In der von Dr Broß gebotenen Vollständigkeit besteht eine solche Zusammenstellung bisher nicht.

Aus dem Inhalt seien einige Kapitel hier genannt: Die weltanschauliche Eingliederung der Wirtschaft, das Naturrecht auf Existenz, das Naturrecht auf Eigentum, das Zinsproblem, der gerechte Lohn, das Problem der Volkswirtschaft u. s. w. u. s. w.

Das Büchlein ist geeignet, auch für Vorträge Stoff und Anregungen zu geben. Ein 50 Nummern umfassendes Literaturverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins und gibt die Möglichkeit, das Studium einzelner Gegenstände leicht weiter zu vertiefen.

Se. Eminenz der Herr Kardinal von Köln hat bekanntlich vor längerer Zeit eine Reihe von Wirtschaftsführern — Theoretiker und Praktiker —, letztere aus Arbeiter- und Unternehmerkreisen, zusammenberufen und in längeren Verhandlungen mit ihnen eine Reihe von Wirtschaftsfragen vom Standpunkte der Ethik aus beraten. Das Ergebnis der Beratungen wurde im Kirchlichen Anzeiger der Erzdiözese Köln veröffentlicht unter den Titeln: „Katholische Kirche und kapitalistische Wirtschaftsordnung“ und „Die christliche Berufsauffassung und das moderne Wirtschaftsleben“. Ein Teilnehmer der Beratungen, Dr Wilh. Font-Berlin, gibt in Heft 2 und 3 der „Wirtschaftswissenschaftlichen Vierteljahrshefte“ vom 1. April und 1. Juni 1927 (Verl. Verb. kath. kaufm. Vereinig. Deutschl., Essen, Preis halbjährlich M. 3.—, Einzelheft M. 2.—) einen äußerst interessanten und lesenswerten Kommentar zu den bei den Beratungen aufgestellten Leitsätzen.

Ein Schriftsteller, der sich viel mit wirtschaftlichen Fragen abgibt, ist P. von Nell-Breuning S. J.

Er hat eine moraltheologische Studie über Börsemoral und damit zusammenhängende Probleme fertiggestellt, die demnächst erscheinen wird. Die Handschrift liegt uns vor. Es kann jetzt schon gesagt werden, daß P. von Nell-Breuning den Gegenstand sehr tiefgründig und umfassend anpaßt. Die Studie ist eine Bereicherung der moraltheologischen Wissenschaft. Nebenbei werden auch noch andere Fragen gestreift. Das Problem des gerechten Preises z. B. wird in einer ganz neuen Art behandelt und auf eine bedeutend breitere Grundlage gestellt. Es ist zu wünschen, daß auch dieses Werk der Öffentlichkeit bald übergeben wird.

S. Kroppenberg S. J.

XII. (Etwas über die Predigtweise des heiligen Bonaventura.)

Unter den bedeutenden Männern des 13. Jahrhunderts nimmt der heilige Bonaventura als Theologe und Ordensmann sowohl wie auch als Heiliger eine hervorragende Stellung ein. Als Volksredner und Prediger reicht er zwar nicht an den heiligen Antonius von Padua oder einen Berthold von Regensburg heran. Es fehlen eben in den Predigten unseres Heiligen jene anziehenden Bilder und packenden Schilderungen, jene konkreten Anwendungen, die jene beiden Männer zu so berühmten Volkspredigern machten. Aber um so mehr kommen in seinen Predigten Geist und Herz zur Geltung und bieten reichen Genuß. Auch Bonaventura war ein gefeierter Prediger.

Wie zahlreiche Chronisten berichten, war Bonaventuras glühender Seeleneifer kaum zu befriedigen. Trotz seiner vielen Beschäftigungen fand er noch Zeit und Gelegenheit, allen Ständen der Gläubigen das Brot der Wahrheit zu brechen, dem Klerus und Volke, Akademikern und Ordensleuten, Königen und Päpsten. Er verkündete das Wort Gottes in Paris, Lyon und Assisi, in Rom, Köln und Straßburg, in Barcelona und an vielen anderen Orten. Wundern wir uns darum nicht über die große Zahl seiner Predigten. Füllen sie ja den ganzen 9. Band der umfangreichen, neuen Bonaventura-Ausgabe. Wir besitzen von ihm Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres, für Weihnachten zum Beispiel allein 28. Seine Zeitgenossen kommen darin überein, Bonaventura habe auf der Kanzel eine außerordentliche Salbung und Beredsamkeit entwickelt. Die alte Chronik von Fabriano nennt ihn: *vicum eloquentissimum, pulcherrimum sermocinatorem ad clerum et praedicatorum ad populum*.

Im Folgenden sei der Versuch gemacht, ein Urtheil über die Predigtweise des gelehrten Predigers zu gewinnen. Als Vorlagen dienen aber nicht die mehr oder weniger knappen Skizzen, die seine Schüler, von seinen Worten entzückt, niedergeschrieben haben. Abhandlungen damaliger Kritiker werden höchstens erwähnt. Nach dem heiligen Antonin glich die Art seiner Predigten akademischen und wissenschaftlichen Vorträgen.

Gehen wir zur direkten Quelle und befragen wir den heiligen Prediger selbst. Der Codex Assisiensis von 1381 enthält ein kleines Buch: *ars concionandi s. Bonaventurae*. Leider ist es unvollständig und wird Bonaventura abgestrichen. Aber bis ins 13. Jahrhundert zurückgehende Notizen zeugen für die Echtheit und Urheberchaft Bonaventuras.

Das Proemium kündigt drei Teile an: *Divisiones, Distinctiones, Dilatationes*, Einteilungsgründe, weitere Gliederung der aufgestellten Hauptpunkte und verschiedene Weisen der rednerischen Erweiterung. Auf diese drei Punkte hat nach Bonaventura der Prediger sein besonderes Augenmerk zu richten, wenn er ein Thema ausarbeitet.

I. Einteilungsgründe. 1. Bevor man einteilt, muß man das Thema, seine Bedeutung, seinen Hauptsinn kennen. Bei Bonaventura ist das Thema eine Stelle der Heiligen Schrift, er entnimmt sie fast immer der *Tagessperitope*.

Ferner muß man wissen, in welcher Person die Rede sich bewegen soll. Bonaventura meint, man wird gewöhnlich in der zweiten Person sprechen. Erzählen, beschreiben kann man auch in der ersten oder dritten Person. Der Prediger achte dabei besonders auf die eigentliche Bedeutung einer Stelle. Wie leicht sehen wir irgendwo Lob oder Tadel, wo nichts dergleichen zu suchen ist. Christus will uns z. B. bei Matthäus 20, 6: *Quid hic statis tota die otiosi* nicht Müßiggänger schelten, wie so oft behauptet wird; er will uns sicherlich doch nur vor dem Müßiggange warnen.

Erst jetzt, wenn diese beiden Vorfragen geklärt sind, gehe man dazu über, äußere oder innere Einteilungsgründe für sein Thema zu suchen.

2. Hat man dem Volke zu predigen, so empfiehlt sich die äußere Einteilung. Sie läßt sich ausführen durch einfache Angabe der einzelnen Punkte oder durch weitere Gliederung. Aus der Stelle: *ecce ascendimus in Jerosolymam* ergibt sich ohneweiters die Einteilung nach Ort, Zeit und Umständen. Und so in vielen anderen Fällen. Mit den gegebenen Tatsachen können auch zugleich die Einteilungsgründe angeführt werden. Dann haben wir den sogenannten Schlüssel; er erleichtert dem Volke das Verständnis, befriedigt und gestaltet die Predigt inhaltlich und künstlerisch schön und tief. Das Thema: *Christus passus est pro nobis* regt zur Betrachtung, zum Mitleid und zur Nachahmung an (Einteilung) und setzt Geist, Herz und Tätigkeit in Bewegung (Schlüssel).

Zur äußeren Einteilung zählt Bonaventura auch die erschöpfende Einteilung. Demnach passen für das Volk ganz gut Beweggründe, welche leicht verständlich sind und das Gemüt ansprechen.

3. Dagegen eignet sich für den Mlerus und die Gebildeten mehr die Einteilung nach inneren Gesichtspunkten. Diese innere Einteilung ist sehr verschiedenartig und mannigfaltig. Sie läßt sich nämlich in jeder Verbalform, im Aktiv und Passiv, im Indikativ, Partizip und Gerundium durchführen, in der ersten, zweiten und dritten Person, in der Einzahl und Mehrzahl, in jedem Kasus, in abhängigen und unabhängigen Formen. So veränderlich die innere Einteilung einerseits ist, um so nützlicher erweist sie sich anderseits. Man kann nämlich auf diese Weise den vollen Sinn fast aller Evangelien und Episteln in wenigen Worten wiedergeben, ohne das Gedächtnis der Zuhörer übermäßig zu belasten.

Noch ein Moment kommt der inneren Einteilung zugute. Fällt nämlich mit ihr die Erklärung des Themas zusammen, so trägt man infolge der Beweglichkeit und Dehnbarkeit der inneren Einteilung jeder Stimmung der Zuhörer Rechnung. Das ist der sogenannte *modus affectuosus*.

Das Einteilen war bei den Alten, Porphyrius u. a. sehr beliebt. Bonaventura zählt aber keineswegs zu jenen Scholastikern, über deren „porphyrianische Divisionen“ Roger Bacon klagt. Seine Einteilungen sind vielmehr nach Gattung und Art einfach und natürlich. Jeder Teil hat seine Unterabteilung, meist mit drei Punkten. Nichtsdestoweniger läßt Bonaventura nicht jede Einteilung zu. Die Wortheinteilung verwirft

er z. B. vollständig. Was nützt es dem Laien,* die vielen Bedeutungen eines Wortes zu kennen. Das ist etwas anderes in Disputationen, bei Lösung von Widersprüchen und Fehlschlüssen. Da soll und muß man wissen, auf wie vielfache Art ein Gedanke ausgedrückt wird, wie ein Wort aufzufassen ist. Wollte der Prediger sich auf Worteinteilungen einlassen, so würde seine Predigt ziemlich sicher in eine Disputation ausarten oder mit einem Fehlschluß endigen.

II. Weitere Gliederung. Mit der Einteilung hängt innerlich zusammen die weitere Gliederung der aufgestellten Hauptpunkte. Ihr hat der Prediger ebenfalls seine spezielle Aufmerksamkeit zu schenken. Bonaventura stellt diesbezüglich folgende einfache Regeln auf: Diese weitere Gliederung oder Unterscheidung sei kurz und dem Thema entnommen. Man halte sie allgemein verständlich, so daß ein direktes Erfassen möglich ist. Die einzelnen Glieder der Distinktion entsprechen sich, seien aber doch voneinander verschieden; kurz, jedes Glied habe und behalte seine eigene Bedeutung. Dann sei sie wohlgeordnet und vollständig. Wenn möglich gebe man den Grund mit dem Schlüssel an. Endlich bringe man nicht zu viele Glieder. Die Folge wäre Verwirrung, Vergessen und Ekel bei den Zuhörern.

III. Verschiedene Weisen der oratorischen Erweiterung. Bonaventura behandelt hier die Art und Weise, sich über ein Thema zu verbreiten. In den beiden ersten Abschnitten gab der Heilige eigentlich nur eine kurze Anleitung und erläuterte sie durch Beispiele. Dagegen werden seine Ausführungen jetzt bestimmter und umfangreicher. Er führt nicht weniger als acht Arten an, die Rede zu erweitern.

1. An erster Stelle bringt er die Begriffsbestimmung. Definition ist ihm die Erklärung eines Dinges nach seinen Wesensmomenten. Bei seinen Beschreibungen wird vor allem das gegenteilige Glied hervorgehoben; denn die Beschreibung des einen Gliedes läßt immer auf das andere schließen. Er bemerkt dazu, der Prediger braucht nicht alle möglichen Definitionen und Beschreibungen geben. Wohl kann man das von ihm verlangen betreffs der Tugenden und Fehler, der Gaben des Heiligen Geistes, des Gottesdienstes und anderer theologischer Dinge. Er suche aber womöglich nach Definitionen von Autoritäten. Die eigenen bekommen nämlich zu leicht das Gepräge des Ungewöhnlichen, Fremdartigen und Unklaren. In den Erklärungen will Bonaventura besonders die nach Hieronymus und Isidor berücksichtigt wissen. Eine Erklärung gilt natürlich nicht für alle Fälle. Was von einem Gegenstand gesagt werden kann, gilt von einem anderen stets mutatis mutandis, hier im buchstäblichen, dort im moralischen Sinn.

Ganz sachgemäß kann sich nun der Beweis anschließen. Ob aber durch Induktion, Syllogismus, durch Beispiele oder durch Schlüsse aus dem Gegenteil begründet wird, ist Bonaventura nicht gleichgültig. Er zieht letzteres vor. Wird das Gegenteil zurückgewiesen, so ist die Behauptung bewiesen. Z. B.: Mäßigkeit ist festzuhalten. Nun ist aber Unmäßigkeit zu verwerfen, weil sie den Leib, die Güter, den guten Namen

und die Seele verdirbt. Also . . . Durch Beispiele etwas beweisen, ist für die Laien von größter Bedeutung; ihnen leuchtet nämlich die im Beispiel gezeigte Ähnlichkeit besonders gut ein. Der Prediger hüte sich aber vor einem: alles beweisen zu wollen. Er muß zwar oft auf verschwiegene Fragen eingehen oder gegenteilige Argumente entkräften. Auf keinen Fall darf er jedoch das weniger Gute auf Kosten des Guten unterdrücken, das eine gegen das andere ausspielen. Wichtig ist es auch, für seine Aufstellungen Autoritäten wie die Heilige Schrift oder die heiligen Väter anzuführen, mögen diese übereinstimmen oder verschiedener Meinung sein. Weiterhin kann man durch Steigerung oder Zusammenstellung neues Licht auf einen Gegenstand werfen. Die Stelle: „Sucht allzeit sein Angesicht“ führt Bonaventura so aus: In der Taufe suchen wir das Angesicht Gottes; in der Buße sucht man es wieder; in der Betrachtung untersucht man es; durch gute Werke erwartet man es, bis man es findet.

Die Eigenschaften eines Dinges lassen sich sehr gut an Hand eines Bildes zeigen. Man bleibe dabei nur nicht wie die Philosophen und Juden am einzelnen, am Buchstaben hängen; man erkläre einfach das Bild und seine Bedeutung, begründe die Ähnlichkeit mit einem andern Dinge. Doch ändere man nicht nach Belieben. Ebenso lasse man Unbekanntes, Unerbauliches weg. Ein herrliches Hilfsmittel steht uns dafür zur Verfügung: das ganze Weltall. In diesem Buche blättere man eifrig, wie es auch der Heiland getan. Man erinnere sich beispielsweise an das Bild von der Lilie, vom Feigenbaum und Weinberg u. s. w. Wenn der Prediger die Vielseitigkeit und Schönheit in der Natur auf den sinnlichgeistigen Menschen bezieht, wird er auch von selbst dazu kommen, Bilder und Aussprüche der Heiligen Schrift verschieden auszulegen: wörtlich, bildlich, im moralischen und übertragenen Sinn. Die Predigt wird dadurch in einfacher, aber vortrefflicher Weise Verstand und Herz, Glauben und Moral neu beleben. Die Gebrauchsweise der Väter wird vielfach den rechten Weg zeigen, ob ein Bild auf Christus, seine heilige Kirche, auf die Mutter Gottes, die Apostel oder Märtyrer anzuwenden ist. Als letzten Modus der rednerischen Erweiterung nennt Bonaventura die Angabe von Ursache und Wirkung. Von seinen negativen und positiven Anweisungen seien nur folgende erwähnt. Der Prediger braucht bezüglich der Naturdinge Ursache und Wirkung nicht erforschen. Die Einzelwissenschaften bieten sie ja der Theologie an. Diese übernimmt sie und geht als *domina omnium doctrinarum* den letzten Ursachen und Prinzipien des Abstrakten, Geistigen und Moralischen, des Ueberirdischen und Himmlischen nach. Auf diesem Wege kommt man leicht zum Ursprung alles Geschaffenen, zu Gott zurück.

Diese acht Modi, welche die Predigt ausgestalten und ausschmücken, hängen innig miteinander zusammen. Sie müssen darum auch in der richtigen Ordnung auf einander folgen. Es ist insbesondere darauf zu achten, ob diese oder jene Art der oratorischen Erweiterung angebracht und von Vorteil ist.

2. Für den äußeren Vortrag fügt Bonaventura noch einige sehr nützliche Winke hinzu. Der Prediger rede anfangs deutlich, langsam, ruhig, ohne sich zu wiederholen. Was wäre unnatürlicher als beim Beginn der Predigt geheimnißvoll zu sprechen oder gar zu schreien. Angemessene Zurückhaltung der Stimme schont den Prediger und gefällt den Zuhörern. Zudem gewinnt man so am besten die Aufmerksamkeit, Bereitwilligkeit und das Wohlwollen der Zuhörer. Es ist überhaupt höchst wichtig, die Affekte in der rechten Weise zu wecken, Ermahnung und Tadel weise zu erteilen. Bonaventura schätzt das höher als alle Wahrheit aufweisen. Ja gerade hierin zeigt sich die Klugheit des Predigers. In diesem Punkte unterscheidet sich auch der Schönredner von dem weisen Prediger. Große Geziertheit im Reden gefällt allerdings, aber man dient damit der Wahrheit nicht. Mit Recht heißt es im 6. Kapitel des Weisheitsbuches: „Nicht der Beredten, sondern der weisen Menge ist das Heil der Welt.“ Die Rede und vor allem die Predigt muß also die Sache klären, das Dunkel aufhellen. Wenn der Verstand so beeinflusst ist, wird der Wille und das Herz gern sich beugen.

3. Diese Hauptgedanken bietet die *ars concionandi s. Bonaventurae*. Wir haben hier eine einfache, praktische Anweisung für den Prediger. Bonaventura spricht sich zwar nicht so klar und bestimmt aus wie die heutigen homiletischen Handbücher. Er gibt eben nur Hauptregeln für die Wahl des Themas, für die Ausarbeitung und den Vortrag. Diese Regeln legt er an Hand vieler Beispiele dar, die jedoch zu gehäuft sein dürften. Bonaventura will alle natürlichen Mittel benützt wissen, um die Menschen durch das lebendige Wort der Predigt zu Gott zu führen. In seinen eigenen Predigten einen sich streng scholastische Gliederung und synthetischer Aufbau mit reichem Inhalt, edler Form und inniger Salbung. Es könnte das unglaublich erscheinen, da er seine Predigt nie niederzuschreiben pflegte. Bei ihm waren es die im Glauben erkannten, übernatürlichen Schätze der Wahrheit und Wissenschaft, die seine natürliche Beredsamkeit emporhob und veredelte, welche seinen Predigten jenen eigentümlichen Reiz verliehen, den seine Zeitgenossen von ihm rühmen. Seine Predigten wie sämtliche seiner Schriften sind getragen von der Heiligen Schrift. Sie sind in Wahrheit nichts anderes als das Wort Gottes und eine Auslegung desselben. Diesem göttlichen Charakter seiner Worte ist auch der große Eindruck zuzuschreiben, den seine Predigten machten.

Zum Schlusse möge hingewiesen werden auf das Wort des heiligen Franz Xaver: „Mehr Befehrungen bewirkt ein Gebet an den Stufen des Altars als der beredteste Zug auf der Kanzel.“ Der heilige Bonaventura schöpfte, wie übrigens die großen apostolischen Männer alle, die Hauptkraft seiner Beredsamkeit, ihre Innigkeit und Salbung aus Gebet und Betrachtung. „Nunc manent tria haec: verbum, exemplum, oratio“, sagt der heilige Bernhard, „maior autem horum oratio“.

XIII. (Adimpleo ea quae desunt passionum Christi.) Diese Worte des hl. Paulus (Col. I, 24) haben mannigfache Erklärung gefunden. Am ehesten wird wohl die Erklärung berechtigt sein, daß der Apostel, der so gern ja die ganze Christenheit mit dem fortlebenden Christus vergleicht: Christus ist der Leib, wir sind die Glieder! — damit sagen will, daß auch dieser mystische Leib Christi mit der Person Christi leiden müsse. Das ist jedenfalls im allgemeinen ein ganz richtiger und einleuchtender Sinn. Man kann aber vielleicht eine spezielle Bedeutung dem Worte Pauli geben, wodurch es zu einem Worte des Trostes für viele Leidende wird. Christus hat unendlich viel gelitten, mehr als irgend jemand, trotzdem gab es Leiden, die konnte der Herr als Person nicht haben: er konnte sie deshalb nicht haben, weil das seiner unwürdig gewesen wäre. Das gilt nicht nur zunächst von solchen Leiden, die unmittelbar mit Sünde zusammenhängen; es gilt auch von all den Leiden, die Ausflüsse jener körperlichen Gebrechlichkeiten sind, die dem Leibe des Gottmenschen unmöglich anhaften konnten. Dazu gehören in erster Linie alle wirklichen Krankheiten: der Herr konnte nicht krank sein. Er wurde wohl müde, das ist keine Entwürdigung, aber krank konnte er nicht werden! Und doch — welches Meer von Leiden brachten und bringen die Krankheiten über die Menschen, und indem die Christenmenschen eben den geheimnisvollen Leib Christi bilden und als Kranke, im Glauben mit Christus vereint, in Geduld und in Liebe zum Herrn die Leiden ihrer Krankheiten tragen, ersetzen sie, was den Leiden Christi noch abgeht. O, so ein bohrendes Zahnweh, so ein rasendes Kopfsweh, die Atemnöten der Tuberkulösen, diese dumpf zermalmenden Schmerzen der Krebsleidenden — die konnte der Heiland in Person nicht haben, aber in seinen Gliedern an seinem mystischen Leib leidet er es! So wird ersetzt, was den Leiden Christi noch abgeht!

Wschaffenburg.

Dr Pragmarer.

XIV. (Neuzeitliche Apostelwege.) „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker“, das ist der Auftrag des Gottesohnes an seine Kirche. So wird die Kirche bis an das Ende der Tage durch die Welt gehen müssen, wie der Heiland durch Palästina ging. Zwar steht sie in der Welt wie ein prächtiger Tempel, und viele kommen zu diesem Tempel, von seinem Glanze und seiner Weihe angezogen. Aber es gibt viele andere, die können den Tempel nicht sehen. Sie sind weit von ihm oder wenn sie nahe sind, sind ihre Augen blind. Wir haben in unserem Vaterlande ungezählte, die ohne Gottesglauben sind, Opfer der Häßgeister, deren Liebe erkaltete, weil sie die Ungerechtigkeit überhandnehmen sahen. Hat die Kirche nicht den Auftrag, auch in diese „Welt“ zu gehen, in die Welt des Heidentums, und auch die Völker zu lehren, denen das Christentum verloren ging?

Der „Johannesbund“ hat sich in besonderer Weise die Mission unter den „weißen Heiden“ zur Aufgabe gemacht. Er will wie einst Johannes ein „Rufer“ sein, der auf die Räte der Gegenwart unaufhörlich hinweist, er will den apostolischen Geist wecken, in dem allein eine Be-

Lehrung der weißen Heiden getätigt werden kann; er will Kräfte ausbilden, die ihre Lebensaufgabe in der Bekehrung der Abgefallenen sehen.

Das Werk ist noch im Anfang und doch zeigen sich schon schöne Früchte. Würden sich noch mehr Mitarbeiter zur Verfügung stellen, dann könnten noch ganz andere Erfolge erzielt werden.

Der Bund ist gegliedert in zwei religiöse Genossenschaften mit Ordensgelübden. Die Johannesmissionare Christi des Königs (Priester und Brüder) und die Johanneschwwestern von Maria Königin. Zum Bunde gehören ferner Helfer und Helferinnen, die ganz dem Bunde tätig sind und weiterhin Mitglieder, die durch Beitragszahlung, Bezug der Schriften, Gebet und apostolische Tätigkeit das Johanneswerk fördern. Die Leitung des Bundes liegt in den Händen von P. Johannes Haw, dem das Werk sein Entstehen verdankt.

Häuser des Bundes: In Deutesdorf am Rhein befinden sich das Mutterhaus der Johannesmissionare (Johannesheim) und das der Johanneschwwestern (Johannesburg), das zugleich Exerzitienhaus ist, ferner ein Erholungsheim (Johanneshöhe) in prächtiger Lage. In Berlin unterhält der Bund ein Obdachlosenheim (Berlin SW. 19, Niederwallstraße 32) und ein Heim für entlassene Strafgefangene (Döberitz bei Berlin, Bahnhofstraße).

Der Wege, die der Johannesbund in seiner Apostelarbeit geht, sind verschiedene.

In seinen Fürsorgehäusern nimmt der Johannesbund Obdachlose, Heimatlose, sittlich Entgleiste, entlassene Strafgefangene auf, um ihnen Rettung zu bringen. Nicht bei allen, aber bei vielen gelingt es, das sittliche Leben wieder aufzurichten und eine Lebensstellung zu vermitteln. Nur mit selbstloser, unbesiegbarer Liebe läßt sich dieses Rettungswerk durchführen.

Ein weiterer Weg zu den Abseitsstehenden ist das Apostolat des gedruckten Wortes. Es fehlt uns an billigen Schriften, die ganz auf die moderne angekränkelte Psyche eingestellt sind. Noch mehr fehlt es an der Verbreitung dieser Schriften. Die gottlosen, sittenlosen, kirchenfeindlichen, sektiererischen Schriften werden millionenweise unter das Volk und in die Häuser geschleudert. Die Not der Seelen und der Lehrauftrag Christi verlangt, daß wir in gleicher Weise arbeiten. Im Dienste dieses Schriftenapostolates des Johannesbundes stehen das Zweiwochenblatt „Hoffnung“ und eine Reihe billiger Broschüren und Flugblätter. Der Johannesbund hat sich ferner die Propaganda für den Broschürenverkaufstand in der Kirche zur Aufgabe gemacht.

Das Wichtigste ist schließlich die Heranbildung der geeigneten Kräfte. In Exerzitien und Kursen werden Laienapostel begeistert und durch die Monatschrift „Der Muser“ in der rechten Gesinnung erhalten. Gymnasiasten werden ausgebildet und unterstützt, daß sie Priester werden können. Die Priester, Brüder und Schwestern des Johannesbundes vergessen bei aller äußeren Tätigkeit nicht das innere Leben, das Beten

und Opfern, damit sich allezeit der Geist Gottes mit den schwachen Menschenkräften verbinde, um so das Antlitz der Erde zu erneuern.

Leutesdorf, Rhein.

Erwin Pius Bundschuh.

XV. (Die Anwendung des Exorzismus.) In einer ländlichen Gegend glaubten die Leute in einem Hause fortwährend Geisterspuk wahrzunehmen. Sie bitten ihren Pfarrer, eine Beschwörung des bösen Geistes vorzunehmen. Darf der Pfarrer dem Ansuchen entsprechen? Das kirchliche Gesetzbuch sagt darüber folgendes: Die Exorzismen, die im Ritus der Taufe und bei anderen Konsekrationen oder Benedictionen vorkommen, darf derjenige, welcher zur Vornahme dieser rituellen Handlungen befugt ist, vornehmen (Can. 1153). Exorzismen gegen Besessene darf der ansonst mit der Exorzismengewalt Ausgestattete nur mit besonderer und ausdrücklicher Erlaubnis des Ordinarius vornehmen. Darf nicht aber im vorliegenden Falle der allgemeine Exorzismus von Leo XIII. Exorcismus in satanam et angelos apostaticos angewendet werden? Das neue Rituale Romanum tit. XI, cap. 3 sagt auch von diesem Exorzismus: recitari potest ab episcopis nec non a sacerdotibus, qui ab ordinariis suis ad id auctoritatem habent. Es ist also auch zur Anwendung dieses Exorzismus Erlaubnis des Ordinarius notwendig und doch scheint im Gegensatz zum Exorzismus gegenüber Besessenen nicht eine spezielle Ermächtigung nötig zu sein, vielmehr eine allgemeine zu genügen. Daß auch der dazu Berechtigte, besonders bei der öffentlichen Ausübung des Exorzismus sehr vorsichtig sein muß, versteht sich von selbst.

Graz.

Dr. J. Haring.

XVI. Zur Behandlung von Mischehen. In Quartalschrift 1937, S. 595, zitierten wir eine bischöfliche Verfügung, welche den lediglich vor dem akatholischen Religionsdiener erfolgten Abschluß einer Mischehe in der katholischen Kirche dem gläubigen Volke bekannt zu geben befiehlt. Dieser Erlass stammt vom Generalvikariat in Eichstätt, nicht Würzburg.

Graz.

Dr. J. Haring.

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr. W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz.

(Ablehnung der Lausanner Weltkirchenkonferenz.) Anlässlich der auf den 3. bis 21. August 1927 ausgeschriebenen „Weltkirchenkonferenz für Glauben und Verfassung“ in Lausanne, welche die Unionsbestrebungen der Stockholmer Weltkonferenz weiterführen sollte, hat das S. Officium in der Vollsitzung vom 6. Juli 1927 die Weisung vom 4. Juli 1919 hinsichtlich der Teilnahme von Katholiken an den Weltkirchen-Vereinigungsbestrebungen der Katholiken (vgl. diese Zeitschrift 1919, S. 639) erneuert und erklärt: Es ist Katholiken nicht erlaubt, Kongresse, Versammlungen, Konferenzen, Vereinigungen u. dgl. mitzumachen oder moralisch zu unterstützen (favore), die darauf abzielen, alle jene, die sich wie immer

zum Christentum bekennen, zu einer Religionsgemeinschaft zusammenzuschließen. Die Entscheidung wurde vom Papste am 7. Juli 1927 bestätigt und mit Dekret vom 8. Juli 1927 verlautbart.

(A. A. S. XIX, 278.)

(Ueber die Zelebration vor dem ausgelegten Allerheiligsten) wurde neuerdings bei der Ritenkongregation angefragt: „Ist es erlaubt, eine missa cantata oder lecta zu feiern vor dem Allerheiligsten, das verhüllt oder in der Pyxis, im Tabernakel oder außerhalb desselben ausgelegt ist? Und wenn nein, kann dieser Brauch wenigstens geduldet werden?“ — Die Ritenkongregation antwortete unter dem 27. Juli 1927 auf beide Fragen mit Nein. Bei dieser Gelegenheit verwies sie darauf, daß die Dekrete der S. R. C. n. 3448 und n. 4353, betreffend die Messfeier und Kommunionsspendung am Aussetzungsalter, in voller Kraft bleiben und für deren Beobachtung von den Bischöfen besonders Sorge getragen werden soll. (A. A. S. XIX., 289.)

Hierzu möchte ich pro praxi folgendes bemerken: Wo seit Jahrhunderten die sogenannten „Segenmessen“ und „Segenämter“ eingebürgert sind, von den Gläubigen hochgeschätzt und viel begehrt werden, vielfach sogar „gestiftet“ sind, ist es Sache der Ordinarien, zu beurteilen, ob die tief eingewurzelte Gewohnheit ohne Anstoß und Mergerniß beseitigt werden kann. Soweit dies ohne schweren Schaden für das religiöse Empfinden des Volkes nicht möglich ist, liegt jene necessitas vel gravis causa vor, welche nach den zitierten Dekreten n. 3448 und n. 4353 die Beibehaltung der Gewohnheit rechtfertigt oder ein ausdrückliches Indult ermöglicht. Denn in beiden Dekreten, die auch nach dieser neuesten Erklärung in voller Kraft bleiben, heißt es ausdrücklich: *prae-fatum usum non licere „sine necessitate vel gravi causa, vel de speciali indulto“*. Dies sei ausdrücklich bemerkt, damit nicht in dieser Sache eine übereifrige liturgische Reform durch einzelne Seelsorger oder Kirchenvorsteher durchgeführt werde mit Gefährdung höherer Güter und Rücksichten. Hier die Anpassung an die Rubriken in die Wege zu leiten, muß den verantwortlichen Ordinarien anheimgestellt bleiben.

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von Pet. Al. Steinen S. J., Aachen, Rurbrunnenstraße 42.

1. **Kirchliche Vereine.** I. Bruderschaft vom heiligsten Altarsakramente. Bruderschaften im Sinne des Kirchenrechtes sind fast nur in den lateinischen Ländern errichtet. Es sind das Laienvereine, die ihrem Wesen nach streng organisch aufgebaut sind. In Rom steht zumeist ein Kardinal an ihrer Spitze. Sie besitzen eigene Kapellen, ein eigenes Bruderschaftsgewand u. s. w.¹⁾ Als solche Bruderschaft ist auch

¹⁾ Veringer-Steinen II. nn. 28, 32 ff.

die Erzbruderschaft vom heiligsten Sakramente in Rom errichtet. Das neue Kirchenrecht¹⁾ schreibt vor, daß in jeder Pfarrei eine derartige Bruderschaft errichtet werde. Nun entsteht die Doppelfrage: 1. Müssen die Bischöfe darauf dringen, daß eigentliche Bruderschaften errichtet werden oder genügt es, daß diese Vereinigungen als fromme Vereine oder höchstens als Sodalitäten errichtet werden? 2. Sind auch derartig errichtete fromme Vereine, bezw. Sodalitäten ipso iure der Erzbruderschaft in Rom angegliedert? — Die päpstliche Kommission zur rechtsgültigen Auslegung der Rechtsbestimmungen des Cod. jur. can. entschied unter dem 6. März 1927, daß die Errichtung von frommen Vereinen oder Sodalitäten genüge, daß diese aber nicht ipso iure aggregiert seien. Somit besitzen diese auch nicht die Privilegien der Erzbruderschaft, deren Ablässe u. s. w.²⁾ Es ist das eine sehr wichtige, für alle nach Erscheinen des Cod. jur. can. errichteten Vereine folgenschwere Entscheidung (A. A. S. XIX, 161).

II. Unio Apostolica. Dieser vorzügliche Priesterverein hat folgendes Privileg erhalten: Alle Mitglieder dürfen am ersten Monatsfreitag die Botivmesse zu Ehren des heiligsten Herzens privatim lesen und zwar können sie sich eines jeden approbierten Messformulars bedienen, auch wenn dieses nur für bestimmte Orte gutgeheißen wurde. Ausgenommen sind die Feste des Herrn, Feste 1. Klasse und privilegierte Ferien, Vigilien und Oktaven (Mon. Eccl. 1927, p. 197; 9 Dec. 1925, Congr. St. Rit.).

III. Frommer Verein zu Ehren der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Dieser fromme Verein, der in der Kirche der heiligen Theresia in Rom errichtet ist, wurde zu einer unio primaria erhoben. Er kann andere Vereine desselben Zweckes sich angliedern und ihnen alle seine Privilegien mitteilen (Mon. Eccl. 1927, 193 sq., 11 Aug. 1926).

IV. Unio Cleri pro Missionibus. In Betreff der Fakultäten dieses Vereines wurden folgende Fragen an den Präsekten der Propaganda gestellt: 1. Kann ein Priestermitglied an Orten, für die er zum Beicht hören keine Jurisdiktion besitzt, doch einer Fakultät sich bedienen, zu der er Jurisdiktion haben muß? Antwort: Es wird keine jurisdiktio gefordert, sondern nur, daß der Priester irgendwo beicht hören kann, d. h. daß er Confessarius sei. In den Fakultäten ist keine Beschränkung für gewisse Orte, „extra Urbem“. — 2. Kann ein Mitglied an einem Orte, wo Ordensleute wohnen, denen die Segnung, bezw. Auflegung der Skapuliere reserviert sind, doch sich der gegebenen Fakultät bedienen? Antwort: Im Texte der Verleihung ist keine Beschränkung enthalten, also darf der Priester sich überall derselben Fakultät bedienen. — 3. Wie ist es insbesondere mit der Weihe der Kreuzwegkruzifixe, da doch die Errichtung des Kreuzweges ein Privileg der PP. Franziskaner ist? Antwort: Es handelt sich hier nicht um Errichtung eines Kreuzweges, sondern

¹⁾ Can. 711, § 2.

²⁾ Can. 722, § 1; vgl. Beringer-Steinen II., n. 118.

um Mitteilung der Kreuzwegablässe an Kranke und hiefür besteht in dem erteilten Privileg keine Einschränkung (Mon. Eccl. 1927, 195 sq.; Card. v. Rossum, 28 Mart. 1927).

2. Weihe des Menschengeschlechtes am Feste Christus-Königs. Dieselben Ablässe, die Pius X. am 22. August 1906 mit der feierlichen Weihe am Herz-Jesu-Feste verband, gewährte Pius XI. am 4. Februar 1927 für die Weihe am Feste des Heiland-Königs. Vorausgesetzt wird dabei, daß als Weiheformel die neue gebraucht wird. Diese wurde am 17. Oktober 1925 veröffentlicht.

Die Ablässe sind die folgenden: 1. 7 Jahre und 7 Quadragenen, allen Gläubigen, die reinigen Herzens der feierlichen Weihe bewohnen und nach der Meinung des Heiligen Vaters beten. 2. Vollkommener Ablass, wenn sie außerdem noch die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen (Officium de Indulgentiis 15 Febr. 1927; A. A. S. XIX, 159).

3. Skapulier der PP. Karmeliten. 1. Unter dem 8. Mai 1925 erklärte die Ritenskongregation auf eine Anfrage hin, daß die Bänder aus jedem geziemenden Stoffe sein könnten; diese Bestimmung ist keine neue (vgl. Beringer-Steinen I, 921); sie gilt nicht für das rote Passions-skapulier. 2. Die Tuchstückchen des Skapulieres können zum Schutze Hüllen aus irgend einem passenden Stoff erhalten. Doch sollen die Tuchstücke unmittelbar mit den Schnüren zusammengenäht sein und nicht durch die Hüllen, und zudem sollen die Stückchen in den Hüllen leicht beweglich sein (Mon. Eccl. 1927, 196 sq.; ex [Anal. Ord. Carm. I, p. 43 s.]).

Bericht über die Erfolge der kathol. Missionen.

Von Peter Kitliko, Professor i. R. in Ried (D.-De.).

Missionsbericht.

1. Asien.

Vorderindien. Nach einer Zusammenstellung des Catholic Directory (1927) zählt der Jurisdiktionsbezirk des Apostolischen Delegaten für Indien (Indien, Birma und Ceylon) dormalen 3,035.400 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung von 329,590.000 Seelen und bei einem Flächeninhalt von 4,964.607 km² (Europa: 10,032.000 km², 466,006.000 Einwohner). Am stärksten sind die Katholiken vertreten in: Goa (326.690), Kolombo (275.441), Trichinopoly (212.207) und Kalkutta (203.797). Kirchliche Sprengel gibt es 43: 10 Erzbistümer, 28 Bistümer, 3 Apostolische Vikariate und 2 Apostolische Präfecturen. Die Zahl der Priester beträgt nur rund 3300, darunter ungefähr 2000 Indier. Die vier syro-malabarischen Bistümer an der Westküste haben einen ausschließlich einheimischen Klerus. Priesterbildungsstätten werden verzeichnet: 12 theologische Lehranstalten (Große Seminare), 21 kleine Seminare und Apostolische Schulen und 5 Ordensscholastikate (2 der Jesuiten, je 1 der Karmeliten, Kapuziner und Salesianer Don Boscos).

(„Das Neue Reich“ 1927, Nr. 31.)

Nicht eingerechnet sind in dieser Zusammenstellung die drei Bistümer Dinajpur, Chittagong und Ranchi, die vor kurzem von den Bistümern Krischnagar, Dacca und Kalkutta abgezweigt worden sind.

Die Diözese Poona fällt wieder an ihre früheren Missionäre, die Jesuiten der Süddeutschen Provinz, zurück. An die Spitze tritt wieder Erzbischof H. Doering, der gegenwärtig das Apostolische Vikariat Hiroshima in Japan verwaltet.

Der Bengalikonvertit Chowdhury (cf. Heft II dieses Jahrganges), auf den man so große Hoffnungen setzte, ist leider am 25. Jänner d. J. gestorben, nachdem er der Kirche kein Jahr angehört hatte. In dieser kurzen Zeit hatte er schon zwei apologetische Bücher druckfertig gemacht und die Vorarbeiten zu zwei anderen vollendet.

Das Gebiet der Kapuziner von Malta (cf. Heft III) ist bereits umschrieben. Es umfaßt den zum Bistum Allahabad gehörenden Teil der Zentralprovinzen mit den Stationen Champura, Saugor, Bhopal und Bina. Champura hat eine große katholische Kolonie mit einem Waisenhaus und Kloster indischer Schwestern.

In Bettiah, das vor dem Kriege von den Tiroler Kapuzinern missioniert wurde, jetzt aber zur Diözese Patna gehört, wurden am 11. Dezember v. J. die ersten 9 Postulantinnen der neuen indischen Schwesterngenossenschaft eingekleidet. Sie werden unter den Kreuzschwestern von Jagenbohl ihr zweijähriges Noviziat machen und sich später dem Volksschulunterricht widmen. („Kath. Miss.“ 1927, 191 f. u. 285.)

Sinterindien. Das vor ca. sieben Jahren in Annam gegründete Trappistenkloster erfreut sich guter Entwicklung; es zählt bereits 50 Mitglieder. Die Berufe zum beschaulichen Leben sind in Annam viel zahlreicher als in Europa. Auch auf die Heiden übt das strenge Ordensleben einen bedeutenden Einfluß aus. Ein Hofmandarin, der das Kloster besuchte, sagte beim Abschied: „Wenn ich mich taufen lasse, dann wird es in diesem Hause sein.“ — Ueber Anregung des Apostolischen Legaten für Indochina, Msgr. Minti, beabsichtigen die Patres, ein Juvenat zu eröffnen. Doch sollen vorläufig nur 10 Knaben zugelassen werden, obgleich 20 bis 30 zum Eintritt bereit wären. („Missionsbl.“ 1927, 192.)

Die Christenarmen Gebiete von Tenasserim und Süd-Siam sollen in nächster Zeit den Söhnen Don Boscos anvertraut werden. Bisher gehörten sie zu Süd-Burma.

Das Vikariat Ost-Burma hat am 6. Februar d. J. seinen ersten einheimischen Priester, einen Karema, erhalten.

(„Kath. Miss.“ 1927, 192.)

Niederländisch-Ostindien. Der holländischen Provinz der Genossenschaft der Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu, die bereits Missionen in Neu-Guinea, Brasilien, auf den Philippinen und Celebes besitzt, wurde zu Beginn dieses Jahres noch ein fünftes Missionsgebiet vom Heiligen Stuhle anvertraut (vgl. Heft III). Das neue Missionsgebiet liegt auf der Insel Java, und zwar in Mittel-Java, ist fast halb so groß wie Holland und zählt rund 5 Millionen Einwohner. Zwei Kirchlein, eines an der Nordküste, das andere an der Südküste, und eine Schule im Innern ist alles, was die Missionäre hier vorfinden. Des Missionsoberen, P. Bernhard Bisser aus dem Missionshause von Tilburg, und seiner Mitarbeiter harret eine gewaltige Arbeit.

(„Lieb-Frauen-Monatsh.“ 1927, 265 f.)

China. Die katholische Universität von Schanghai, an der heuer 400 Studenten, davon 320 Heiden, eingeschrieben waren und die 25 Jahre lang dem chinesischen Volke Professoren, Gelehrte, Ingenieure, Ärzte, Rechtsanwälte schenkte, hat ihre Pforten geschlossen. Die Südregerung hatte schließlich mit ihrer Minierarbeit Erfolg. Viele gute Schüler ließen sich bewegen, die Leitung der Universität um Anerkennung eines kommunistischen

Studentenrates zu ersuchen, der die Regierungsgewalt an sich nehmen sollte. Der Rektor mußte nach mehrmaligem Ausrufen der Polizei die Universität schließen. „Damit“, so schreibt er resigniert an seine europäischen Mitbrüder, „stürzt in wenigen Augenblicken das Ergebnis von 25 Jahren, von so viel Arbeit, Verdiensten und Geldeaufwand, zusammen. Die Aurora starb in wenigen Stunden“. Die Schließung der Universität von Schanghai ist wohl das schwerste Schicksal, das die katholische Chinamission in diesem Jahre getroffen hat. („Kath. Kirchenztg.“ 1927, 4. August.)

Nach einer Mitteilung des Apostolischen Präfecten Großrubatscher haben auch die Tiroler Franziskanermissionäre ihr Gebiet in Südhunan räumen müssen, nachdem ihnen alle Wohnungen bis auf zwei weggenommen wurden. Vier Missionäre gingen nach Santsau, die zwei anderen mit dem Apostolischen Präfecten nach Changsa. Die Missionäre hoffen, bald wieder in ihr Missionsgebiet zurückkehren zu dürfen. (Brief vom 14. Mai 1927.)

Die Kriegseignisse sind aus den Zeitungen bekannt. Die im Kriegsgelände befindlichen Missionen sind sämtlich verschwunden; die anderen arbeiten unter den größten Schwierigkeiten weiter.

Einen schönen Beweis kindlicher Anhänglichkeit an ihren geistlichen Oberhirten haben zu Anfang dieses Jahres die Katholiken des Vikariates Ningpo (Tschekiang) gegeben. Ihr langjähriger Bischof, Msgr. Paul Maria Rahnaud, war in Europa gestorben. Die Katholiken des Vikariates ließen nun auf ihre Kosten den Leichnam nach China bringen und setzten ihn unter großen Feierlichkeiten in der Kathedrale von Ningpo bei.

Die Weihe des neuen Apostolischen Vikars, des bisherigen Seminar Direktors von St. Paul in Ningpo, Andreas Defebvre, wurde von Msgr. Josef Hug, einem der sechs in Rom geweihten chinesischen Bischöfe, vollzogen. Assistenten waren ein französischer Lazarist und ein chinesischer Jesuit. Die Bevölkerung war über die Ehrung ihres Bischofes sehr erfreut.

In Chang Ting Jos soll in nächster Zeit ein zweites Trappistenkloster entstehen. Das in der Diözese Peking bestehende wurde 1883 gegründet und 1892 zur Abtei erhoben.

Japan. Die Diözese Nagasaki ist nach dem Tode des Bischofes Compaz in zwei Bistümer zerlegt worden: Nagasaki und Fukuoka. Für letzteres wurde ein Mitglied des Pariser Missionsseminars zum Oberhirten ernannt. Nagasaki erhielt einen Japaner zum Bischof. Der neue Bischof, Januarius Habasaki, machte seine theologischen Studien am Kolleg der Propaganda zu Rom, wirkte dann mehrere Jahre als Seelsorger in seiner Heimatstadt und war zuletzt Sekretär des Apostolischen Delegaten von Japan. Er soll gleich den chinesischen Bischöfen vom Heiligen Vater selbst geweiht werden. Als Tag seiner Bischofsweihe ist der 30. Oktober in Aussicht genommen.

Die Mission von Katsushima wurde endgültig als selbständige Präfectur vom Bistum Nagasaki abgetrennt und den kanadischen Franziskanern übertragen.

Der Apostolische Vikar von Hiroshima, Erzbischof Heinrich Doering S. J., kehrt in seine frühere Diözese Poona in Vorderindien zurück und mit ihm die Jesuitenmissionäre der süddeutschen Provinz. Bezüglich der neuen Missionäre für Hiroshima liegen noch keine Nachrichten vor. An Stelle des verstorbenen Erzbischofes Rey von Tokio wurde der Priester Johannes Chabmon aus dem Pariser Missionsseminar ernannt.

Für die Erhaltung der Jesuiten-Universität in Tokio wurde von der Generalsitzung des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung in Rom ein Betrag von 500.000 Lire gespendet.

Korea. Die Mission der amerikanischen Weltvriester-Missionsgesellschaft von Maryknoll im Nordwesten Koreas ist vor kurzem vom Vikariate Seoul abgetrennt und zu einer selbständigen „Präfectur Hyeng-hang“ erhoben worden. Der bisherige Stand der katholischen Mission Koreas war folgender:

	Katholiken	Katechumenen	Gesamtzahl der Einw.	Priester		Seminarist.	Feierl. Taufe		Taufe		Missionäre
				europ.	einl.		Erw.	Kind.	Erw.	Kind.	
Seoul	55.154	1423	8½ Mm.	38	39	72	1000	2295	54	2000	Pariser
Trifu	31.357	674	7 "	15	12	105	900	1274	3	1471	"
Bonsan	12.412	—	—	27	—	47	343	593	87	170	Benedictiner v. St. Ottilien
Zusammen	98.923	Katholiken.									

Das Gebiet der Maryknoller ist bei Seoul einbezogen. Die Zahlen über die Taufen beziehen sich auf das Jahr 1925.

Dem Oberhirten von Seoul, Erzbischof Murel, wurde ein Hilfsbischof in der Person des Msgr. Larribeau beigegeben. Bei der Bischofsweihe am 1. Mai war die Regierung in ihren höheren und höchsten Beamten sehr zahlreich vertreten, desgleichen das Konsulatskorps. Beim Bankett hob in seiner Ansprache Vizegouverneur M. Jasa als Vertreter der japanischen Regierung mit anerkennenden Worten die Tätigkeit der katholischen Missionäre hervor. Er sagte unter anderem: „Trotz der großen Schwierigkeiten, denen Ihr begegnen, und der Leiden, die Ihr mitmachen müßt, sind Eure Anstrengungen schrittweise belohnt worden. Die Zahl Eurer Anhänger wächst beständig mit der Entwicklung und dem Ausbau Eurer Wohlfahrts Einrichtungen, so daß Ihr jetzt die wichtigste Mission in Korea darstellt. Eure Religion ist ein Unterpfand für den Fortschritt der Rechtchaffenheit und Ehrlichkeit der Bevölkerung.“

2. Afrika.

Ostafrika. Der Bericht des Apostolischen Vikars Msgr. Cattaneo von Ertryda über seine Visitationsreise im Jahre 1926 klingt sehr tröstlich. Unter dem Stamme der Unama, der noch vor wenigen Jahren als wild galt und widerpenftig gegen jegliche Zivilisation und chriftliche Erziehung war, herrscht eine starke Bewegung zur katholischen Kirche. Jedes Jahr bekehren sich ganze Dörfer. Ueberall will man ständige Priester haben, damit die Kinder eine religiöse Erziehung und die Erwachsenen den Trost des regelmäfigen Empfanges der Sakramente erhalten können. Zu diesem Behufe wird in Usmara ein Großes Seminar gebaut, das bisherige baufällige Seminargebäude in Keren aber, so weit als möglich, restauriert und als Kleines Seminar eingerichtet. Für diese dringenden Arbeiten hat der Heilige Vater der armen Mission 50.000 Lire gegeben.

(„Kath. Miss.“ 1927, 193 f.)

Im Vikariate Ober-Nil der Mill-Hiller-Genossenschaft wurde zu Nkofsena ein Noviziat für einheimische Schwestern errichtet. Die angehenden Schwestern können jetzt schon genug Abtötung üben, da sie vorläufig in Lehm- und Grasshütten wohnen.

(„Claver-Korresp.“ 1927, August.)

Die im Jahre 1925 von Ober-Nil abgetrennte, ebenfalls unter der Leitung der Mill-Hiller stehende Präfektur Kavirondo weist eine ungeahnte Entwicklung auf; von September 1925 bis September 1926 wurden nicht weniger als 5063 Taufen gespendet, 237.558 Beichten gehört und 330.050 Kommunionen ausgeteilt. Den 14.245 Getauften stehen 22.259 Katechumenen gegenüber. Bedauerlich ist, daß dringliche Ansuchen ganzer Stämme um Priester unberücksichtigt bleiben müssen, da die Missionäre jetzt schon von der Arbeit fast erdrückt werden und der Genossenschaft für den Augenblick nicht genug Ersatzkräfte zur Verfügung stehen; 20 bis 30 neue Missionäre fänden hier ein dankbares Arbeitsfeld. („Echo a. Afr.“ 1927, 124 ff.)

Das Vikariat Uganda hat im letzten Jahre erfreuliche Erfolge auf dem Gebiete der Schule erzielt. Seine seit August 1926 von kanadischen Brüdern der Christlichen Unterweisung geleitete Mittelschule, die St. Mary's-High-School von Nisubi, die 62 Negerjünglinge aus allen Teilen des Vikariates beherbergt, gilt selbst bei Protestanten als die erste im Lande. Bei den Aufnahmsprüfungen in das Regierungskolleg von Makerere, das in nächster Zeit zu einer regelrechten Universität ausgestaltet werden soll, im November v. J., ist die Ueberlegenheit dieser Anstalt öffentlich anerkannt worden. St. Marys stellte 28 Kandidaten, von denen 24 die Aufnahmsprüfung bestanden. Von den 38 Kandidaten der protestantischen höheren Schule zu Buddo erhielten nur 8 das Aufnahmszeugnis. Von den 20 Freistellen, die von der Regierung den besten Schülern gewährt worden sind, erlangte St. Marys 15, die protestantische Schule von Buddo nur 5.

Auf gleicher Höhe stehen die Seminarien — das Kleine zählt 112, das Große 53 Zöglinge —, wie ein unparteiischer Zeuge, der Professor M. Lee vom Regierungskolleg in Makerere, in einem Schreiben an den Apostolischen Vikar Streicher unumwunden zugesteht. Derselbe schreibt: „In Villa-Maria hat mich Ihr Seminar am meisten interessiert, und ich habe mich gewundert, so viele ausgezeichnete junge Leute in der Vorbereitung auf das Priestertum zu finden. Ich bin erstaunt, wie ein so herrliches Unternehmen sich ohne die Hilfe, ja ohne die amtliche Anerkennung der Regierung so gut hat entwickeln können. Ich war früher selbst Direktor für das Erziehungsweisen und werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um einer solchen Schule eine kräftige Unterstützung zu sichern; denn nach meiner Ansicht ist die Arbeit Ihres Seminares unstreitig die beste in der ganzen Kolonie.“

Die aus diesen Seminarien hervorgegangenen Priester — dermalen 26 — leisten in der Tat sowohl im Unterrichte wie auch in der Seelsorge Vorzügliches, wie ihr Oberhirte wiederholt bezeugt hat. An der Normalschule zur Heranbildung von einheimischen Lehrerinnen bereiten sich 10 schwarze Professorswestern der neuen einheimischen Genossenschaft und 16 Postulantinnen auf das Lehrerexamen vor. („Afrika-Vote“ 1927, 42; „Kath. Miss.“ 1927, 228 ff.)

Auch die Missionäre der Consolata von Turin im Vikariate Nyeri (Kenia) können mit Genugtuung auf einen glänzenden Schulsieg hinweisen. Zu Anfang des Jahres 1924 schickte das amerikanische Smithsonian Institute, das sich in den Vereinigten Staaten unter Aufsicht der Regierung gebildet hat, um für die materielle und geistige Hebung der schwarzen Rasse zu arbeiten, nach Britisch-Ostafrika eine besondere Kommission, die sich aus hervorragenden Professoren und Fachgelehrten zusammensetzte. Sie sollte eingehend das gesamte Erziehungsweisen von Mittelsafrika erforschen und praktische Richtlinien für die Kolonialregierung ausarbeiten, die als Grundlage eines besseren und für die afrikanischen Verhältnisse passenderen Schulbetriebes gelten sollten. Zwei Jahre durchzog die Kommission die Länder Afrikas und besuchte alle Regierungsschulen, die Missionschulen der Katholiken und Protestanten und auch die Schulen der Mohammedaner.

Das Resultat dieser Besuche ist in folgenden Ausdrücken ausgedrückt: C. B. Denham, Begleiter der Kommission als Vizegouverneur und Kolonialsekretär von Kenia: „Man kann nicht zweifeln, daß die eingeborenen Lehrer der katholischen Mission die besten Lehrer der Kolonie sind.“ Der protestantische Professor F. C. Linfield in der „Methodist Times“: „Ich habe die Missionen von allen Gesellschaften besucht; aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß die Katholiken uns Protestanten im theoretischen und praktischen Schulunterricht voll und ganz übertroffen haben.“

(Wegen Ende des Jahres 1926 wollte sich die obige Kommission überzeugen, welche Ergebnisse ihr von der englischen Kolonialregierung für

Neria übernommenes und den Schulen vorgeschriebenes Schulsystem bisher erzielt habe. Es wurde eine allgemeine, öffentliche Prüfung aller Schulen der Kolonie angelegt; Regierungsschulen, katholische, protestantische und muslimännische Privatschulen mußten entsprechend ihrer Schülerzahl an der Prüfung teilnehmen; 27 Schulen beteiligten sich an dem Wettkampf. Siegerin blieb die katholische Zentralschule von Nyeri. Von den 100 gestellten Schülern haben 96 die Prüfung voll bestanden und von den 1000 Punkten, die als Höchstleistung aufgestellt waren, 957 Punkte erreicht. Die protestantische Schule von Nairobi, der Hauptstadt der Kolonie, nahm mit 684 Punkten den neunten Platz ein, die höhere protestantische Schule von Mombassa mit 600 Punkten den zwölften Platz, die amerikanisch-protestantische Schule von Maciagos, reichlich unterstützt mit Dollars, war die vierzehnte mit 518 Punkten. Die Schule der Presbyterianer von Tumutumu, die nur einige Stunden von Nyeri entfernt liegt und die Hauptwettbewerberin der katholischen Zentralschule von Nyeri ist, war die achtzehnte mit 450 Punkten. Auch die Leistungen in den einzelnen Fächern zeigten die Ueberlegenheit der katholischen Schule. Näheres in der angeführten Quelle.

Am 5. Februar d. J. wurden die ersten einheimischen Priester, Jakob Camisassa und Thomas Kemango, geweiht. In Anbetracht des Umstandes, daß die Mission erst seit 25 Jahren besteht, und daß sie mit einem ganz heidnischen Volke beginnen mußte, ist dieser Erfolg ein Zeichen praktischer, voraussehender Arbeit. (P. Otto S. J. in „Kath. Miss.“ 1927, 186; „La Consolata“ 1927, 17 ff., 70.)

Die erst 1911 gegründete Präfectur Albert-See übt auf die amerikanischen Sekten eine besondere Anziehungskraft aus. Personal und Dollars strömen reichlich ins Land. Trotzdem setzt die katholische Mission ihre erfreuliche Entwicklung fort, was die 22.755 Katechumenen (gegenüber 11.660 Getauften) beweisen. („Echo aus Afrika“ 1926, 75.)

Die Landschaft Uha, die früher zum Bistum Kion, dann zu Urundi gehörte, wurde (vgl. 1927, II) von letzterem abgetrennt und unter die drei benachbarten Bistümer aufgeteilt. Tanganjika, dem der westliche Teil zufiel, hat bereits an der Grenze Urundis eine Station errichtet, die eine gute Entwicklung verspricht. Möchten die anderen Bistümer bald nachfolgen, damit ihnen die Sekten nicht zuvorkommen.

Die Genossenschaft U. L. Frau vom Kilimandscharo entfaltet sich in vielversprechender Weise. Im Dezember erhielten die ersten 11 eingebornen Mädchen, die seit langen Jahren den Wunsch hegten, sich dem lieben Gott zu weihen, den Schleier und weitere 25 Postulantinnen erwarten den Augenblick, wo es für sie Platz gibt im Noviziat.

(„Claver-Korr.“ 1927, August.)

Aus demselben Bistum berichtet der Missionär P. Gommenginger: Seit einiger Zeit greift unter der Bevölkerung, inmitten welcher wir leben, eine ganz starke Bewegung ein, die sie zu unserer heiligen Religion hinzieht. Wir stehen dieser Bewegung mit einer gewissen Besorgnis gegenüber, da wir nicht über das nötige Personal verfügen und nicht die Mittel haben, überall ausgebildete Katecheten anzustellen.

(„Echo aus Afrika“ 1927, 129.)

In Sansibar erscheint seit einigen Monaten eine katholische Monatschrift in Kiswaheli, der verbreitetsten Neger Sprache Ostafrikas. Herausgeber ist P. Voogmann aus der Genossenschaft der Väter vom Heiligen Geiste.

(„Missionsprop.“ 1927, Febr.)

Die Jesuitenmission von Madagaskar ist schwer heimgesucht worden. Ein Wirbelsturm zerstörte am 4. März d. J. zahlreiche Häuser der Hafenstadt Tamatave, darunter auch die beiden Kirchen und die Schulen der Schwestern und Brüder. Ein Dampfer, der aus Europa eine wertvolle Ladung für die Mission brachte, ist gescheitert. Die Ladung ist restlos im Meere verschwunden. Der Verlust beträgt über 100.000 Dollar.

(„Kath. Miss.“ 1927, 231.)

Die Trinitarier, die erst ein Jahr auf Madagaskar weilen, können schon eine zweite Hauptstation errichten. Sie liegt in der Provinz Itasy, im Gebiete des Sakalavastammes, und heißt Soavinandriana.

(„Echo aus Afrika“ 1927, 128.)

Südafrika. Die Kulturarbeit der katholischen Missionen wird allmählich auch von außerhalb der Kirche stehenden Sozialpolitikern gewürdigt, wie nachfolgender Brief des um die Neger hochverdienten, der katholischen Kirche aber wenig günstig gesinnten John Merriman zeigt. „Diese Mönche (von Mariannhill) haben die Frage der Eingeborenenerziehung gelöst. Während wir im Parlament und sonst nur Beschlüsse gefaßt, Eingeborenen-gesetze erlassen und Untersuchungsausschüsse für die Eingeborenenfrage gewählt haben, lehrten diese katholischen Mönche Tausende von Schwarzen die Würde der Arbeit begreifen, hoben sie aus der Sklaverei empor und ermutigten sie auf jede Weise, ihre Kräfte anzuspannen. Sie schenkten ihnen eigene Grundstücke, um Früchte und Gemüse darauf zu ziehen, lehrten sie den Ackerbau und machten sie zu anständigen Menschen, die sich ihrer Verantwortung wohl bewußt sind. Diese Trappisten verstehen ihren Beruf. Sie füllen den Geist der Neger nicht mit falschen Begriffen von Gleichheit. Aber sie heben sie beständig durch die Würde der Arbeit, der Freiheit und des Besitzrechtes. In Mariannhill werden brauchbare Bürger erzogen.“ — Möchte diese Einschätzung der katholischen Missionen überall beherzigt werden, dann stünde es besser um die Missionen! Mariannhill hat nun auch seine einheimischen Schwestern. Am 8. Dezember 1926 wurden 17 Kandidatinnen nach vierjähriger Probezeit feierlich eingekleidet.

(„Bergsimeinnicht“ 1927, 114.)

In Roma, der Hauptstadt des Basutolandes, wurde ein Regionalseminar für alle südafrikanischen Sprengel unter der Leitung der Oblaten M. I. eröffnet. Das Seminar beherbergt vorläufig leider nur 2 Kandidaten, von denen einer Theologie, der andere Philosophie studiert. In der Lateinschule bereiten sich 18 Basutofnaben auf das Theologiestudium vor, das eigentliche kleine Seminar für ganz Südafrika steht unter der Leitung der Mariannhiller.

(„Monatsbl. d. Obl.“ 1927, 127.)

In Eschowe schreitet die Mission nach dem Berichte des Apostolischen Vikars Spreiter langsam, aber sicher voran („Echo aus Afrika“ 1927, 131), in Kaffraria wird zu Woodlands fleißig gebaut („Stern der Heiden“ 1927, 149), desgleichen in Kroonstad, wo die Hauptfuge den Schwarzen-siedlungen gilt („Echo aus Afrika“ 1927, 122).

Zentraltapland hat in der erst neuer errichteten Farbigenlokalität New Sunnyside bei Mossel Bay eine Station „St. Blasius“ errichtet. Die Schule wird bereits von 150 Kindern besucht. Seelsorger ist P. Kaudor.

(„Stern der Heiden“ 1927, 204 ff.)

Variep verdient nach der Ansicht des Apostolischen Präfecten eher den Namen „Steinfeld“ als Arbeitsfeld.

(„D. Reich d. Herzens Jesu“ 1927, 217.)

Dagegen berechtigt die Entwicklung der Präfectur Swasiland in den letzten Jahren „zu großen Hoffnungen auf eine glorreiche Zukunft“.

(Ap. Präfect Bellezze in „Echo a. Afr.“ 1927, 117.)

Daß in Lydenburg fleißig gearbeitet wird, dafür bürgt schon die Person des Apostolischen Präfecten; dasselbe gilt von den Vikariaten Transvaal und Kimberley, wo man endlich die Eingeborenenmission ernstlich in Angriff nimmt.

Das Missionspersonal der Oblaten des heiligen Franz von Sales in Groß-Namaland ist durch sechs Schwestern aus dem Missionshause Hiltrup verstärkt worden. Die Schwestern übernahmen in Gibeon und Tses die Leitung der Schulen, in Gibeon auch das dortige Waisenhaus mit etwa 70 Kindern.

(„Lieb-Frauen-Monatsh.“ 1927, 176; „Licht“ 1927, 115.)

Die Oblaten von Windhof wenden ihre Kraft dermaßen hauptsächlich dem Dwambolande zu. Leider reicht das Missionspersonal nicht aus, die günstige Stimmung voll auszunützen. So z. B. klagt der Missionär der Theresia-vom-Kinde-Jesu-Station zu Utuambi, daß er allein sei und alles tun müsse: bauen, kochen, baden, lehren, studieren u. s. w. — P. Weißkirchen, der 1½ Jahre mit P. Büding in Utuambi gearbeitet hat, wurde abberufen, um eine neue Station im Gebiete der Ombarantu zu eröffnen.

(„Claver-Korr.“ 1927, August.)

Westafrika. Die statistischen Angaben über die Präfektur Cubango in Angola weichen in einzelnen Ziffern von einander ab, stimmen aber alle darin überein, daß dieses Gebiet zu den erfolgreichsten Missionen Westafrikas gehört. Die Fortschritte veranschaulicht eine vom Apostolischen Präfekten Keiling herausgegebene Zusammenstellung. Die erste Rubrik gibt den Stand vom Jahre 1909 an, in der Klammer ist der Stand vom Jahre 1926 verzeichnet. Katholiken: 9085 (95.621); Katechumenen: 3150 (21.624); Schulen: 108 (510); Schulkinder: 5000 (55.400); Zahrestaufen: 775 (8429).

Der Stand der übrigen, von den Vätern vom Heiligen Geist verwalteten Missionsgebiete in Westafrika, ist aus der Uebersichtstabelle in Heft I dieses Jahrganges zu ersehen.

Die Tabelle auf S. 815 veranschaulicht den Stand der Arbeitsfelder der Missionäre des Lyoner Seminars, die mit den Vätern vom Heiligen Geist den steinigten Missionsboden Westafrikas bearbeiten. Die Angaben über die Andersgläubigen und Heiden stammen aus dem Jahre 1923, die übrigen aus dem Jahresberichte 1925/26.

Innerafrika. Belgisch-Kongo zählt dermaßen 9 Apostolische Vikariate und 11 Präfekturen, die von 16 verschiedenen Missionsgesellschaften verwaltet werden. Neu eingetreten in die Kongomission sind die Lazaristen, die zwar schon seit 1925 am Kongo weilen, jetzt aber erst die Möglichkeit gefunden haben, in ihrem Missionsgebiet am Tumbasee, gegenüber der Mündung des Ubangi in den Kongo vorzudringen. Mittelpunkt der Mission soll das Städtchen Biforo werden. („St. Vinc. a Paulo“ 1927, 50.)

Nordafrika. Aus den Küstenvikariaten liegen keine wichtigeren Meldungen vor. Von den drei Sudan-Missionsprengeln bleibt Khartum unfruchtbar wie zur Zeit der deutschen Missionäre. Bahr-el-Ghazal hat seine Stationen von 6 auf 10 erhöht; die Präfektur Äquatorial-Nil hat ihre Christenzahl seit fünf Jahren von 2049 auf über 11.000 gebracht. Die Mission besitzt ein von Pius XI. gespendetes Missionschiff.

3. Amerika,

Kanada. Durch päpstliches Schreiben vom 11. März d. J. hat der Heilige Vater vom Vikariate Athabaska das ganze Gebiet östlich vom 113. Längengrad abgetrennt und dem angrenzenden Vikariate Mackenzie zugeteilt. Da der Fluß und der See Athabaska nunmehr zu Mackenzie gehören, hat der Heilige Vater das bisherige Vikariat Athabaska umbenannt und ihm den Namen des verdienten Apostolischen Vikars „Vikariat Grouard“ gegeben.

Die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau aus der Ordensprovinz Manitoba haben in dem herrlich gelegenen Städtchen Labret ein neues Scholasit (Priesterseminar) eröffnet. („Monatsbl.“ 1927, 286.)

Bereinigte Staaten. Das Wohlwollen, das Kardinal Mundelein von Chicago den Negern seiner Diözese durch Ueberlassung der prachtvollen Elisabethkirche bekundet hat, hat schon schöne Früchte gezeitigt. Vor kurzem fand in dieser Kirche die gemeinsame Taufe von 167 Negertonvertigten statt, 123 Kinder im Alter von 7 bis 10 Jahren und 44 Erwachsene. Kenner der amerikanischen Verhältnisse behaupten, daß die Taufe so vieler Neger an einem Tage bis jetzt nie vorgekommen sei; sie schreiben dem Ereignis große Bedeutung zu.

Missionen	Katho- liken	Katholi- ken	Anders- gläub.	Seiden Moha- med.	Taufen		Be- zogen	Kommun- ikanten	Schu- ler	Schul- kinder	Missi- onäre	Schwe- stern	Kate- chisten
					Erw.	Kinder							
Pr.	Gambia	3.158	612	1.900.000	164	252	9.010	9.479	12	1.146	13	—	13
V.	Senegal	16.710	20.861	1.000.000	1.053	1.510	61.245	80.019	3	295	22	7	115
Pr.	Sierra Leone	618	1.796	806.000	98	—	6.414	7.738	5	275	7	—	14
V.	Goldküste	49.557	16.478	1.500.000	1.632	2.975	77.885	128.825	66	4.386	21	13	183
V.	Dahomey	22.355	4.465	1.500.000	1.877	—	71.464	203.987	25	4.304	28	27	190
V.	Benin	21.835	3.805	2.000.000	1.027	1.280	78.696	154.578	109	6.317	28	32	291
V.	West-Nigeria	14.870	5.980	7.000.000	1.101	805	100.086	172.373	88	8.814	27	6	78
Pr.	Ost-Nigeria	1.400	118	4.000.000	176	123	3.882	4.462	2	87	6	—	13
V.	Togo	30.033	4.953	667.000	1.244	1.644	87.274	194.995	71	4.112	24	17	131
V.	Nieder-Volta	17.278	2.615	360.000	1.464	1.313	55.966	150.544	89	3.596	12	4	138

Die Gesamtzahl der in den Vereinigten Staaten lebenden katholischen Schwarzen betrug im Jahre 1925 109.649, die Zahl ihrer Priester 181 und die Zahl der Gotteshäuser 186. 29.429 Kinder wurden in katholischen Neger-schulen erzogen.

Die Rückständigkeit der katholischen Kirche in bezug auf die Neger-mission wurde im letzten Hefte durch Beispiele beleuchtet.

Die Berichte über die Missionen **Südamerikas** müssen wegen Platz-mangel ausbleiben. Sie werden im nächsten Hefte nachgeholt.

4. Australien und Ozeanien.

Neuguinea. Die am 25. Juli 1913 errichtete Präfektur Mittel-Neu-guinea, die sich bisher nur sehr langsam entwickelt hat, ist durch ein Dekret der Propaganda vom 2. Mai 1927 beträchtlich vergrößert worden, indem ihr Teile des Vikariates Ouguinea bis 143° 20' ö. L. (Greenwich) zugeteilt wurden. Die Präfektur umfaßt nunmehr bei 60.000 km², etwa ein Drittel der ehemaligen Kolonie Kaiser-Wilhelmsland, und mag von 150.000 Karaken (bisher 50.000) bewohnt sein. In dem abgetretenen, bzw. angegliederten Gebiete liegen die fünf Hauptstationen: But, Tumleo, Uluu, Nakamul und Walmann-St. Anna mit neun Nebenstationen, zusammen mit 2293 Ge-tauften und 593 Tauffschülern. („Stehler M. B.“ 1927, 158 f.)

5. Europa.

Spanien. Da alle Priesterseminare Mexikos geschlossen sind, hat es Spanien großmütigerweise übernommen, für die Ausbildung der Priester-amtskandidaten für Mexiko zu sorgen. Die spanischen Bischöfe haben bereits 180 Freistellen in den Seminarien gegründet; die ersten 17 Theologen sind schon aus Mexiko eingetroffen. Der Führer dieser ersten Expedition, der Priester Thomas Pozano, berichtete, daß bei einer Fortdauer der Verfolgung die Absicht besteht, alle Seminaristen Mexikos, über 2000, nach Spanien zu bringen und sie dort bis zur Priesterweihe ausbilden zu lassen.

Frankreich. Der Aufruf des Heiligen Vaters zur Gründung von Klöstern beschauflicher Orden in den Missionen hat in Frankreich lebhaftes Echo ge-funden. Zu Cholet (Dep. Maine-et-Loire) wurde ein Karmelittinnenkloster für die Missionen gegründet, das nur junge Mädchen aufnehmen will, die beabsichtigen, in den fernsten Osten zu gehen, um dort entsprechende Klöster von Eingeborenen zu gründen. Sieben Gründungen sind von Missions-bischöfen bereits erbeten worden. Für vier stehen die nötigen Mittel bereit. Das Kloster von Cholet stellt sich die besondere Aufgabe, für die neue Unter-nehmung eine solide heimatliche Organisation zu schaffen. Dem Kloster steht schon zahlreicher Nachwuchs zur Verfügung.

(„Missionssbl.“ 1927, 192.)

Belgien. Wieviel verhältnismäßig das Sammeln alter Briefmarken für Missionszwecke abwirft, zeigen die von den Seminaristen von Löwen erzielten Erfolge. Diese wollten dem belgischen Missionswerk am Kongo zu Hilfe kommen und wandten sich an Katholiken in aller Welt um Marken. In 15 Jahren erhielten und verkauften sie 1 Milliarde Briefmarken. Der Erlös betrug: 1897: 30.000 Franken; 1905: 120.000; 1910: 175.000 und 1929 stieg er auf 280.000 Franken. Mit diesem Gelde konnte das Seminar von Löwen 16 Dörfer unterstützen, 30 Kapellen und 1 Spital erbauen.

Deutschland. Die vor kurzem gegründete „Miba“ (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft) unternahm mit einer schwimmenden Missionsstation eine Werbefahrt auf dem Main von Würzburg bis Frankfurt. In allen größeren Uferstationen wurde angelegt und die Einrichtungen der Station von Zehntausenden besucht. Dem Missionsärztlichen Institut in Würzburg wurden aufs neue 200.000 Lire für den Neubau des Institutes von der

Glaubensverbreitung in Rom bewilligt. Die Dominikanerinnen in Schledorf in Bayern feiern heuer das 50jährige Jubiläum ihrer Tätigkeit in Südafrika.

Ungarn. Das Missionsärztliche Institut in Budapest, das erst ein Jahr besteht, hat bereits den ersten Arzt in die Missionen gesandt. Die Eidesablegung und die Verabschiedung machte auf die jungen Mediziner einen so tiefen Eindruck, daß sofort mehrere Neuanmeldungen erfolgten. Man hofft, daß nun jährlich vier bis fünf junge Ärzte werden ausreisen können. Dr. Anton Molnar, so der Name des jungen, mutigen Arztes, reiste nach Belgisch-Kongo in die Mission der Benediktiner. Für spätere Ausreisen ist neben Afrika auch China in Aussicht genommen. („Missionsbl.“ 1927, 191.)

Oesterreich. Die süddeutsche Provinz der Genossenschaft der Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu (Zentralhaus Liefering bei Salzburg) eröffnet dieses Jahr ein selbstständiges Kleriker-Noviziat zu Waisach bei Greifenburg in Kärnten. Bisher wurden die Novizen in das Noviziatshaus der norddeutschen Provinz zu Buxtern (Rheinland, Eifel) gesandt.

(„Lieb-Frauen-Monatsbl.“ 1927, 285.)

Sammelstelle. Bisher ausgewiesen: 910.58 S. Neu eingelaufen: Beim Berichterstatter: 10 S.

Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 920.58 S. — Deo gratias!

Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr. Josef Massarette.

1. Katholizismus und Faschismus. — 2. Nach der Verurteilung der Action Française. — 3. Der Dortmunder Katholikentag. — 4. König Fuad von Aegypten beim Papst. — 5. Die Republik Haiti und der Heilige Stuhl. — 6. Msgr. Hayakawa, der erste japanische Bischof.

1. Katholizismus und Faschismus. Dank beiderseitigem guten Willen ist nach Jahrzehnten der scharfe Gegensatz zwischen dem hl. Stuhl und den italienischen Machthabern erträglichen Beziehungen gewichen. Der Diktator ließ es an Freundlichkeiten gegenüber dem Vatikan nicht fehlen. So erfreulich es auch ist, daß Mussolini das Zeichen der Erlösung wieder in die Schulen, Hörsäle der Universitäten, Gerichtssäle und andere öffentliche Lokale zurückbrachte, es wäre doch verfehlt, aus diesen und anderen Maßnahmen zu weitgehende Folgerungen zu ziehen. Denn offenbar weicht der faschistische Staatsbegriff vom katholischen Standpunkt ab. Wie an dieser Stelle hervorgehoben wurde, klagte Papst Pius XI. in seiner Konsistorialansprache vom 20. Dezember 1926, daß die neuerdings in Italien hervortretende Auffassung den Staat zum Selbstzweck und aus dem Bürger lediglich ein Mittel macht, im Staate alles monopolisierend und aufsaugend. In diesem Sinn nahm auch der „Osservatore Romano“ am 17. Juli Stellung gegenüber einem Artikel des „Corriere d'Italia“, der im Anschluß an einen solchen des faschistischen Hauptorgans „Popolo d'Italia“ geschrieben wurde. „C. d'I.“, das Tageblatt der faschistisch gesinnten Katholiken, versuchte den Nachweis, daß der faschistische Gedanke dem katholischen sehr nahe stehe.

Dazu bemerkt das vatikanische Organ u. a.: „Das besondere und praktische Gute anerkennen, das Männer, Einrichtungen und Disziplinen des gegenwärtigen Regimes auch auf dem moralischen Gebiet des Vaterlandes geleistet haben gemäß den Aspirationen der Katholiken, ist eine andere Sache als generell behaupten, daß zwischen Katholizismus und Faschismus eine ‚Konvergenz‘ bestehe sowohl in den Werken wie in den sozialen Zielen, so daß ein Verschmelzen mit den ‚fundamentalen Erfordernissen der katholischen Zivilisation‘, d. h. der echten und unverfälschten christlichen Ethik stattfinde.“ — Der „Corriere d' Italia“ hatte geradezu erklärt, der Faschismus habe nach der reinsten italienischen Tradition in der autoritativen und ausschließlichen Lehre der römischen Kirche den katholischen Glauben und die Sittenlehre gefunden und akzeptiert. Weiter las man in dem katholischen Faschistenblatt: „Die faschistische Staatsauffassung ist eine politische Auffassung, die nichts gemein hat mit den metaphysischen Abstraktionen abirrender philosophischer Schulen.“ — „Dagegen haben“, betont der „Osservatore Romano“, „andere Theoretiker des Faschismus, die ganz anders geeignet sind, die Lehre der Schule und Partei zu deuten, erklärt und dargelegt, wie verschieden der ‚faschistische Staatsbegriff‘ von dem katholischen ist in bezug auf die Beziehungen zwischen den Individuen, den Familien und dem Staate. Denn gemäß der katholischen Lehre ist das Wohl der Einzelnen und der Familien Zweck des Staates, und nicht Mittel und Werkzeug; in anderen Worten, nach der katholischen Idee bilden die Einzelnen zur Erreichung der erstrebten vervollkommenung die Familie, die Familien bilden den Staat, der demnach zum Zweck das Wohl der Einzelnen und der Familien hat, indem er in der physischen, sittlichen und intellektuellen Ordnung das Gemeinwohl fördert. Das ist insbesondere die Lehre Leos XIII. in seiner Enzyklika Immortale Dei vom 1. November 1885.“ — Daraus gehe hervor, daß die Wege des Katholizismus und des Faschismus in mancher Hinsicht voneinander abweichen. Uebrigens sei der Faschismus bisher so sehr mit praktischen Alltagsarbeiten beschäftigt gewesen, daß er noch nicht zu einer vollständigen Formulierung seines Lehrsystems gelangen konnte, das eine klare Stellungnahme ermöglichte. — Ein Faschistenführer, Camillo Pellizzi, bespricht im „Popolo d' Italia“ die vorstehende Feststellung, wobei er sich manche Punkte der katholischen Auffassung zu eigen macht. In seiner Nummer vom 4. August findet der „Osservatore Romano“ dies bemerkenswert, bleibt aber dabei, daß die Vorbehalte gegenüber den anderslautenden Erklärungen, die zur „Dogmatik einer neuen politischen Doktrin“ zu gehören scheinen, vom katholischen Standpunkt aus immer noch angebracht sind.

Unter den vielen Tausenden eingeschriebener Faschisten fehlt es nicht, trotz Mussolini, an rücksichtslosen Sektierern, die dem Faschismus den Stempel des Antiklerikalismus einprägen möchten. Auf sie zielen folgende Sätze des bedeutsamen Hirtenschreibens, welches die lombardischen Bischöfe anfangs August gemeinsam erließen. Es heißt da: „Leute, außerzogen im Indifferentismus und im Hass gegen die Religion,

ohne Kenntnis für den Sinn und die Disziplin der Kirche und ihren Kult, Leute, die ohne innere Ueberzeugung, aus politischer Berechnung, sich der neuen staatlichen Richtung beugen, möchten manchmal bürgerliche Zeremonien und politische Demonstrationen mit Funktionen des Kultus verwechseln und fordern die Mitwirkung der Diener der Kirche selbst dort, wo deren Charakter und Würde es verbieten. Und nicht selten, meist bei Hochzeiten, Beerdigungen, religiösen Festen und Prozessionen versucht man, Gesangsformen, Musik und Abzeichen aufzuzwingen, die von der kirchlichen Disziplin und den liturgischen Gesetzen der Kirche nicht zugelassen werden. Bisweilen geht man sogar so weit, mit Unruhen und Gewalttätigkeiten zu drohen, um religiöse Funktionen und feierliche Prozessionen, entgegen den kirchlichen Vorschriften, bei Festen zu erzwingen, die durch öffentliche Bälle und weltliche Orgien profaniert werden. — Wir können nicht verschweigen, daß wir da und dort, im Gegensatz zu den ausdrücklichsten und feierlichsten Versicherungen desjenigen, der an der Spitze der nationalen Regierung steht, mit tiefem Schmerz gesehen haben, daß der Religion notorisch feindlich gesinnte Elemente, unter Umgehung der Wachsamkeit der Ortsbehörden oder unter Mißbrauch ihres guten Glaubens, mit offenkundiger Ruchlosigkeit Verdacht und politische Abneigung ausnützen, um durch Drohungen, Gewalttaten und verleumderische Anschuldigungen unbescholtene Priester, führende Personen oder Mitglieder katholischer Vereinigungen zu quälen und der katholischen Presse und Aktion größte Schwierigkeiten zu bereiten . . .“

Wie wenn die Berechtigung dieses Notrufes noch eigens hätte unterstrichen werden müssen, erfolgte am 8. August, gleich nachdem der Hirtenbrief des lombardischen Episkopates bekannt geworden, in Udine die plötzliche Verhaftung von fünf älteren Geistlichen, darunter dreier Monsignori. Als treue Anhänger der jetzt zur Ohnmacht verurteilten katholischen Volkspartei hatten sie sich die Feindschaft faschistischer Draufgänger zugezogen. Auch wird es ihnen zum Vorwurf gemacht, sie hätten vor zehn Jahren, als Udine von österreichischen Truppen besetzt war, gegenüber diesen in deren Sprache die Seelsorge ausgeübt. Der „Osservatore Romano“ erhob am 14. Einspruch gegen diese Verhaftung, bei welcher es der kirchlichen Autorität nicht ermöglicht wurde, irgendwie zu intervenieren, obwohl sie, wie das Blatt bemerkt, „selbst bei der Voraussetzung wirklicher und erwiesener Schuld hätte intervenieren sollen, vornehmlich in einem katholischen Lande (can. 1553, § 1, Nr. 3 des kirchlichen Gesetzbuches).“ „Diese Maßnahmen“, fährt „O. R.“ fort, „sind um so schwerwiegender, weil die verhafteten Priester, soweit feststeht, sich der Hochachtung und Liebe der Bevölkerung erfreut haben und ihre Verhaftung in der Erzdiözese Udine zusammenfällt mit der apostolischen Visitation, die der Erzbischof Msgr. Rossi selber verlangte und der Hl. Stuhl gewährte unter Ernennung des Bischofs von Treviso, Msgr. Longhin, eines persönlichen Freundes des Erzbischofs, zum Visitator. Wir wollen gerne annehmen, man habe weder den Mangel an

Rücksicht auf den so ehrwürdigen Prälaten Msgr. Longhin noch die dem Hl. Stuhle, dessen Mandatar er ist, zugefügte Beleidigung, noch auch — warum es nicht sagen? — den dem Erzbischof von Udine Msgr. Rossi geleisteten sehr schlechten Dienst überlegt.“ Letzterer genießt in faschistischen Kreisen ungewöhnliches Ansehen. — Am 21. August entgegnete die „Tribuna“, der „Osservatore Romano“ habe ein dem italienischen Staat als solchem völlig unbekanntes kirchliches Gesetzbuch hervorgezogen und wolle ignorieren, daß die Geistlichen einfache Bürger sind, den Normen des Gemeinrechtes unterworfen. — Darauf erwidert das vatikanische Blatt vom 22., dies hätte vor 25 Jahren, mitten in der Ära des antikirchlichen Liberalismus geschrieben werden können, nicht aber heute, wo man proklamiere, die katholische Kirche sei wirklich Staatsreligion und müsse nach Gebühr vom Staate öffentlich geachtet und geehrt werden. Wie sei aber eine öffentliche Achtung der Religion möglich, wenn man erkläre, ihre tausendjährigen Gesetze seien völlig unbekannt, zu denen auch jene gehören, die von jeher angeklagte Geistliche mit gewissen Garantien umgaben. Im vorliegenden Fall machte die Verhaftung den Eindruck einer Einschüchterung des apostolischen Visitators, der fragen, und der Geistlichen, die antworten sollen. — Gegenüber dem Verlangen der „Tribuna“, die Kirche solle gut italienisch gesinnte venezianische Seelsorger aufs Land schicken statt slawische, erklärt der „Osservatore Romano“: „Hinsichtlich der religiösen Betreuung der anderssprachigen Bevölkerung hat der Hl. Stuhl unabänderliche Grundsätze, die er seit den Anfängen der Kirche ausgeübt und ohne Unterschied des Landes auf der ganzen Welt zur Anwendung gebracht hat; hier hat er von Christus die Sendung erhalten, nicht diesen oder jenen Nationalismus, sondern das heilige Evangelium allein zu pflegen.“ — Es ist wohl eine Folge der Protestnoten des „O. R.“, wenn auf Anordnung Mussolinis die fünf Angeklagten dem Generalvikariat zur Verfügung gestellt und vorläufig im erzbischöflichen Palais von Udine untergebracht wurden, bis der Prozeß unter Beiziehung der Diözesanbehörde geführt werden soll.

Ein Leitartikel des „Osservatore Romano“ vom 22. September gibt zu, daß die nach dem 20. September 1870 seitens der italienischen Machthaber der Kirche zuteil gewordene gewalttätige Behandlung aufgehört hat und die grausame Verfolgung durch die Antikirchlichen verschwunden ist, wenigstens in vielen Landesteilen. Diese Wandlung sei ein Verdienst der gegenwärtigen Regierung. Trotzdem bestehe immer noch die römische Frage vom rechtlichen Standpunkt aus. Es genüge nicht, daß eine Regierung oder Partei dem Papst erträgliche Verhältnisse zugesteht. Für das Oberhaupt der Weltkirche sei eine Stellung dringend nötig, die aller Welt offenkündig mache, daß er völlig frei und unabhängig ist, dem Druck keiner irdischen Macht unterworfen. Da grundsätzlich nichts geändert sei, dauere der Konflikt trotz der erfreulichen Besserung der Beziehungen von Staat und Kirche weiter.

2. Nach der Verurteilung der Action Française. Das Staatsideal des Faschismus ist eng verwandt mit jenem, für das der Hauptführer der Action Française mit rastloser Energie so lange ungestört eintreten konnte. Auch außerhalb Frankreichs und Italiens wird im Zeichen des übertriebenen Nationalismus vielfach eine verderbliche Politik getrieben, die sich dem Sittengesetz nicht unterordnet. Deshalb hat die Verurteilung der A. F. eine weit über Frankreichs Grenzen hinausgehende Bedeutung. — Vor etwa 30 Jahren begann der hochbegabte Charles Maurras die A. F. zu einem starken Faktor der Monarchistenbewegung zu machen, von deren Sieg er allein die Erneuerung Frankreichs erhoffte. Als ausgesprochener Atheist baute er seine Doktrin über Gesellschaft, Staatsgewalt und staatliche Ordnung auf dem Atheismus auf. Das hinderte ihn aber nicht, mit unübertroffenem Nachdruck die religionsfeindliche Politik der Machthaber, das Vögentum, den Liberalismus und Laizismus zu bekämpfen und die Rechte der Kirche in Schutz zu nehmen. Kein Wunder, daß viele kirchentreue Katholiken, die auch Wiederherstellung des Königtums ersuchten, sich dem faszinierenden Führer anschlossen, so daß bald die Mehrheit seiner Anhänger aus solchen bestand. Anderseits erhoben bereits vor längerer Zeit katholische Gelehrte ihre Stimme gegen die Maurrasschen Grundsätze, deren heidnisches Gepräge unverkennbar war. Erst Ende 1926 hat der hl. Stuhl bekanntgegeben, daß die Indulgengregation im Jänner 1914 die meisten Bücher von Maurras wie auch seine Halbmonatsschrift „L'Action Française“, die Vorläuferin des späteren gleichnamigen Tageblattes, verbot und damals Pius X. dieses Verbot bestätigte, wobei er sich jedoch den Zeitpunkt der Veröffentlichung des Dekretes vorbehielt. Während des Weltkrieges schien sie Benedikt XV. nicht opportun. Dem Chef der A. F. konnte immer wieder vorgeworfen werden, daß er weltanschauliche Irrtümer vortrug, z. B. das mehr oder weniger verschleierte Prinzip, der Staat sei über alles, auch über Moral und Nächstenliebe erhaben. Die Gerechtigkeit verlangt jedoch den Hinweis auf die weniger bekannte Tatsache, daß in den Kriegsjahren, als viele französische Katholiken die Friedenspolitik des Papstes ablehnten, Maurras mutig dessen Standpunkt offen anerkannte und in einer Reihe von Artikeln verteidigte, die dann in einem Band, betitelt „Le Pape, la guerre et la paix“ gesammelt wurden.

Offenbar im Einvernehmen mit dem hl. Vater brachte Kardinal Andrieu, Erzbischof von Bordeaux, den Stein ins Rollen, indem er durch Schreiben vom 27. August 1926 vor dem Lehrsystem Maurras' warnte, da es der katholischen Wahrheit widerspreche, antichristlich und atheistisch sei. In der Folge konnte der Apostolische Stuhl nicht umhin, gegen die Action Française energisch einzuschreiten. Dreierlei ist darin zu unterscheiden: 1. Das naturalistische und heidnische Lehrsystem oder die von Maurras geschaffene und gegründete Schule der A. F. — 2. Das politische Blatt „L'Action Française“, an dessen Spitze er und Léon Daudet stehen. — 3. Die politische Ligue de l'A. F. — Zunächst wurde bloß

die Doktrin des Hauptführers und seiner gleichgesinnten Mitarbeiter direkt verboten. Das Blatt erfuhr Tadel, sofern es Organ der höchst bedenklichen politischen Schule ist und der Direktion von „Lehrmeistern“ untersteht, die in katholischer Beziehung ganz unzuverlässig sind, was übrigens durch die Haltung des Tageblattes in den folgenden Monaten klar bestätigt wurde. Die Liga oder der Parteiverband der A. F. wurde keineswegs verurteilt oder getadelt wegen des Strebens nach der Monarchie. — Es war zu beklagen, daß die katholischen Mitglieder der Partei dem starken Einfluß von teils ungläubigen, teils das christliche Sittengesetz außeracht lassenden Führern unterworfen waren, daß verderbliche Grundsätze, fremd der katholischen Lehre, die Politik der Partei inspirierten und es manchmal schien, als wolle man die Religion zur Magd der Politik degradieren. Die bedauerliche Haltung, welche viele Katholiken gegenüber den Mahnungen und Warnungen der kirchlichen Autorität einnahmen — was die Führer in ihrem hartnäckigen Widerstand bestärkte —, bewirkte schließlich, daß auch die Partei in das Schicksal der Schule und des Blattes hineingerissen wurde. Das oben erwähnte Dekret der Sanktifikongregation von 1914 trat in Kraft, als das Hl. Offizium dasselbe unterm 29. Dezember 1926 publizierte. Ein Dekret der Pönitentiarie vom 8. März 1927 traf einschneidende Maßnahmen gegen die Anhänger und Parteigänger der A. F.

Es kann nicht im Ernst bestritten werden, daß vom Anfang des Einschreitens gegen die A. F. an die Kirche zwischen der rein politischen und der religiös-sittlichen Seite der Angelegenheit klar unterschieden hat. In den rein politischen Fragen, insbesondere in jener der Staatsform, läßt sie selbstverständlich den französischen Katholiken freie Wahl. Die Verurteilung richtet sich gegen die heidnische Lehre, die politisch-philosophische Schule, wie hauptsächlich Maurras sie vertritt. Viele bisherige Anhänger desselben haben denn auch nach dem Eingreifen des Papstes sich von ihm losgesagt und aufrichtig der Entscheidung der höchsten Autorität unterworfen. Andere hielten weiter zu den Wortführern der A. F., die unablässig behaupteten, die religiöse Hierarchie habe auf ein ihr fremdes, das politische Gebiet übergegriffen, und die seit Monaten in geräuschvoller Weise den Kampf gegen Papst und Bischöfe führen. Ihnen galten folgende Worte des Hl. Vaters in seiner Konsistorialansprache vom 20. Juni: „Die Blindheit jener, der Führer wie der Geführten, tritt bereits allzu offenkundig zutage dadurch, daß sie in Wahrheit sich sogar gegen den Vater und Lehrer aller Gläubigen wenden, wenn sie auch mit Worten beteuern, sie anerkannten und achteten seine Autorität. Sie sagen nämlich, daß Wir die fragliche Angelegenheit nicht kennen oder darüber falsch unterrichtet oder durch dunkle Machenschaften und Fälschung von Dokumenten irregeführt sind seitens unserer Mitarbeiter, deren Treue ein besonderes Lob zu spenden Wir hier nicht umhin können. Sie sagen ferner, daß Wir aus Voreingenommenheit für eine Partei an der Wiedererrichtung irgend eines Kaiserreiches arbeiten oder aus Vorliebe für eine Nation die Grenzen Unserer Auto-

rität überschreiten und Dinge befehlen, die der Vaterlandsiebe zuwiderlaufen. All diese für Uns höchst beleidigenden Anschuldigungen widersprechen nicht nur offenkundig Unfern wiederholten und ausdrücklichen Erklärungen und der Wahrheit selbst; sie streifen auch an Verrücktheit."

Inzwischen setzten die Vorkämpfer der A. F. ihre Kampagne gegen die kirchlichen Maßnahmen fort. Ende Juli traten sie hervor mit einem Buch, betitelt „Les pièces d'un procès — L'Action Française et le Vatican“. Es enthält ein längeres Vorwort von Charles Maurras und Léon Daudet, gibt in neun Kapiteln einen Teil der auf die A. F. bezüglichen Dokumente wieder, zu denen Stellung genommen wird. Die Schrift soll gleichsam ein „Gelbbuch“ sein, wie Großmächte solche in einem ernstern Augenblick veröffentlichen, heißt es doch „bescheiden“ im Vorwort: „Eine Art Livre Jaune über ihren Streit mit dem Hl. Stuhl bietet heute die Action Française allen, die über diesen schmerzlichen Konflikt ein aufgeklärtes Urteil fällen wollen.“ Da wird behauptet, die A. F. sei das Opfer von tausend tatsächlichen Irrtümern. Ihre Parteigänger und Maurras selbst hätten der katholischen Disziplin alle wünschenswerten Garantien für Glauben und Moral gegeben, aber ohne jegliche Rücksicht darauf habe die kirchliche Autorität der A. F. geradezu zugemutet, die „nationalen Anstrengungen“ aufzugeben, ihre dem Vaterland dringend nötige Tätigkeit zur Wiederaufrichtung der Monarchie einzustellen. Unter Mißachtung der Wahrheit und Gerechtigkeit habe man sie verfolgt. Wer die seit einem Jahr von den Größten der A. F. gegenüber dem Papst und dem französischen Episkopat beliebte Tonart kennt, kann nur mit Kopfschütteln von folgenden Sätzen Kenntnis nehmen: „Die hohen Autoritäten, die uns gegenüber diesen Irrtum begangen haben, sind höchst verehrungswürdig. Wir haben ihnen stets die ihnen geschuldete Ehrfurcht reichlich gezollt. Haben sie uns genötigt, ihnen zu widersprechen, so hat man uns doch nie zu einer Äußerung gebracht, die ihre Absichten verdächtigt und ihre Würde verlezt hätte.“ Das „Gelbbuch“ versteigt sich zu den Worten: „Wir haben ihnen sogar einen Dienst geleistet, indem wir vor ihnen die Wahrheit wiederherstellten und ihnen einen Mißbrauch ersparten. Unser Widerstand kommt jetzt noch ihnen und allen französischen Katholiken zugute, weil er den Begriff der gerechten Unabhängigkeiten der nationalen Politik vor der religiösen Hierarchie aufrecht hält.“ Ständig kehrt die Behauptung wieder, das Einschreiten gegen die A. F. bedeute eine ungehörige Einmischung der Kirche in die monarchistische Politik zahlreicher Franzosen. Man beruft sich dafür sogar auf angebliche Äußerungen eines verstorbenen Prälaten und eines noch lebenden Kardinals. Maurras und Daudet verwahren sich feierlich gegen die Vorwürfe, sie hätten der Wiederherstellung der Sklaverei das Wort geredet und Gott den Zutritt zu ihren Observatorien verwehrt, hätten sich der Kirche bedient, statt ihr zu dienen, hätten gelehrt, die Politik stehe über der Religion, die Anwendung unrechtmäßiger Mittel empfohlen und unter integralem Nationalismus einen schrankenlosen verstanden. Diese Anschuldigungen seien völlig aus der

Luft gegriffen. Die einzige Schuld der A. F. bestehe darin, daß sie mit achtungsvoller, aber unerschütterlicher Energie die Politik des Hl. Stuhles, welche Frankreichs Unversehrtheit und Sicherheit gefährde, bekämpft habe.

Kardinal Dubois, Erzbischof von Paris, hat durch Bekanntmachung vom 16. August in seiner „Semaine religieuse“ diese Verteidigungsschrift verurteilt, so daß seine Diözesanen dieselbe nicht lesen dürfen. Er findet das Wort „Prozeß“ im Titel durchaus unangebracht, da nicht zwei Parteien einander gegenüberständen, in deren Streit ein von beiden unabhängiger Richter das Urteil zu fällen habe. Hier handelt es sich um einen Akt der päpstlichen Souveränität, die kraft der Fülle ihrer Autorität in bezug auf Lehre, Moral und Disziplin die A. F. verurteilt hat. Den wahren Katholiken bleibt nur der Gehorsam übrig. — Auch stellt der Kirchenfürst fest, daß von den einschlägigen Dokumenten im Buche manche fehlen, wie die vom Vatikan inspirierten Artikel und die offizielle Note des „Osservatore Romano“, sowie der die A. F. betreffende Teil der päpstlichen Allokution vom 20. Juni. Unentschuldbare Unterlassungen in einer Schrift, mit der, um mit Dubois zu reden, „unter dem Vorwand der Verteidigung gegen den Hl. Stuhl eine perfide Kampagne geführt wird, die den Papst als schlecht unterrichtet und einer Frankreich feindlichen Politik verschrieben hinstellt“. — In einem aus Ussita, wo Kardinal Gasparri seine Ferien verbrachte, vom 28. August datierten Schreiben billigt der päpstliche Staatssekretär die Maßnahme des Pariser Oberhirten. Man liest da u. a.: „Eure Eminenz haben ganz recht, zu denken und zu sagen, ein solches Buch könne viel Böses stiften. Dies kann zutreffen und muß fast unvermeidlich zutreffen bei jenen, die, jurant in verba‘ solcher Lehrmeister, wie auch bei allen, denen es nicht möglich ist, die Dinge an den richtigen Platz zu stellen und im rechten Licht zu sehen, in Folge des mit soviel Hartnäckigkeit befolgten und trotz der wiederholten Aeußerungen des Papstes in diesem neuen Buche noch verschärften Systems. Ein System, sage ich, das darin besteht, unablässig die Fragen zu verändern und vom religiösen Boden auf den politischen, nationalen und internationalen Boden zu verrücken. Personen, Worten und Tatsachen schiebt man dabei Absichten, Deutungen und Beziehungen unter, die nie bestanden haben; man versucht da so heuchlerisch und unverschämt wie möglich, wirkliche und sehr schwere Unehreverbietigkeiten, die bis zur Beschimpfung, zum Ungehorsam und zur offenen Auflehnung gehen, durch lügenhafte Ausdrücke der Achtung und Unterwerfung zu verdecken.“ Der Kardinalstaatssekretär drückt dem Erzbischof die Befriedigung des Papstes und dessen volle Billigung der Beurteilung eines Buches aus, das, wie er sagt, dem wirklich katholischen und römischen Geist ganz und gar widerspricht.

Die bekanntlich dem Hl. Stuhl sehr nahestehende römische Halbmonatschrift „Civiltà Cattolica“ nimmt im Heft vom 20. August auf 15 Seiten Stellung zum „Gelbbuch“ der „Action Française“. Mit allem Nachdruck wird da festgestellt, daß die Frage, zu einer nationalen und politischen verdreht, im Grunde nur den katholischen Glauben und die

katholische Moral betrifft. Es handelt sich vor allem um die unleugbare Unfähigkeit von Männern, wie der ungläubige Ch. Maurras und Léon Daudet — der, wenn auch gläubiger Katholik, in seinen bisherigen Romanen die notwendige Rücksicht auf das christliche Sittengesetz vergaß — einen hauptsächlich aus Katholiken bestehenden Verband zu leiten. Nach der Verurteilung der Maurrasschen Grundsätze hielten auch manche Katholiken an dem Blatt und der Liga der A. F., so wie dieselben bisher geleitet wurden, fest, so daß beide mit dem Lehrsystem der A. F. verknüpft blieben und deren Schicksal teilten. — Auf dem 13. Kongreß der A. F. (24. bis 26. Nov. 1926) war die Anstellung von bewährten Theologen verlangt worden, deren Lehrtätigkeit am Institut der A. F. die Möglichkeit einer Gefahr für die Katholiken ausschließen würde. Auf diesen auch im Buche ausgesprochenen Wunsch erwidert die „Civiltà Cattolica“, solches wäre ungenügend, solange der verderbliche Einfluß Maurras' in der Direktion der A. F. maßgebend bleibe. Ihr Schlußsatz lautet: „Alles läuft auf eine Frage des gesunden Menschenverstandes, eher noch als auf eine solche des Glaubens und der Sittlichkeit hinaus: auf die Ungehörigkeit, daß Katholiken ungläubigen Schriftstellern oder ausgelassenen Romandichtern Gefolgschaft leisten als ihren Führern, Häuptern und Lehrern.“ — Da liegt freilich die Bemerkung nahe, daß es reichlich lange gedauert hat, bis dieser Ungehörigkeit Einhalt geboten wurde. Uebereilung in der peinlichen Angelegenheit kann jedenfalls dem Hl. Stuhl nicht vorgeworfen werden. Pius XI. hat ja auch in einer Ansprache an französische Pilger am 25. September 1926 erklärt, er habe sich vor seinem Schritt aufs genaueste unterrichtet, sogar auf die Gefahr hin, zu spät zu kommen.

Gemäß einer Verfügung des Heiligen Vaters hat die Kongregation des Heiligen Offiziums durch Dekret vom 19. September das „Welbbuch“ der A. T. verurteilt und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.

Eine Gruppe von Pfarrern aus Paris und Umgebung richtete im Juli eine vom Weihbischof Msgr. Chaptal redigierte Adresse an den Papst, um ihm dafür zu danken, daß er eine besonders für die Seelsorge bei den Arbeiterklassen gefährliche Zweideutigkeit beseitigt habe, indem er gegenüber der A. F. die Lehre der Kirche proklamierte. Durch den lärmvollen Verkauf ihres Blattes an den Kirchstüren wie auch dadurch, daß sie sich in die katholischen Organisationen einschlich mit dem Anspruch, überall ihre Parole zu geben, habe die A. F. ungezählten Arbeitern und Beamten die Ueberzeugung beigebracht, der von ihr geführte Kampf bringe die wirklichen inneren Gefühle der französischen Katholiken genau und ausschließlich zum Ausdruck, was die Seelsorge inmitten der Arbeiterbevölkerung ungemein erschwert habe. Nun sei dank dem Hl. Vater der Mißstand behoben. — In seinem am 10. September veröffentlichten Antwortschreiben auf vorstehende Kundgebung betont der Kardinalstaatssekretär Gasparri u. a., der Papst billige voll und ganz die Bemühungen der Pariser Pfarrer, dahinzielend, daß die heiligende Mission der Kirche dem Geiste der unermesslichen Arbeiterbevölkerung offenbar

werde, ledig jeglicher politischer Sorge und allein gerichtet auf das Heil der Seelen. — Wie oft an höchster Stelle ausgesprochen wurde, sind es vor allem die unfruchtbaren Kämpfe um die Staatsform, welche der Apostolische Stuhl vermieden sehen will. Gewünscht wird Einigung der Katholiken auf religiösem Boden zur Verteidigung ihrer Gewissensrechte. Die Erklärungen des Papstes bezüglich der A. F. wie auch seine Weisungen haben volle Geltung für alle Katholiken, einerlei welcher Nation. Treffend schrieb vor einiger Zeit Msgr. Dr. Mem. Schöpfer im „Neuen Reich“: „Wir sollen, bei aller Freiheit, uns für diese oder jene Staatsform zu entscheiden, die bestehenden staatlichen Einrichtungen benützen, um einerseits das für die Kirche und den Staat Wertvollste, nämlich die katholische Religion, im Volke zu erhalten und der Kirche für deren Pflege die volle Freiheit zu erringen und anderseits den Staat, in dem wir leben, gegenüber den sozialistischen und liberalen Machtbestrebungen verteidigen und ihm mit allen Mitteln ein christliches Gepräge zu sichern suchen. Der christliche Staat ist heute unsere wichtigste katholische Aufgabe.“

3. Der Dortmunder Katholikentag. Seit Bestehen der Generalversammlungen der deutschen Katholiken gab es noch keine so imposante Heerschau wie der vom 4. bis 6. September in Dortmund abgehaltene Katholikentag. So gewaltige Menschenmassen waren noch nie bei diesem Anlaß zusammengeströmt zum Bekenntnis ihrer katholischen Glaubensstreu und zur Bekundung ihrer Bereitwilligkeit, unter Führung der Träger der kirchlichen Autorität das Ihrige zur Lösung der brennendsten Kulturfragen beizutragen. Zum Festgottesdienst am 4. September hatten sich in der riesigen Kampfbahn „Rote Erde“ 120.000 Personen eingefunden, ein überwältigender Anblick. Muntius Pacelli zelebrierte die Pontifikalmesse, der Bischof von Paderborn Dr. Kaspar Klein hielt die Predigt mit dem Motto „Christus Rex socialis“. Die vom früheren preussischen Ministerpräsidenten A. Stegervald geleitete 66. Generalversammlung war überhaupt auf das Problem des sozialen Denkens und Handelns abgestimmt und stand im Zeichen des großen sozialen Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, obwohl ihm keiner der Hauptvorträge eigens gewidmet war. Der äußeren imposanten Aufmachung entsprach der innere Wert der Reden und Ansprachen, fast ausnahmslos inhaltlich und formell hochbedeutsame Leistungen. Ueber das katholische Schulideal, die Bekenntnisschule, wurde viel Treffliches gesagt. Die Vergötzung von Staat oder Nation erfuhr seitens einiger Redner eine lichtvolle Kritik. Herrliche, schwungvolle Darlegungen über Caritas, Diaspora, Laienapostolat, Mission u. a. boten dem Hörer Besitz für immer.

Das Gesamtergebnis der Verhandlungen wurde in einer programmatischen Entschließung niedergelegt, die den Führern des Volkes dringend empfiehlt, ihre Aufmerksamkeit auf die inneren Zeitschäden zu lenken und an ihrer Bekämpfung tatkräftig mitzuarbeiten. Die deutschen Katholiken werden aufgefordert, jede ernste Arbeit als vornehm zu be-

trachten und auch dem einfachsten Arbeiter Hochachtung entgegenzubringen. Bezüglich des Verhältnisses von Arbeitgeber und Arbeitnehmer bekennt sich die Generalversammlung zu den von Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln, vor einem halben Jahr veröffentlichten Richtlinien. In Anbetracht der ungeheuren Vergnügungssucht werden die Katholiken aufgefordert, bei ihren Feiern und Veranstaltungen auf die allgemeine schwierige Wirtschaftslage des Volkes Bedacht zu nehmen. Die Tatsache, daß auch in katholischen Kreisen sich eine Erschütterung der kirchlichen Grundsätze bezüglich Ehe und Familie zeigt und die Unauflöslichkeit der Ehe praktisch vielfach verleugnet wird, wird von der Generalversammlung aufs tiefste beklagt. Sie stellt fest, daß eine wirkliche Lösung des Familienproblems eine tiefgehende Reform des Wohnungswesens voraussetzt. Alle Katholiken werden zur Weckung und Pflege echter Caritasgesinnung aufgerufen. — In einer eigenen Resolution weist die 66. Generalversammlung, unter Bezugnahme auf das Beispiel Mexikos und Rußlands, die Blicke der Katholiken aller Stände auf die ernstesten Kämpfe hin, die auf religiösem, politischem und kulturellem Gebiet bevorstehen können, um sie an wichtige Pflichten gegenüber der Presse zu erinnern, die ihrerseits unter strengster Wahrung der katholischen Weltanschauung die geeigneten Maßnahmen auf redaktionellen und technischem Gebiete ergreifen soll, um den steigenden Anforderungen gerecht zu werden. Die deutschen Katholiken und ihre Führer werden erneut aufgefordert, ihre Presse mit ganzer Kraft zu unterstützen und für ihre Verbreitung zu sorgen. Insbesondere werden die von katholischer Weltanschauung ausgehenden Kräfte im Geistes- und Wirtschaftsleben, in Kunst und Dichtung, in Staat und Kirche zur Mitarbeit in der katholischen Presse aufgerufen. „Der katholische Volksteil muß sich bewußt bleiben, daß die täglichen Einwirkungen der farblosen Presse durch das Halten eines Kirchenblattes an Stelle einer katholischen Tageszeitung nicht beseitigt werden und daß die Stoßkraft der katholischen Aktion in ihren staats- und kirchenpolitischen, weltwirtschaftlichen und sozialpolitischen Aufgaben darunter leiden würde.“

4. König Fuad von Aegypten beim Papst. Am 7. August wurde der erste Herrscher des unabhängigen Aegypten im Vatikan feierlich empfangen. Papst Pius XI. unterhielt sich einige Zeit mit dem König Fuad und verlieh ihm den Orden vom goldenen Sporn, dessen Band nur für diesen Fall durch eine emaillegeschmückte Kette ersetzt wurde. Daß der mohammedanische König dem Statthalter Christi seine Aufwartung machen wollte, entspricht der freundlichen Gesinnung, die er bei jeder Gelegenheit gegenüber dem päpstlichen Vertreter, den katholischen Behörden und Missionären in Aegypten betätigt hat. „Osservatore Romano“ erblickt denn auch in dem Besuch des Königs Fuad „einen neuen Beweis der lebhaften Achtung, die der Souverän eines der ältesten und zugleich jüngsten Reiche der Welt für die katholische Kirche empfindet, wie auch seiner tiefen Verehrung für ihr Oberhaupt.“ Weiter schreibt das vatikanische Organ: „... Unter der Regierung dieses weisen

und wohlthätigen Souveräns hat der Katholizismus große Fortschritte in jenem Lande gemacht, in dessen religiöser und bürgerlicher Geschichte älteste Erinnerungen der jüdischen und christlichen Religion und Zivilisation nachzittern und Traditionen besonderer Beziehungen zwischen den Päpsten und den Khediven lebendig sind. Die religiöse Freiheit und mehr noch die Rücksicht, welche König und Regierung von Aegypten auf alles nehmen, was dem wahren Fortschritt des Landes dient, haben den Katholiken der verschiedenen Riten gestattet, ruhig und mit immer größerem Erfolge ihre Mission zu erfüllen, in der die erhabenen und dauerhaften bürgerlichen Errungenschaften niemals vom Wohl der Religion und von Gottes Glorie getrennt werden. So sahen wir die Zahl der Kinder der römischen Kirche an den Ufern des Nils zunehmen, die Eröffnung von Anstalten für Erziehung, Fürsorge und sozialer Wohltätigkeit, die Neuordnung der Hierarchie . . . S. M. König Fuad ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne gegenüber den Kongregationen und den religiösen Behörden auch für seine Person zu betonen, wieviel vom Apostolat jener erwartet wird, die überallhin die Liebe zur Gerechtigkeit, die Hingabe an Ordnung, Gehorsam, Autorität, Karitas für alle tragen, indem sie zugleich mit dem Glauben die aufrichtigste Vaterlandsliebe, den höchsten und edelsten Humanitätssinn einflößen . . . Wir begrüßen den heutigen Besuch als ein bedeutungsvolles Ereignis und ein glückliches Vorzeichen für die Hoffnungen der Religion, das Wachstum der Zivilisation und das Gedeihen Aegyptens."

König Fuad unterhielt die besten Beziehungen zu dem kürzlich nach Kanada versehten Apost. Delegaten von Aegypten Msgr. Cassulo, was namentlich bei der Eröffnung des neuen Delegaturgebäudes in Kairo zutage trat. In Aegypten gibt es römisch-katholische und orthodoxe Christen. Dort sind fast alle katholischen Riten vertreten. Von den drei Vikariaten des lateinischen Ritus befindet sich einer in Aegypten selbst, das zweite im Nildelta und das erst 1921 errichtete dritte am Suezkanal. Lateinischer Patriarch von Alexandrien ist der in Rom lebende frühere Erzbischof von Prag Msgr. Paul Graf von Hujn. Das koptische Patriarchat von Alexandrien wird von Msgr. M. Kouzam, Bischof von Theben, verwaltet. In Kairo residiert als Inhaber des armenisch-katholischen Patriarchates von Alexandrien Bischof Joh. Couzian. Für die Chalbäer, Maroniten, Melchiten und Syrer sorgen eigene Vikariate und Patriarchate. Die Propaganda-Kongregation in Rom leitet die Organisation der römischen Katholiken Aegyptens, die Kongregation für die orientalische Kirche jene der Orientalen. Das Aufblühen des religiösen Lebens ist durchwegs befriedigend. In zahlreichen katholischen Erziehungsanstalten werden etwa 30.000 Schüler und Schülerinnen herangebildet. Es sind größtenteils Muselmanen und Schismatiker. Kann auch gegenüber ihnen keine Rede sein von Bekehrungsversuchen, welche die andersgläubigen Eltern zur Abmeldung ihrer Kinder von den Schulen veranlassen würden, so sind doch die von den katholischen Instituten der ägyptischen Jugend vermittelten persönlichen Eindrücke und wohlthuenden

Erfahrungen geeignet, eine Atmosphäre der Achtung und wohlwollenden Gesinnung gegenüber dem Katholizismus zu schaffen. Dem Besuch in den betreffenden Anstalten geschieht nicht geringer Abbruch dadurch, daß der englische Unterricht hauptsächlich in den evangelischen Instituten der amerikanischen Mission erteilt wird, die mit gewaltigen Geldmitteln den Bau von Kirchen, Schulen, Hospitälern, Apotheken und Nissen betreibt. Viele ägyptische Familien der höheren Gesellschaftsschichten geben wegen der englischen Landessprache diesen protestantischen Schulen den Vorzug gegenüber den französischen Jugendinstituten, worin der Unterricht fast ausschließlich französisch erteilt wird. Wie der „Corriere d' Italia“ anlässlich des Besuches Ruads im Vatikan hervorhebt, besucht der ägyptische König häufig persönlich die von ihm geschätzten katholischen Schulen und fördert auch in großzügiger Weise katholische karitative Einrichtungen. Die Katholiken vergelten dem Herrscher seine edelsinnige Haltung durch treue Anhänglichkeit, die um so mehr angebracht ist, als sie sich voller Kultusfreiheit auch in der Öffentlichkeit erfreuen. Freilich fehlt es nicht an hemmenden Einflüssen, ausgehend von der Universität El Azar und nationalistischen Kreisen.

5. Die Republik Haiti und der Hl. Stuhl. Der im März 1926 in Mexiko eingetroffene Apost. Delegat Msgr. Carnana wurde bereits zwei Monate später vom Präsidenten Calles ausgewiesen. Dann erfolgte seine Berufung als Apost. Delegat der Antillen. Im laufenden Jahr erhielt er auch seine Ernennung zum Internuntius in der Republik Haiti. Als er im Mai zuerst ihren Boden betrat, wurde ihm eine höchst ehrenvolle Aufnahme zuteil. Regierung, Klerus und Bevölkerung begrüßten den Vertreter des Hl. Stuhles mit freudigem Dank. Die verschiedenen Rundgebungen waren besonders erfreulich zu einer Zeit, wo in den Vereinigten Staaten von Mexiko, deren Entfernung von Haiti relativ gering ist, die entsetzliche Kirchenverfolgung wütet. Bei Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens in Port au Prince wurden von dem päpstlichen Diplomaten und dem Präsidenten der Republik warmgehaltene Reden getauscht. Beiderseits kam das aufrichtige Bestreben zum Ausdruck, die Beziehungen zwischen der Republik und dem Oberhaupt der Weltkirche möglichst innig zu gestalten. Der Empfang des Internuntius in der Kathedrale am folgenden Sonntag ward zu einer eindrucksvollen Bekundung des treukirchlichen Sinnes weiter Volkskreise. Zwei Wochen nachher überreichte Msgr. Carnana im Auftrag des Papstes dem Präsidenten das Großkreuz des Gregoriusordens, nachdem er in der Navelle des Präsidenschaftspalais eine hl. Messe gelesen. Seine Dankrede schloß der so Ausgezeichnete mit dem bemerkenswerten Bekenntnis: „Ich kann und darf nicht vergessen, daß dem christlichen Glauben dienen, d. h. sich bemühen der Kirche Christi treu zu sein, auch die edelste Form des Dienstes am Vaterlande ist. Denn dies bedeutet, die Seelen erleuchten, die Geister aufrichten, die Herzen einigen in lebendigster Brüderlichkeit, die Gesellschaft fest begründen in Ordnung, Arbeit, wahrer Freiheit. Ich danke Ihnen, Herr Prälat, für die an mich gerichteten

Worte voll Herzlichkeit und bitte Sie, dem Hl. Vater mit der Versicherung meines lebhaften Dankes und meiner kindlichen Ergebenheit die Gefühle unwandelbarer Treue und verehrungsvoller Hochachtung zu übermitteln, die das ganze Volk von Haiti gegenüber dem Hl. Stuhl beseelen."

6. Msgr. Hayasaka, der erste japanische Bischof. Energisch und zielbewußt geht der elfte Pius bei der methodischen Evangelisation der Welt vor. Vor Jahresfrist weihte er sechs chinesische Bischöfe. Nunmehr soll auch Japan einen einheimischen Episkopat erhalten. Der Anfang ist bereits gemacht, indem der Geistliche Januarius Hayasaka, Sekretär des Apost. Delegaten Msgr. Giardini in Tokio, zum Bischof von Nagasaki ernannt wurde. Im Oktober soll ihm am Grabe des hl. Petrus aus den Händen des Hl. Vaters die Fülle des Priestertums zuteil werden.

Nachdem die japanische Verfassung 1889 das Christentum mit gewissen Beschränkungen anerkannt hatte, begann die Pariser Gesellschaft für auswärtige Missionen ihre Tätigkeit im Land der aufgehenden Sonne. Es wurden die Erzdiozese Tokio und die Diozesen Hakodate, Nagasaki und Osaka errichtet. Insgesamt gibt es in Japan nicht mehr als 84.000 Katholiken mit 120 Priestern, worunter etwa 50 Japaner; gegenwärtig werden in einigen kirchlichen Anstalten 200 junge Japaner für den Priesterstand herangebildet. Die meisten Katholiken, fast 50.000, befinden sich in der Diözese Nagasaki, wo die Pariser Missionspriester trefflich wirkten. Dort findet der neue Oberhirt eine blühende Kirche vor. — J. Hayasaka, 1885 in Sundai (Diözese Hakodate) geboren, gehört einer vom P. Jacquier bekehrten Kaufmannsfamilie an; sein Bruder Trenäus ist ebenfalls Priester. Nach Absolvierung der mittleren Studien wurde der fromme, begabte und fleißige Jüngling nach Rom geschickt, wo er als erster Japaner im Kolleg der Propaganda Aufnahme fand. 1911 in der Ewigen Stadt zum Priester geweiht, begann Hayasaka seine seelsorgliche Tätigkeit als Vikar an der Kathedrale von Hakodate. Sein Pfarrer war derselbe P. Chambon, der im laufenden Jahr zum Erzbischof von Tokio erhoben worden ist. Einige Jahre später kam der junge Geistliche in seine Vaterstadt als Vikar und betätigte sich in dieser Eigenschaft bis 1922, wo er Sekretär des Apost. Delegaten wurde. Beim furchtbaren Erdbeben vom 1. September 1923 entgingen beide wie durch ein Wunder dem Tode. Als die Regierung die Religionskonferenz nach der Hauptstadt einberufen hatte, vertrat Hayasaka darauf die Interessen des Katholizismus. 1925 nahm er an der Synode von Tokio teil. Wohlberechtigt ist die von allen, die ihn kennen, gehegte Hoffnung, daß Msgr. Hayasaka als Bischof ungemein segensreich wirken wird, da er echte Liebenswürdigkeit mit hervorragenden Fähigkeiten verbindet, so daß viele vornehmlich von seiner Vermittlung die Verwirklichung gewisser Wünsche der Katholiken seitens des Staates erwarten. — Laut einer Meldung des „Japan Adverser“ äußerte der Ministerpräsident Tanaka gegenüber dem Apost. Delegaten Msgr. Giardini die Absicht, demnächst im Parlament die Errichtung einer Gesandtschaft beim Vatikan zu beantragen. Bereits 1923 hatte die Regierung eine solche Vorlage ein-

gebracht, der Plan wurde jedoch durch buddhistische Treibereien vereitelt. Die Ausichten haben sich inzwischen gebessert. Man erhofft von dem päpstlichen Einfluß eine Förderung der japanischen Einwanderung.

Literatur.

A) Eingefandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. So weit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Adermann, Dr Leopold. Geist des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des Joh. Wet. Camus, Bischofs von Velen. 3. Aufl. (5. u. 6. Tausend). 8° (XVI u. 360). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 5.—, in Orig.-Halbleinenband M. 6.50.

Adam, Dr Aug. Arbeit und Besitz nach Katherinus v. Verona. (31. Heft der Freiburger theol. Studien.) Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 6.80.

Adrian, Dr theol. Aus der Werkstatt des Arbeitsunterrichtes im Religionsunterricht. Heft III: Wie die Schüler urteilen. Als Manuscript gedruckt. Mergentheim, Ohlinger.

An der Krippe Jesu. Eine volkstümliche Krippen- und Weihnachtsandacht. Linz a. D. Verlag: Dompfarramt Linz a. D.

Ansprenger, Schwester Restituta. Nach Uganda. Ein Reisetagebuch (75). Mit 1 Titelbild und 3 Bildtafeln. (Band 3 der Sammlung: Unter der Äquator-Sonne. Bilder aus den innerafrikanischen Missionen der Weißen Väter.) Steif kart. M. 1.30.

Baumgarten, Paul. Neue Kunde von alten Bibeln. Mit zahlreichen Beiträgen zur Kultur- und Literaturgeschichte Roms am Ausgange des 16. Jahrh. II. Bd. 1. Teil. Krumbach 1927, Fr. Ader.

Baumgarten, Paul. René Benoît und seine französische Bibel von 1566. — Derselbe: Von den Kardinälen des 15. Jahrhunderts. — Derselbe: Hispanica I. Spanische Beiträge zur emendatio decreti Gratiani. — Derselbe: Hispanica II et III. Einführung des Breviarium Pianum von 1568 in Spanien. Einführung des Gregorianischen Kalenders in Spanien. (Untersuchungen zur Geschichte und Kultur des 16. u. 17. Jahrh., herausgegeben von Paul Baumgarten und Gottfried Buschbell: Heft 5, 2, 3 u. 4.) Krumbach (Bayern) 1927, Fr. Ader.

Berg, Dr L. Neue religiöse Wege des russischen Geistes. In russischer Sprache (207). Mit einem Titelbild. Mainz 1927, Matthias-Grünwald-Verlag. M. 4.—.

Bernhardt, P. Wilhelm, S. J. Die vier Zentralideen des Exerzitienbuches des heiligen Ignatius. Regensburg, Josef Habbel. M. —.50, geb. M. 1.—.

Biblische Bilder. 24 farbige Darstellungen in Postkartenformat nach Originalgemälden von Prof. Gebhard Fugel. München, Lindwurmstr. 12, C. Andelfinger u. Cie. M. 3.—.

Biblische Geschichte und Geschichte der katholischen Kirche. Herausgegeben von der Oesterr. Leo-Gesellschaft unter Mithwirkung des

Reichsbundes der Katechetenvereine Oesterreichs (256). Mit 94 Bildern und 3 Landkarten. Wien-Leipzig, Oesterr. Bundesverlag. Geb. in Halbleinen S 3.—, M. 2.—; in Ganzleinen S 5.50, M. 3.70.

Bobelka, Fr. K. Brautunterricht. 2. Aufl. Graz und Wien 1927, „Styria“.

Bomm, P. Urbanus, O. S. B. Volksmeßbuch für die Sonn-, Feier- und Fasttage, nach dem röm. Missale bearbeitet. Einsiedeln, Köln, Straßburg, Benziger u. Co.

Brandt, Elisabeth Luise von. Wie Konvertiten die Kirche erleben (32). Leutesdorf a. Rh. 1927, Verlag des Johannesbundes. Feinste Ausstattung. M. —.40, bei Mehrbezug billiger.

Breit, Dr. E. Dem Mutteramt entgegen. Mit einem Geleitwort von Generalpräses Kleus (80). Düsseldorf 1927, Verbandsverlag weiblicher Vereine. Geb. M. 2.20.

Bürkle, Lukas. Mutterorgen. Ueber Mischehe und Gleichgültigkeit im Glauben (86. bis 105. Tausend). Leutesdorf a. Rh. 1927, Johannesverlag.

Christien, P. De matrimonio. Praelectiones, quas in seminario Metensi habebat. Metis 1927, Imprimerie Lorraine. M. 4.—.

Clemens, J. Unser tägliches Brot. Betrachtungen für jeden Tag des Jahres zum Gebrauch für alle Gläubigen. Aus dem Französischen. — 1. Bändchen: 1. Jänner bis 30. April; 2. Bändchen: 1. Mai bis 31. August; 3. Bändchen: 1. September bis 31. Dezember. — Paderborn 1927, Schöningh. Preis pro Bändchen geb. M. 2.40.

Colli-Lanzi, Camillus. Theologia moralis universa juxta codicem juris canonici. Vol. II. Taurini-Romae 1927, Marietti. L. 16.—.

Coppenrath, Albert. Der Broschürenverkaufsstand in der Kirche, ein wirksames Mittel zur Verbreitung guter Schriften in Stadt und Land. Mit einem Verzeichnis geeigneter Schriften. Leutesdorf a. Rh. 1927, Johannesbund.

Danzer, P. Beda, O. S. B. Der Missionsgedanke auf der Kanzel. Gedanken und Anregungen zu den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres nebst 14 ausgeführten Missionspredigten. 8° (273). St. Ottilien 1927, Missionsverlag. Geb. M. 3.50.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Nach der besten lateinischen Ausgabe übersezt mit einem kurzen Ueberblick des Lebens und Wirkens dieses Heiligen. 6. Aufl. (15. u. 16. Tausend). Kl. 8° (XVI u. 688). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 3.60, in Ganzleinenband M. 5.—.

Eder, Dr. Jakob. Lektionarium (Kanzel-Ausgabe). Episteln und Evangelien der Sonn- und Festtage. 4. Aufl. Trier, Paulinus-Druckerei. Geb. in Halbleder mit Rotschnitt M. 7.—, in Vellleder mit Goldschnitt M. 15.—.

Eder, Dr. Jakob. Lektionarium (Großausgabe). Lektionen, Episteln und Evangelien des ganzen Kirchenjahres. Trier, Paulinus-Druckerei. Geb. in Halbleder mit Rotschnitt M. 10.—.

Ehrler, Ant., Dr. med. et phil. A. Baur und Artur Gutmann. Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute sowie für Erzieher. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 9. Aufl. (41. bis 45. Tausend). 8° (VIII u. 392). Mergentheim, A. Ohlinger. Ganzleinenband mit Goldprägung M. 5.—, in echt Saffianleder mit Goldschnitt M. 12.—.

Fischer, P. Herm., S. V. D. Und Paulus griff zur Feder. Gedanken zum Prophetenamt der Presse. Stehl, Post Kalsentirchen (Nld.).

Fischer, P. Zyrill, O. F. M. Die Kinderfreundbewegung. Aus dem Werke „Sozialistische Erziehung“. 4. Aufl. Wien, Typograph. Anstalt, I., Ebenendorferstr. 8. Brosch. S —.50.

Gleichbildchen mit farbigen Darstellungen der interessantesten Stätten Palästinas und Aegyptens nach Originalgemälden von F. Perlberg. München, Lindwurmstraße 12, C. Andelfinger u. Cie. Preis für 100 Stück in Umschlag (in 30 Nummern gemischt) M. 3.—.

Fröbes, Iosephus, S. J. Psychologia speculativa. In usum scholarum. Tomus I: Psychologia sensitiva. 8° (VIII u. 254). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 4.—, geb. in Leinwand M. 5.50.

Gatterer, Michael, S. J. Die Jungfräulichkeit. M. 8° (16). Innsbruck 1927, Fel. Rauch. S. —30, M. —20.

Gatterer, Michael, S. J. Schamgefühl und Schamhaftigkeit. M. 8° (32). Innsbruck 1927, Fel. Rauch. S. —30, M. —20.

Geiger, Dr. Otto. Literarische Italienfahrt. (68). Oberkirch 1927, Verlag Sturn. M. 1.80.

Gentile, Kan. Lorenzo. Neue Beispiele zu alten Wahrheiten. Ein Missionsbüchlein für Schule und Haus. Deutsche Ausgabe von P. Leo Schlegel S. Ord. Cist. 8° (338). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 6.—, geb. in Halbleder M. 8.50.

Gerster, P. Thomas Villanova, O. Cap. Marienbetrachtungen. Bregenz a. B. 1927, S. M. Deutsch. S. 3.—.

Ghellinck, P. Joseph de, S. J. Les Franciscains en chine aux XIII—XIV siècles. I. e II. (Xaveriana n. 42 e 44.) Louvain (Belgique), 11, Rue des Récollets.

Gierens, P. Mich., S. J. Betrachtende Kreuzwegandacht. Düsseldorf, L. Schwann.

Glynn, Josef. Matt Talbot, der große Büsser im Arbeiterrock. Deutsche Ausgabe von B. Dennehy. Essen (Ruhr), Ignatiusverlag. Geh. M. —20.

Gott hinter Kerfermauern. Von einem Strafanstaltspfarrer. Deutesdorf a. Rh. 1927, Johannesbund.

Göthmann, Dr. Wilhelm. Die Unsterblichkeitsbeweise in der Väterzeit und Scholastik bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Karlsruhe 1927, Friedrich Gutsch Verlag. Geb. in Ganzleinen M. 7.50.

Gülleskes, P. Fr. M., S. C. J. Der Seelenadel der Gotteskindschaft (72). Missionshaus Sittard, Post Wehr, Bez. Aachen. Kart. M. —50.

Haeder, Theodor. Christentum und Kultur. 8° (274). München, Kösel-Pustet. Brosch. M. 5.50, geb. in Ganzleinen M. 7.—.

Hector, P. Josef, O. M. I. Mutter Maria von der heiligen Euphrasia Pelletier, Stifterin der Genossenschaft Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten. Mit 6 Bildern. Kevelaer, Buxon u. Verker.

Heine, Dr. Elisabeth. Briefe des heiligen Franz von Sales an die heilige Johanna Franziska Fremhot von Chantal 1604 bis 1610 (Teilband aus: Die Werke des heiligen Franz von Sales, herausgegeben von Dr. M. Mager O. S. B.). München-Rom 1927, Theatiner-Verlag.

Hepp, W., C. Ss. R. So liebt uns Gott. Vom Wehen und Walten, von Mitteln und Zielen der unermesslichen Menschenliebe Gottes. In gemeinverständlich-theologischen Beweisen. Mit Titelbild von Kunstmaler Fugel in München 192). Kantionswerk, Freiburg im Uechtland und Konstanz, Baden. Geh. Fr. 3.40, M. 2.70.

Herz, Hermann. Peter Schwabentans Schaffen und Träumen. II. Der rote Kurat (300). Regensburg, Josef Habel. M. 2. —, geb. in Leinen M. 3.—, in Halbleder M. 4.—.

Hötte, Franz. Der gesamte Religionsunterricht im ersten Schuljahr. Ausgeführte Katechesen nach dem Fuldaer Normalplan. 8° X u. 74). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Steif brosch. M. 2.—.

Hoffmann, P. J., S. J. Die Ehe im Lichte des Glaubens und der Vernunft (56). Deutesdorf a. Rh., Verlag des Johannesbundes. M. —30.

Honedter, Martin. Logik. Eine Systematik der logischen Probleme. 5. Band der „Leitfäden der Philosophie“, herausgegeben von den Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln. Berlin und Bonn 1927, J. Dümmler. Geh. M. 3.80, geb. M. 5.—.

Hugsmans, A. J. Vom Freidentertum zum Katholizismus. Ein Befehrungsroman. (Berechtigte Uebersetzung nach der 30. Aufl. der Originalausgabe von Dr theol. et phil. Steumer.) 4. Aufl. 8° (380). Hildesheim, Fr. Borgmeyer. Brosch. M. 5.50, Ganzleinenband M. 7.50.

Jatich, W. Katholische Kirchengeschichts-Katechesen. 2., umgearbeitete und vermehrte Aufl. Wien 1927, Volkshund-Verlag.

Karg, P. Cassian, O. M. Cap. Priester und Volk. Doppelbändchen. 1. Aufl. (1. bis 10. Tausend). Kl. 8° (95). Kirnach-Billingen (Baden), Verlag der Schulbrüder. Kart. M. —.75, auf Dünndruckpapier in biegsamem Leinenband M. 2.—.

Karrer, Otto. Dokumente der Religion. Band 14: Juliana von Norwich. Paderborn, Schöningh. Brosch. M. 4.20, geb. M. 4.50.

Kaspar, Dr Karl. Hus und die Früchte seiner Wirksamkeit. Aus dem Tschechischen übersetzt. 8° (128). Warnsdorf, Ambr. Opitz. Brosch. Ko 12.—, geb. Ko 15.—.

Katholische Ehe. Vorträge, gehalten auf der Versammlung des Kath. deutschen Frauenbundes in Hildesheim 1924. 2., unveränderte Aufl. Düsseldorf, L. Schwann. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Kleiser, P. Alfons, S. J. Märtyrer der heiligen Eucharistie. (Nr. 5 der Kleinen Lebensbilder.) Freiburg (Schweiz), Kanisius-Druderei.

Königer, Dr. Kirche und Staat. („Politik und Kultur“, Schriftenreihe der „Mugsburger Postzeitung“, Heft 5.) Augsburg, Haas u. Grabherr. M. 1.50.

Kortleitner, Franz, O. Praem. Formae cultus mosaici cum ceteris religionibus orientis antiqui comparatae. Nova editio. Tongerloae (Antw.) 1927. Typis abbatiae. Fr. 25.—.

Kröb, Dr Joh. Thron und Reichszeichen. Sechs Predigten über das Königtum Christi. 2. Aufl. Bolzano 1927, Verlag Vogelweider. M. 1.50.

Laacher „Volksmehrbuch“ für die Sonn-, Feier- und Fasttage nach dem Römischen Missale, herausgegeben von P. Urbanus Bomm in Maria-Laach. Einsiedeln, Waldshut, Köln, Straßburg, Benziger u. Co.

Langer, P. Bernhard, O. M. I. Jakob. (24. u. 25. Heft der alttestamentlichen Predigten.) Paderborn 1927, Schöningh. M. 4.—.

Lautenbacher, Ludw. Auf ebener Straße. Volkserzählungen. 8° (IV u. 240). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Leitl, Dr Emmeran. Das Latein der Kirche. Natürliche und kurze Einführung für alle, die mit der Kirche beten wollen. München, Kösel-Pustet. Geb. M. 2.80.

Lengle, Dr Josef. Katholische Sittenlehre. Mit einem Titelbild. (Katholische Religionslehre für Schule und Leben in fünf Teilen. 4. Teil.) 8° (VIII u. 118). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinwand M. 3.20.

Liturgische Volksbüchlein. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. 1. Heft: Die heilige Taufe. Taufe eines Kindes nach dem Römischen Rituale. 2., verbesserte Aufl. (9. bis 12. Tausend). Kl. 12° (VI u. 24). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Kart. M. —.50.

Ludwig, P. Beda, O. S. B. Jugendschule Gemma Galganis, Dienerin Gottes und stigmatisierten Jungfrau von Lucca. 4. u. 5., vermehrte u. verbesserte Aufl. 8° (570). Mit 8 Kunsteinlagen. Kirnach-Billingen (Baden), Verlag der Schulbrüder. In vornehmem Ganzleinenband M. 9.—.

Lugmayer, Dr Karl. Leos Lösung der Arbeiterfrage. 2. Aufl. 8° (92). Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstraße 8. Brosch. S. 1.60 und Zufendung.

Maas, Engelbert, S. J. Briefe des heiligen Aloysius Gonzaga (VIII u. 112). (Sendbotenbroschüre I/29.) Innsbruck, Fel. Rauch. S. 1.50, M. 1.—.

Mandl, Franz. Chormesse, besonders für die Schulmesse geeignet. Graz und Wien 1927, „Styria“. S. —.40.

Maureffa-Lieder. Ein- und zweistimmige Gesänge für die Tage der Exerzitien (66). Kart. S 1.60, M. 1.—.

Maseniüs, P. Jakob, S. J. Exerzitien- und Missionsbüchlein. Ein Führer auf dem Wege zu einem reinen, frommen und vollkommenen Leben. Nach dem lateinischen Text des Verfassers deutsch dargeboten von Msgr. P. Weber, Trier (158). Trier, Paulinus-Druckerei. Geb. in Leinen M. 1.50.

Maunz, Dr Theodor. Katholische Organisationen. Im Auftrage des C. V.-Beirates herausgegeben. (Flugschriften aus dem C. V., Neue Folge, Heft 6.) Kl. 8° (88). München 1927, Geschäftsstelle der „Academia“, Promenadeplatz 16 B. Kart. M. 1.—.

Meffert, Dr Franz. Caritas und Krankenwesen bis zum Ausgang des Mittelalters. (Schriften zur Caritaswissenschaft, II. Bd.) Freiburg i. Br. 1927, Caritasverlag. Geh. M. 15.90, geb. M. 16.80.

Mertelbach, P. H., O. Pr. Quaestiones de castitate et luxuria. Ed. II. Paderborn 1927, F. Schöningh. M. 2.40.

Meyer, Karl. Ex ore infantium. Kinderpredigten in der Kindersprache. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von P. Wendelin Meyer O. F. M. Paderborn 1927, Schöningh. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.70.

Mohr, Josef. Cäcilia. Katholisches Gesang- und Gebetbuch. 36. Aufl. Herausgegeben von J. Singenberger. Regensburg 1927, Fr. Pustet. Brosch. M. 1.60, geb. M. 2.60.

Morganti, Pasquale. Der Heiland und sein Priester. Sic ergo vos orabit. Vertrauliche Unterredungen in Geist und Sprache der Heiligen Schrift. Deutsch von P. Leo Schlegel S. Ord. Cist. Zwei Bände. 8° (XXV, 287 u. 298). Hildesheim, Fr. Borgmeyer. Brosch. M. 10.—, geb. M. 15.—.

Nelz, Dr Robert. Die Mattabäer. Helden des Glaubens. (26. Heft der ältest. Predigten.) Paderborn 1927, Schöningh. M. 2.70.

Nepp, Dr Jos. Gottes Wort bleibt ewig neu. Fünfminutenpredigten auf alle Sonntage und gebotenen Feiertage des Kirchenjahres. Nach alten Predigten und Betrachtungen bearbeitet. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8° (VIII u. 164). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 4.—.

Obendorfer, Andreas. Die Heimat der Seele. Neun Predigten über den Himmel. 8° (60). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 2.50.

Otten, Karl. Die heilige Freundschaft. Des sel. Abtes Aelfred von Rieval Büchlein „De Spirituali Amicitia“. Mit einem Nachruf desselben auf seinen Freund Simon. 8° (123). München, Theatiner-Verlag. Geh. M. 3.—, in Leinen M. 4.50.

Paas, P. J. Padri Donatus Leberaho. Werden und Wirken eines Regerpriesters. Nach den Missionsberichten dargestellt. (Band 1/2 aus dem Sammelwerk „Unter der Aequatorsonne“, Bilder aus den innerafrikanischen Missionen der Weißen Väter.) Mit farbigem Deckbild, 1 Titelbild und 16 Abbildungen auf fünf eingeschalteten Tafeln. 8° (179). Trier, Paulinus-Druckerei. Steif kart. M. 2.50.

Pichler, P. Alois, C. Ss. R. Herzensreinheit. Ein Wegweiser (160). St. Ottilien (Oberbayern) 1927, Missionsverlag. Schön geb. M. 2.80.

Pottier, P. Aloys, S. J. Le P. Louis Lallemand et les grands spirituels de son temps. Tome I. Paris 1927, Pierre Tequi, 82 Rue Bonaparte.

Preces ante et post missam. Accedunt hymni, litaniae, aliaeque preces in frequentioribus publicis supplicationibus usitatae. Editio XIII. Ratisbonae 1927. Sumpt. et typ. Fr. Pustet. M. 1.20, 2.20, 3.—, 4.50.

Reimmichl. Eines Volksdichters Leben und Schaffen (135). Innsbruck-Wien-München, „Thyrolia“. Kart. S 2.50, M. 1.50; eleg. in Leinen geb. S 4.—, M. 2.50.

Rösch, P. Konstantin, O. M. Cap. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte überlebt und kurz erläutert. Sonderausgabe. Paderborn, F. Schöningh. Brosch. M. 1.—.

Rufe im Sturm. Herausgegeben vom Apostolat des Johannesbundes, Leutesdorf a. Rh. 100 Stück M. —.60 und Porto, 1000 Stück M. 5. und Porto.

Runtel, P. Petrus, S. J. Jungmannen-Wort aus Jungmannen-Herz. Leutesdorf a. Rh. 1927, Johannesbund.

Sallotti, Msgr. Carlo. Dominikus Savio. Ein eucharistischer Knabe. 1842 bis 1857. Deutsch von P. Leo Schlegel S. Ord. Cist. 8° (310). Hildesheim, F. Borgmeyer. Brosch. M. 5.—, geb. M. 7.50.

Schebesta, Paul. Bei den Urwaldzweigen von Malaya. Mit 150 Abbildungen nach Originalaufnahmen und Skizzen des Forschers und einer Karte. Leipzig 1927, Brockhaus. Geh. M. 13.50, geb. M. 16.—.

Schellauf, Dr. Fr. Handlicher Schlüssel zum Psalterium Christianum. Ein Vademecum. Graz 1927, Moser. Geh. S 4.80.

Schematismus des Welt- und Ordensklerus der apost. Administration Innsbruck-Feldkirch. 1. Ausg. 1927. Innsbruck, „Tyrolia“.

Scherer, Emil Klemens. Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbstständigen Disziplinen. Gr. 8° (XXX u. 522). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 18.—, geb. in Leinwand M. 20. —.

Scherg, Dr. Th. Der Lehrer im Religionsunterricht. 1. Band: Darlegungen und Mitteilungen. M. 3.20. 2. Band: Lehrbeispiele und Lehrmittel zum Religionsunterricht. M. 2.80. München, Kösel-Pustet.

Schlund, Dr. P. Erhard, O. F. M. Um die Seele des Akademikers. Religionspsychologisches und Pastoraltheologisches zur Hochschuleseelsorge. (Augschriften aus dem C. V., Neue Folge, Heft 5.) 8° (60). München 1927, Geschäftsstelle der Academia, Promenadeplatz 16 B. Kart. M. 1.50.

Schmid, Dr. Xaver. Brevier-Reform. Gedanken zum künftigen Abschluß der Reform des römischen Breviers unter Einschluß etwelcher Änderungen im Missale. 8° (141). Luzern und Leipzig, Räber u. Cie. Geh. Fr. 4.—.

Schönaich, Dr. Gustav. Die Kämpfe zwischen Römertum und Griechentum in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Nero bis Konstantin d. Gr. Breslau 1927, Verlag Eskar Hellmann, Wlogau.

Schöninghs Sammlung Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. 24. Heft: Geschichte des Staatskirchentums. Von Dr. R. Guggenberger. — 25. Heft: Die heilige Messe nach dem römischen Meßbuch. Von Dr. R. Tippmann. — 26. Heft: Die Spendung der heiligen Sakramente und Sakramentalien. Von Dr. R. Tippmann. — Paderborn, Schöningh.

Schofer, Dr. Josef. Ein Vergißmeinicht auf ein Bischofsgrab. Erzählungen aus dem Leben Bischofs Wilhelm Emanuel v. Ketteler dem katholischen Volk (109). Mit einigen Abbildungen. Karlsruhe 1927, „Wadenia“. Brosch. M. 2.—, geb. in Leinen M. 2.80.

Schofer, Dr. Josef. Studenten-seelen und Präseßsorgen. Erinnerungen eines Studenten-seelsorgers. Mit 1 Titelbild. (Marianische Kongregations-Bücherei. Herausgegeben von Georg Harrasser S. J. 5. Bd.) 8° (X u. 114). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 2.—.

Schott — Meß- und Vesperbuch in Großdruck für die Sonn- und Feiertage. Im Anschluß an die Bücher von Anselm Schott O. S. B. herausgegeben von Pius Bihlmeier O. S. B. Kl. 12° (XIV, 60* u. 1084). Mit 1 Titelbild. Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geh. in Leinwand M. 9.—, auch in feineren Einbänden.

Schröder, P. Dr. Corn., O. F. M. Gott und Seele in der jüngsten katholischen Lyrik. Paderborn, Schöningh. Brosch. M. 2.40, geb. M. 3.30.

Soiron, P. Dr Thadd., O. F. M. *Santti Franziskus und die Gegenwart.* Drei Vorträge. Werl. Weßf.) 1927, Franziskus-Druckerei. M. 1.60.

Staudinger, P. Jos., S. J. *Matt Talbot. Ein Arbeiterleben unserer Tage* (32). Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstr. 8. S. —30, M. —20, Kc 1.50 und Zusendung. Bei größerer Abnahme Preisermäßigung.

Stegmann, P. Bas. Aug., O. S. B. *Christ, the „man from heaven“, a study of 1 Cor 15, 45–47 in the Light of the Anthropology of Philo Judaeus.* Washington 1927. The Catholic University of America.

Stix, P. Leop., C. Ss. R. *Kurze Betrachtungen für alle Tage des Jahres. Nebst einem Anhang von Festbetrachtungen. Zum Gebrauche für Ordenspersonen.* In 4., überarbeiteter Aufl. herausgegeben von P. J. B. Baumer C. Ss. R. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8° (XXXVI u. 636). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 10.—, geb. in Ganzleinen M. 12.—.

Stolz, Wlth. Friedr. *Reisende Mädchenseele. Ein Geleitbüchlein für junge Mädchen.* (Sendbotenbroschüren I. 28.) (100). Innsbruck 1927, Fel. Rauch. S 1.—, M. —.65.

Svensson, Jon. *Abenteurer auf den Inseln. Konnis Erlebnisse auf Seeland und Fünen* (1. bis 10. Tausend). Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. 8° (VI u. 324). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinw. M. 4.00.

Tappeiner, P. Alois, S. J. *Die Saat im Gottesacker. Erdbegrabnis oder Leichenverbrennung?* (32). Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstr. 8. S. —40, M. —25, Kc 2.— und Zusendung.

Ter Haar, Fr., C. Ss. R. *De Occasionariis et Recidivis juxta doctrinam S. Alphonsi aliorumque probatorum auctorum.* In-8 max. XVI et 449). Torino (118). Casa Editrice Marietti, Via Legnano, 23. Lib. it. 30.—.

Thoma, Franz K. *Petrus von Rosenheim und die Melker Benediktiner-Reformbewegung.* Dissertation. München, K. Oldenbourg.

Tillmann, Frh. *Die Heilige Schrift des Neuen Testaments. I. Teil: Evangelien und Apostelgeschichte. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen.* 8° (430). Mit 8 Vierfarbendrucktafeln. München, Kösel-Pustet. In feinstem Leinen mit Golddruck zusammen M. 14.—.

Timpe, A. *Naturbetrachtung — Weltanschauung.* (Mischendorffs zeitgemäße Schriften 14.) Münster i. W. 1927. Kart. M. 1.80.

Tongelen, Dr Josef. *Im Geiste des Evangeliums. Homilien und Predigten. 3. Teil: Der Pfingstkreis. Vom hochheiligen Pfingstfest bis zum Schluß des Kirchenjahres* (280). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Brosch. S 7.—, M. 4.20; Halbleinen S 9.—, M. 5.50.

Töth, Dr Thimér. *Bildung des jungen Menschen.* (Wachstum und Gestalt. Bücher der Lebensfassung für den jungen Menschen. I. Bd.) 8° (VIII u. 170). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Kart. M. 3.40, in Leinwand M. 4.20.

Walle, Peter Paul. *Don Andreas Beltrami, Salesianerpriester 1870 bis 1897.* Deutsch von P. Leo Schlegel S. Ord. Cist. 8° (368). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 6.—, Halblein. M. 8.50.

Verlagsverzeichnis der Firma L. Schwann, Druckerei und Verlag in Düsseldorf. 1927.

Böllmede, Dr Hans. *Die Gottesidee im Bewußtsein der Menschheit* (151). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Geb. M. 3.—.

Vromant, G., C. I. C. M. *de Scheut. De bonis Ecclesiae temporalibus ad usum praesertim Missionariorum et Religiosorum.* Louvain 1927. „Museum Lessianum“ (Association sans but lucratif), 11, Rue des Récollets. 35 Fr.

Weiergans, P. Epidius, O. F. M. Die Volksmission in der Diaspora. (3. Heft der „Beiträge zur außerordentlichen Seelsorge“, herausgegeben von der Missionskonferenz.) Wiesbaden, H. Rauch.

Wild, Karl. Das Exorzistenbuch des heiligen Ignatius von Loyola. Anleitung zu seinem Verständnis und Gebrauch für Priester und Laien. Leutesdorf a. Rh. 1927, Johannesbundverlag.

Wohnhaas, P. Heinr., F. S. C. Die Kongregation der Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu. Mit 1 Titelbild und 33 Illustrationen. Selbstverlag der Kongregation.

Zehentbauer, Dr. Franz. Compendium repetitorium theologiae moralis. Pars I: Theologia moralis generalis. 12^o (IV u. 304). Wien 1927, Verlagsbuchhandlung Carl Fromme. Geb. in Leinwand S 9.—.

Zintl, Gregor Maria, O. S. M. Der Orden der Diener Marias (Serviten). Mit 19 Bildern. Kl. 8^o (80). Innsbruck 1927, Marian. Vereinsbuchhandlung. S 1.20, M. —.80.

Kalender für 1928.

Ave-Maria-Dombau-Kalender 1928. XXIII. Jahrg. Herausgegeben von Domkapitular Friedr. Pesendorfer. Linz a. D., Kath. Presseverein. S 1.50.

Caritas-Kalender für das Jahr 1928. Herausgegeben vom Deutschen Caritasverband. Freiburg i. Br., Caritasverlag. M. —.80.

Claver-Kalender 1928. XXI. Jahrg. Herausgegeben von der Sankt-Petrus-Claver-Sodalität. Gr. 8^o (96). Mit farbiger Bilderbeilage, vielen Illustrationen und einem Wandkalender als Beilage. Zu beziehen von der Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. S —.80.

Kinder-Missionskalender 1928. XX. Jahrg. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Kl. 8^o (64). Mit einer farbigen Bilderbeilage. Bezugsadresse: Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. S —.40.

Regensburger Marienkalender. Für das Schaltjahr 1928. 63. Jahrg. Regensburg, Pustet.

Taschenkalendar und Kirchlich-Statistisches Jahrbuch für den katholischen Klerus deutscher Zunge. Redaktion: Dr. R. A. Geiger, o. Hochschulprofessor an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Dillingen. 50. Jahrgang 1928. Regensburg, vorm. G. J. Manz. Steif kart. M. 2.—.

Xaverius-Missionskalender, dargereicht vom päpstl. Verein der Glaubensverbreitung: Franziskus-Xaverius-Missionsverein in Aachen, Ludwig-Missionsverein in München, Franziskus-Xaverius-Missionsverein in Wien zum Jahre des Heils 1928. 7. Jahrg. Herausgegeben vom Generalsekretär J. Van der Velde. Umschlag, Zeichnungen und Kunstbeilagen von Mate Mint-Vorn (128). Viele Bilder und zwei Kartenstizzen im Text, eine mehrfarbige und zweischarz-weiße Kunstbeilagen, ein Wandkalender. Verlag der Vereinszentralen in Aachen, München und Wien. M. —.60.

C) Besprechungen.

Neue Werke.

- 1) *Quaestiones de Vetere Testamento et comparativa religionum historia recentiore aetate propositae.* Scripsit Franciscus Xav. Kortleitner O. Praem. (XV et 95). 1925. Prodiit e prelo abbatiae B. M. V. de Tongerlo (Belgium).

Zunächst wird gezeigt, daß Israels Gesamtreligion nicht auf dem Prinzip des Evolutionismus beruht. Dann werden einzelne Momente des

Alten Testaments auf ihre Herkunft untersucht: der Monotheismus, die Natur Jahves, die Gesetze des Pentateuchs, die biblische Urgeschichte, die Engel- und Dämonenlehre, die Eschatologie . . . Die Entlehnungstheorie, die von Babel die Bibel abhängig sein läßt, erfährt allüberall Zurückweisung. Auch die Frage, ob die Sapientialbücher von der griechischen Philosophie beeinflusst sind, ist behandelt und dahin beantwortet, daß höchstens in der Form eine Beeinflussung stattgehabt hat. Kortleitner gelangt zu dem Endergebnis (S. 95): die Religion Israels steht einzig da, so daß von Israel das Prophetenwort gilt: *Tenebrae operuerunt terram et caligo populos: super Jerusalem autem ortus est Iahve eiusque gloria in ea visa est* (Is 60, 2).

Bei Besprechung der verschiedenen gegnerischen Auffassungen möchte man wenigstens die Hauptvertreter immer ausdrücklich genannt sehen. Der im Munde von Monotheisten auffällige Plural Elohim läßt sich nicht bloß als Hoheitsplural (S. 35 f.) erklären. Zum Beweise für den Auferstehungsglauben in Israel wird auch Job 19, 25—27 angeführt (S. 80), ohne irgendwie zu vermerken, daß im Hebräischen der Text bei weitem nicht so klar liegt wie in der Vulgata. Nicht berücksichtigt ist die Frage, ob Spruchbuch 22, 17 bis 23, 11 abhängt von dem ägyptischen Weisheitsbuch des Amen-em-ope. Desgleichen wurde nicht einbezogen die feilschriftliche Liste der babylonischen Urkönige.

Ring.

Dr Karl Frühstorfer.

2) **Wollen und Wirken der alttestamentlichen Propheten.** Von D. Dr Lorenz Dürr, Universitätsprofessor (VI u. 176). Düsseldorf 1926, Schwann.

Der erste Teil des Buches verbreitet sich über Wesen und Aufgabe der Propheten im allgemeinen. Die Propheten wollen nicht zuerst und zumeist Männer des Vaterlandes oder Männer des Volkes sein, sondern Männer Gottes. Sie waren nicht lediglich Sturmvögel des Gerichtes, nicht bloße Buß- und Strafprediger, sondern auch Verkünder und Anbagger einer Heilsukunft; ja die ethische Vertiefung der Heilserwartung ist das Hauptverdienst der Propheten (S. 24). Namentlich in der exilischen und nach-exilischen Prophetie herrschen die Heilsweisagungen vor. Die ungerechten Angriffe des Berliner Gelehrten Fr. Delitzsch gegen die Propheten werden gebührend zurückgewiesen.

Im zweiten Teil ziehen leuchtende Einzelgestalten aus der Prophetenwelt an unserem Geistesauge vorüber. Als Vertreter der vorexilischen Prophetie werden behandelt: Amos und Oseas, Jesajas und Michäas, Jeremias und Sophonias. Die exilische Prophetie ist in Ezechiel gewürdigt, die nach-exilische tritt in Aggäus und Zacharias, in Abdias, Joel und Malachias uns entgegen. In spannender, fesselnder Weise entwirft Dürr ein Bild vom Wollen und Wirken der Propheten, wobei marante Prophetenstellen in schöner Uebersetzung in die Darstellung eingeflochten werden. „In ihrem Arbeiten und Leiden, in ihrem Glauben und Hoffen, in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Gegenwartswert“ werden die Klassiker der alttestamentlichen Religion uns vorgeführt. Eine interessante Abhandlung über den Stil der Propheten bildet den Schluß des Buches.

Betreffs der Ehe des Propheten Oseas wird mit Recht gesagt, daß die rein allegorische Auffassung der historischen von dem tatsächlichen Erlebnis des Propheten zu weichen hat, da sonst die Rede des Propheten ohne Eindruck geblieben wäre (S. 52). Allzu kurz abgetan ist der zweite Teil des Buches Jesajas. Wegen der Auffassung, die Propheten Aggäus und Zacharias hätten in Zorobabel den Messias gesehen (S. 142 u. 144), wendet sich Gabriel in seiner Schrift: Zorobabel, Wien 1927, S. 123 ff.

Ring.

Dr Karl Frühstorfer.

- 3) **Theodicea sive Theologia naturalis** in usum scholarum. Auctore Josepho Hontheim S. J. (VIII et 324). Friburgi Brisg. 1926, Herder.

Diese Theodize bildet den V. Band des bekannten von Philosophieprofessoren S. J. herausgegebenen (kleineren) *Cursus philosophicus* in usum scholarum. Der Verfasser schickt dem eigentlichen Thema des Buches, das heißt den Beweisen für Gottes Dasein und den Untersuchungen von Gottes Eigenschaften, sehr passend eine Besprechung jener Prinzipien voraus, auf denen das natürliche Gotteserkenntnis beruht. Neben dem Kontradiktionsprinzip und Kausalitätsprinzip ist hier die Rede auch von einem principium axiologicum, das der Verfasser so formuliert: *ordo-entium universalis est essentialiter rectus*. Man könnte den Sinn des Satzes auch dahin ausdrücken: was wir einmal für naturnotwendig erkennen, das muß auch tatsächlich so sein, oder: *natura in necessariis non deficit*. An Gottesbeweisen führt der Verfasser elf näher aus und deutet noch fünf weitere an, die sich aber fast alle auf die fünf Thomasargumente zurückführen lassen. Die Darstellung ist in streng scholastischer Form, knapp und fast knöchern gehalten und wird daher dem Geschmack eines modern gebildeten Lesers wenig entsprechen. Dafür aber zeichnet sich dieses Buch durch andere Vorzüge aus, die wohl in erster Linie den Wert eines Buches bestimmen, nämlich durch Klarheit und Gründlichkeit von seltener Art. Auch darin liegt noch ein besonderer Vorzug, daß der gelehrte Verfasser die Weisheit der alten mit den Ergebnissen der neueren Zeit zu verbinden verstand.

Salzburg.

Dr Josef Vordermahr.

- 4) **Sein und Sollen**. Eine metaphysische Begründung der Ethik. Von Siegfried Behn, a. o. Professor an der Universität Bonn. Gr. 8^o (320). Berlin und Bonn 1927, Ferd. Dümmler. Kart. M. 9.75, geb. M. 11.75.

Von vielen Philosophen wird der Standpunkt vertreten, daß eine (eventuelle) Erkenntnis des „metaphysischen“ Seins jedenfalls des Zusammenhanges mit dem „ethischen“ Sollen entbehre. Damit würde natürlich die Ethik, soweit sie verpflichtend sein will, Sinn und Bedeutung verlieren. Demgegenüber wird in diesem Buche gezeigt, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist. „Unsere Wertanschauung hängt von unserer Weltanschauung ab“ (S. 9). „Die Entscheidung über Wert und Sollen fließt nicht aus der noch so innigen unmittelbaren Kontemplation der Werte, sondern aus der geklärten und besonnen aufgebauten, metaphysisch begründeten Weltanschauung“ (S. 309). Der Verfasser entwickelt im 1. Teil (S. 15 bis 128) die verschiedenen führenden Systeme über unsere Erkenntnis des Seins samt der daraus sich ergebenden Ethik (von Demokrit bis Schopenhauer); im 2. Teil (S. 128 bis 309), dem dann noch ein Personen- und Sachregister angehängt ist, prüft er die klassischen Systeme der Ethik, um dann unter Anerkennung des Guten, das sich überall findet, und Auswahl des Besten die Entscheidung zu treffen, zur Verwendung des Gefundenen sowohl im eigenen Leben wie auch zur Führung von Anderen.

Dieses vornehme Buch bietet dem Leser ungemein reichen und wertvollen Stoff über Metaphysik und Ethik. Es hat auch noch den besonderen und nicht geringen Vorzug, daß der Verfasser es versteht, die verschiedenen theoretischen wie praktischen Systeme nicht bloß als lebensfremde, abstrakte Gebilde zu zeichnen, sondern so, wie wir sie, im eigenen Leben betätigt, praktisch empfinden. Es sei hierfür beispielshalber bloß auf die Systeme Schopenhauers und Hegels (S. 83 bis 87) verwiesen.

Salzburg.

Dr Josef Vordermahr

- 5) **La Doctrine de S. Alphonse sur la vocation et la grâce en regard de l'Enseignement de S. Thomas et des Prescriptions du Code.** Etude théologique-canonique par J. B. Raus C. Ss. R. (129). Lyon-Paris 1926, Emmanuel Vitte.

Im ersten Teil dieses bescheidenen Werkleins erörtert der Verfasser die vielumstrittene, aber nichtsdestoweniger wichtige Frage des Berufes, wobei speziell der Ordensberuf zur Geltung kommt, obgleich der Priesterberuf nicht ausgeschlossen wird; für den letzten Punkt verweist er indes unter anderem auf die jüngste zusammenfassende Arbeit (*La Vocation au Sacerdoce*, par Alphonse Mulders, Bruges 1925, *Excelsior*), deren Inhalt in- zwischen von Sr. Em. S. Kard. van Rossum, Mitglied der vom Papste Pius X. im Jahre 1912 eingesetzten Berufskommission, schriftliche Anerkennung und Gutheißung erlangen möchte. Es ist dem ergebeneu Sobne Alfonsens vor allem daran gelegen, nachzuweisen, daß kein wirklicher Gegen- satz besteht zwischen der diesbezüglichen Meinung des heiligen Thomas von Aquin und der Lehre des heiligen Alfons von Liguori; sodann wird näher untersucht, wie der Doctor zelantissimus den Begriff, die Zeichen und die Verpflichtung des Berufes auffaßte; und endlich setzt er auseinander, wie der Unterschied zwischen *vocatio generalis* und *specialis* keine Stütze findet im kirchlichen Gesetzbuch.

Weil für die Berufsfrage die Stellungnahme in der Gnadenfrage von ausschlaggebender Bedeutung ist, hat der Verfasser dieser den ganzen zweiten Teil seiner Abhandlung gewidmet. Im ersten Kapitel erklärt er die bekannte Vorschrift des kirchlichen Gesetzbuches im can. 1366, § 2, zumal die Worte: *doctrinam et principia*; im folgenden Kapitel lehnt er eine dies- bezügliche Auslegung der *Revue Thomiste* ab und kommt dabei auf die Stellung zu sprechen, in der seitdem gewisse theologische Schulen sich be- finden; und im letzten, nach dem Verfasser besonders wichtigen Kapitel bestrebt er sich nachzuweisen, daß Alfonsens Gnadensystem nicht überein- stimme mit der schola Bañesiana, weder bezüglich der *praemotio physica* noch betreffs des Begriffes der *gratia sufficiens*, aber daß es im vollen Ein- klang ist mit der Lehre des heiligen Augustin und Thomas. Diesbezüglich erwähnt er im Anhang die interessante und noch nicht abgeschlossene Polemik, welche vor kurzem eingelegt hat zwischen zwei Koryphäen der jetzigen Thomistenschule, den Universitätsprofessoren Garrigou-Lagrange von Rom und Marin-Sola von Freiburg in der Schweiz; der letzte nähert sich den Auffassungen des heiligen Alfons, den er auch als Dogmatiker sehr hoch- schätzt: „con su profundo sentido teológico el gran Doctor de la Iglesia San Liguori“ (*La Ciencia tomista*, no. XCIV, 1925, p. 31, nota 1). Be- merkenswert ist, wie die Äußerungen des Freiburger Hochschulprofessors übereinstimmen mit den früheren Darlegungen eines bisher nicht bekannten Wertes: „S. Alphonsi . . . doctrina de influxu Dei in deliberatam volun- tatis creatae activitatem . . . a J. L. Jansen C. Ss. R.“, im Jahre 1920 handschriftlich gedruckt und noch in einigen Exemplaren erhältlich beim Ver- fasser zu Witten in Holland. Dieser Hinweis könnte vielleicht dem gewandten Autor von Nutzen sein, falls er bei einer Neuauflage näher auf die brennende Kontroverse eingehen möchte. Hoffentlich wird inzwischen sein klares, be- stimmtes und anregendes Büchlein — mögen auch nicht alle ihm in allen Punkten beistimmen — die Aufmerksamkeit derjenigen erregen, die sich für die Berufsfrage interessieren.

Heeben (Holland).

Dr Alph. Mulders.

- 6) **Gesegliche Unfruchtbarmachung Geisteskranker.** Von Dr Josef Mayer. 8° (XIIV u. 466). Freiburg i. Br. 1927, Herder.

Vorliegendes Werk ist als dritter Band erschienen in der von Professor Franz Keller herausgegebenen Sammlung: „Studien zur katholischen Sozial- und Wirtschaftsethik.“ Mit Recht sagt der Verfasser auf der ersten Seite

seines Werkes: „Das Sterilisationsproblem ist zu einer brennenden Zeitfrage geworden.“ Daher ist die Literatur über diesen Gegenstand auch schier unübersehbar groß ausgewachsen. Nicht weniger als 32 Seiten umfaßt das vom Verfasser aufgestellte Schriftenverzeichnis, das den außergewöhnlichen Fleiß klar dartut, womit das Werk gearbeitet wurde. Nirgends habe ich eine so reiche Literatur über diesen Gegenstand gefunden und ich glaube, daß diese so überreiche Literaturangabe auch ein großes Verdienst des Werkes ist. Freilich erschwert dieselbe auch die Uebersichtlichkeit und kann sogar verwirren bei einem Leser, der nicht fachkundig ist. Unter den hundertten Autoren, die angeführt werden, herrscht nämlich — und das liegt in der Natur der Sache — oft große Meinungsverschiedenheit. Die modernen Sterilisationsmethoden sind ja sowohl medizinisch, wie moralisch noch vielfach Neuland, das keineswegs allseitig durchforscht ist. Daß bei dieser Forscherarbeit auch irrige Resultate allzu leicht als sichere Ergebnisse angenommen werden, ist unausbleiblich. Auch der Verfasser scheint hin und wieder im Verlauf seiner Abhandlung zu große Konzessionen zu machen. So z. B. scheint er die Behauptung Tilmanns gutzuheißen: „Man wird daher als Seelsorger die Pflicht haben, von derartigen Ehen (von Schwachsinnigen und Epileptischen) nicht bloß abzuraten, sondern sie auch unter Umständen durch Hinausschieben oder Verweigerung der Losprechung und durch Verweigerung der Mitwirkung zu verhindern . . . Personen, welche an vererbbaaren schwereren Krankheiten leiden, sollten auf die Heirat verzichten, bezw. nicht geheiratet werden“ (S. 38). Daß man derartigen Personen die Ehe dringend abraten soll, ist richtig; daß aber derartigen Personen, die trotzdem heiraten wollen (mit vollständiger gegenseitiger Kenntnis der Sachlage), die Absolution oder gar die Eheassistentz vom Seelsorger verweigert werden soll, das ist unrichtig und widerspricht durchaus der kirchlichen Praxis. So hat z. B. die Kirche nie die Leprosenehe verboten. Es gab sogar im alten Kirchenrecht einen eigenen Titel: „De conjugio leprosum.“ Uebrigens muß der Verfasser selbst zugeben (S. 50): „Das geltende Kirchenrecht kennt kein Ehehindernis des geistigen, moralischen oder körperlichen Defektes. Schwachsinnige, moralisch Irre (typische Verbrecher, sexuell Belastete) und auch körperlich Imbezille können an sich nach katholischem Eherecht eine gültige Ehe schließen, wenn sie nur im Zeitpunkt des Konsekenses den vollen Gebrauch des Verstandes und des freien Willens haben.“

Auf S. 25 ist der Begriff der „moral insanity“ ungenau wiedergegeben mit den Worten: „Man denke nur an die moralisch Irren, die mit ‚moral insanity‘ Behafteten, die zwar manche Beweise von Intelligenz geben, aber von ihren Leidenschaften, insbesondere von ihrer krankhaft gesteigerten Libido willenlos wie ein schwacher Rahn im Meeressturm hin und her geschleudert werden.“ Wenn dieser Begriff richtig wäre, dann müßte man alle Morphinen, Kokainisten, gewohnheitsmäßige Trunksüchtige, Masturbanten u. s. w. zu den moralisch Irren rechnen, was doch wohl kaum jemand tut. Prichard, der Erfinder der moral insanity, gibt eine andere Definition: „Moral insanity is consisting in a morbid perversion of the natural feelings, affections, inclinations, temper, moral dispositions and natural impulses without any remarkable disorder or defect of the intellectual knowing and reasoning faculties“ (Treatise on insanity S. 6). Es wäre wohl besser, bei dieser Prichardschen Definition zu bleiben und unter den moralisch Irren nur jene zu verstehen, die bei intakter Intelligenz auf anderen Gebieten trotzdem auf dem moralischen Gebiete nicht mehr zwischen Gut und Böse unterscheiden können. Bisher ist noch kein einziger Fall von solcher moral insanity sicher konstatiert worden; weshalb auch die meisten Psychiater von der Prichardschen moral insanity nichts wissen wollen. Uebrigens widerspricht diese moral insanity der von allen christlichen Philosophen angenommenen Synteresis und der Verfasser täte besser, nicht immer wieder

in seinem Werke von moralisch Irren zu reden, als von einer wirklich bestehenden Menschencategorie.

Auch sonst unterlaufen dem Verfasser hin und wieder Sätze, die anfechtbar sind. So z. B. schreibt er S. 51: „Über wenn auch de lege lata die Amentia oder die Dementia oder das moralische Irresein (moral insanity) noch nicht als trennendes Ehehindernis besteht, so ist damit nicht gesagt, daß solche Defekte nicht doch später einmal de lege ferenda wirklich kirchliche Ehehindernisse werden könnten. Schon die Geschichte der kirchlichen Ehehindernisse zeigt uns, daß Geisteskrankheit oder habituelle Verbrechensanlage früher als tatsächliche Hindernisse gegen eine gültige Eheschließung betrachtet wurden.“ Es wäre manches gegen diesen Satz zu sagen; indes beschränke ich mich darauf, ernstlich zu bezweifeln, daß jemals eine „habituelle Verbrechensanlage“ ein trennendes Ehehindernis de jure communi gewesen ist. Der Verfasser bleibt auch den Beweis für diese Behauptung schuldig.

Diese und ähnliche Auslegungen, deren ich noch mehrere bei der Lektüre gefunden habe, sollen den großen Wert der vorliegenden Arbeit nicht beeinträchtigen; sie ist die ausführlichste, die über diesen Gegenstand geschrieben ist. Die überaus reiche Literaturangabe zeugt von einem sehr lobenswerten Fleiße. Für Leser, die keine Zeit und Lust haben, das ziemlich umfangreiche Werk durchzulesen, empfiehlt es sich, die kurze Zusammenfassung zu lesen, die am Schlusse steht. Der Verfasser kommt zu dem richtigen Resultat: „Wir glauben mit allem Nachdruck gezeigt zu haben, daß die gesellschaftliche Sterilierung in unseren Ländern heute aus praktischen und sozialethischen Gründen abzulehnen ist.“

Freiburg (Schweiz).

Dr. Prümmer O. P., Univ.-Prof.

7) **De occasionariis et recidivis juxta doctrinam S. Alphonsi aliorumque probatorum auctorum scripsit Franciscus Ter Haar** C. Ss. R. In 8° (XVI et 449). Taurini-Romae 1927, Marietti. L. 30.—.

Vorliegendes Werk ist meines Wissens die ausführlichste Monographie, die über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben wurde. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes erklärt der heilige Kirchenlehrer Alphonsus von Liguori mit den ersten Worten: „Probe animadvertatur, poenitentium salutem maxima ex parte pendere ex recta agendi ratione confessorium in danda aut differenda absolutione occasionariis et recidivis“ (Avvertimenti ai conf. novelli n. VI). Selbstverständlich sucht der Verfasser an erster Stelle die von der Kirche so oft belobigte Doktrin des heiligen Alphonsus wiederzugeben, weiter zu erklären und den neueren Verhältnissen ganz anzupassen. Aber dabei wird sorgfältig vermieden das bekannte „jurare in verba Magistri“. Er kann füglich mit seinem Ordensstifter von sich bezeugen: „In delectu sententiarum ingens mihi cura fuit semper rationem auctoritati praeponere.“ Also innere Beweise und nicht bloß Autorenzitate werden reichlich für die vertretene Doktrin angeführt. Nebenbei sei noch bemerkt, daß Ter Haar nicht bloß Zitate aus dem heiligen Alphonsus, sondern auch aus zahlreichen anderen Autoren bringt, älteren wie neueren.

Wie schon aus dem Titel des Werkes ersichtlich ist, zerfällt es in zwei große Abteilungen: Tractatus primus: De occasionariis; Tractatus alter: De recidivis. Im engsten Anschluß an die sechs Nummern in der Theologia moralis (VI. 452 bis 457) seines heiligen Ordensstifters, behandelt der Verfasser in sechs Kapiteln ausführlich den ganzen Stoff der ersten Abteilung über den Gelegenheitsfänger: C. 1. De notione et divisione occasionis et periculi peccandi; c. 2. De vitando probabili periculo peccandi; c. 3. De occasione proxima voluntaria; c. 4. De occasione proxima necessaria generatim; c. 5. De occasione proxima necessaria in qua quis semper relabitur; c. 6. Tradita hactenus de occasionariis doctrina confirmatur gravissima S. Caroli Borromaei auctoritate. In den einzelnen Kapiteln wird der ganze Text des heiligen Alphonsus immer in extenso angeführt

und sorgfältig eregefiert. Beispielsweise sei erwähnt die glückliche und richtige Exegese des anscheinend zu strengen Textes aus Theol. mor. VI, § 8, und Prax. Conf. n. 65 (S. 15 bis 20) über die Bekanntschaften vor der Ehe. Ueberhaupt ist es ein großes Verdienst des Verfassers, daß er die Lehre des heiligen Alphonsus nicht nach einzelnen Ausdrücken, sondern im Zusammenhange darstellt und stets vergleicht mit den Lehren anderer, sowohl älterer wie neuerer Autoren. Dabei zeigt Ter Haar oft eine geradezu staunenswerthe Belesenheit.

In der zweiten, längeren Abtheilung handelt der Verfasser über den rückfälligen Sünder und teilt den ganzen Stoff in sieben Kapitel: 1. De notione peccatoris habituati et recidivi; 2. De absolutione peccatoris habituati; 3. De absolutione recidivorum; 4. De signis extraordinariis dispositionis; 5. De requisito iudicio confessarii circa poenitentis dispositionem; 6. De remedio dilatae absolutionis pro poenitentibus sufficienter dispositis; 7. De absolutione sub conditione danda poenitentibus dubie dispositis.

Bereits in der ersten Abtheilung berührte der Verfasser hin und wieder die Frage über die rückfälligen Sünder; z. B. Thes. 8, wie der Pönitent zu behandeln sei, der trotz der angewandten Schutzmittel dennoch in der moralisch notwendigen Gelegenheit stets wieder in die Sünde zurückfällt, aber das geschah mehr per transennam. Hier in der zweiten Abtheilung wird die Frage ex professo weit und breit erörtert. Das erste Kapitel (S. 173 bis 196) über den wahren Begriff des Gewohnheits- und des rückfälligen Sünders scheint mir geradezu meisterhaft. Gründlich und klar ist die diesbezügliche Lehre des heiligen Thomas dargestellt und im Anschluß daran die „mens S. Alphonsi“. Als guten Thomaskenner zeigt sich der Verfasser auch auf S. 207 ff., wo er gegen Villot beweist, daß der englische Lehrer kein sacramentum poenitentiae informe angenommen hat wegen einer attritio non appetitativa summa. Freilich nimmt der Verfasser ein sacramentum informe poenitentiae an aus einer attritio, die sich nicht auf alle Sünden erstreckt (S. 215, Note 1). Diese Ansicht scheint mir weniger glücklich. Warum nicht klipp und klar sagen: es gibt überhaupt nie ein sacramentum informe poenitentiae? Sehr gründlich und schlagend widerlegt der Verfasser im 3. Kapitel die Ansicht Vallerinis über die Absolution der rückfälligen Sünder, ohne indes in einen Rigorismus zu verfallen, der in der Praxis Schaden anrichten würde. Im Gegentheil, was der Verfasser S. 318 bis 329 über den methodus practica tractandi poenitentem, imprimis recidivum et occasionarium sagt, ist sehr lehrreich für jeden Beichtvater. Ob S. 376 ff. die richtige Erklärung des can. 886 (Cod. jur. can.): „Si confessarius dubitare nequeat de poenitentis dispositionibus et hic absolutionem petat, absolutio nec deneganda, nec differenda est“ gelungen ist, scheint mir zweifelhaft. Ich meine, man sollte den an sich klaren Kanon nehmen so wie er vorliegt und keine Verkläuterungen machen.

Ter Haars vorliegende Arbeit über die Gelegenheits- und über die rückfälligen Sünder ist durchaus objektiv und wissenschaftlich gehalten. Verlesende Ausfälle auf Underscheidende kommen nicht vor. Wie bereits oben gesagt wurde, hat der Verfasser die sichere Doktrin des heiligen Kirchenlehrers Alphonsus in glücklicher Weise auf die neuzeitlichen Verhältnisse angepaßt; er hat die Schlla des Rigorismus ebensowohl wie die Charvbbis des laxismus vermieden. Jedem, der sich mit dem besagten Thema eingehend befassen will, sei Ter Haars Werk angelegentlichst empfohlen.

Freiburg (Schweiz).

Dr Brümmer O. P., Univ.-Prof.

8) **Vorverhandlungen zur Bulle De salute animarum.** Ein Beitrag zur römisch-preussischen Kirchenpolitik auf Grund unveröffentlichter vatikanischen Archivalien. Von Dr Max Vierbaum, Privatdozent an der Universität Münster. (Görres-Gesellschaft: Veröffentlichungen der

Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft, herausgegeben von Beyerle, Völler, Ebers, Eichmann; 48. Heft.) Paderborn, F. Schöningh.

Der Verfasser, der als Mitglied des Campo santo in Rom außer anderen Arbeiten bereits eine Studie über die Münchener Nuntiatur veröffentlichte, bietet aus einem Aktenfaszikel des päpstlichen Staatssekretariates die Vorverhandlungen der Vertragsunterhändler zur Bulle *De salute animarum*, welche bekanntlich 1821 die Vereinbarung zwischen dem Apostolischen Stuhl und Preußen herstellte und durch Aufnahme in die Gesetzesammlung eine Rechtskraft erhielt, über deren Geltung bis zum heutigen Tage eine eifrige Debatte geführt wird. Darum besitzt die Veröffentlichung der durch den Geheimen Staatsrat B. W. Niebuhr einerseits und den Sekretär der Konfistorialkongregation Raffaele Mazio geführten Vorverhandlungen heute einen gewissen Wert, da sie uns die *ratio legis* und *mens legislatoris* erschließen lassen. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die Bulle *De salute animarum* von 1821 noch heute Rechtskraft hat, denn als Endigungsgründe könnten nur zwei heute in Betracht kommen: 1. Verzicht (ein solcher ist von keiner Seite ausgesprochen worden), 2. Kündigung wegen veränderter Umstände (wesentliche Veränderungen sind aber nicht eingetreten). Sehr anerkennenswert ist der Schluß der Schrift, der gegen die Trennung von Kirche und Staat spricht.

Wien.

E. Tomeš.

9) **Hus und die Früchte seiner Wirksamkeit.** Aus dem Tschechischen übersetzt. Von Dr. Karl Kašpar, Bischof von Königgrätz (126). Barmserdorf 1926, A. Dpig.

Der Bischof von Königgrätz hat in treuer Hirtenpflege um so viele gefährdete Seelen mit vorliegender Schrift, die in Böhmen augenscheinlich zur Massenverbreitung bestimmt ist, eine anerkennenswerte apologetische Leistung geschaffen. Er will gegen die heutigen krassen Entstellungen der Chauvinisten „ein wirkliches, ungefälschtes Bild des Magisters Johannes Hus vorführen und die Früchte darlegen, die aus dem von ihm gesäten Samen hervorgegangen sind“. Die ganze Schrift ist aufgebaut auf die Zeugnisse von Historikern, die bei den Tschechen das höchste Ansehen haben und meist nicht aktive Katholiken waren, z. B.: Tomeš, Palacký, Sedláč, Klajšhans u. a. Zuerst wird uns Hus selbst vorgeführt, das langmütige Verfahren des Konzils gegen ihn ausführlich dargelegt, in einem Uebergangskapitel wird die Frage verneinend beantwortet: „War die Lehre der Hussiten dieselbe wie die Lehre des Hus?“ Der Verfasser schildert dann die barbarischen Greuel der Hussitenkriege und schließt mit einer sehr interessanten Gegenüberstellung: Was würde der im Grunde gläubige und sittenstrenge Hus zu seinen heutigen Verehrern sagen, die gegen die Beichte, gegen die Keuschheit der Ehe, gegen den Zölibat u. s. w. sind? Der Schrift ist auch zur Aufklärung unter den Deutschen Böhmens weiteste Verbreitung zu wünschen.

Wien.

Univ.-Prof. Dr. Ernst Tomeš.

10) **Des Mystikers Heinrich Seuse deutsche Schriften.** Vollständige Ausgabe auf Grund der Handschriften. Eingeleitet, übertragen und erläutert von Nikolaus Heller. Gr. 8° (LXXIII u. 478). Regensburg 1926, vorm. G. F. Manz.

Wer die deutsche Seele in ihrer zartesten und edelsten Ausprägung liebt, griff seinerzeit mit Freude zur glanzvoll ausgestatteten Diederich-Jena-Ausgabe Seuses von Walter Lehmann. Die religionsphilosophischen, religionspsychologischen und kirchengeschichtlichen Abgeschmacktheiten so mancher Einleitungsabschnitte konnte man verwinden über der buchtechnischen Vollendung der Ausgabe und der sprachlichen Wiedergabe des Urtextes. Der Aestheti-

zismus der Moderne hatte eine weitere kostbare Perle aus altem katholischem Kirchengut seinem Museumsbestand eingereicht.

Um so höher ist das Verdienst der vorm. G. J. Manz-Verlagsanstalt in München-Regensburg anzuschlagen, die an eine Neuherausgabe von Diepenbrocks Senfenausgabe sich wagen zu dürfen glaubte. Daß statt dessen ein völlig Neues wurde, und zwar an Vollständigkeit, sprachlichem Ausdruck und wissenschaftlichem Apparat (Einleitung und Erläuterungen), ist das anerkennenswerte Verdienst des Herausgebers Nikolaus Heller. Es ist ein starkes, aber handliches Buch, das uns neu schenkt, was der „Seuß“ und der Kompilator des „Exemplars“ einst den gottinnigen Seelen der Zeit in Welt und Kloster, der deutschen Seele zumal gegeben: Senfes Exemplar „Leben“, „Büchlein der Ewigen Weisheit“, „Büchlein der Wahrheit“, „Briefbüchlein“ und „Anhang zum Briefbüchlein“, 1. Abteilung; „Das ungekürzte Briefbuch“, „Predigten“ und „Minnebüchlein der Seele“, 2. Abteilung).

Die Einleitung XIX bis LXXIII referiert bibliographisch und kirchengeschichtlich klar und übersichtlich über die einzelnen Bücher, über Senfes Lebensgang und Charakterbild. Ueberall tritt der Standpunkt des Verfassers bestimmt hervor, abhold allem Vagen, Konstruktionslüchtigen, dessen Opfer die deutsche Mystik schon allzu oft und allzu sehr geworden ist. Eine prächtige Blütenlese aus den Werken des Mystikers selbst und aus Werken über ihn durchzieht bereits diesen Teil und macht ihn zu einer erfreulichen Lektüre. Es ist fraglich, ob ein tieferes Schürfen in der Charakteristik der Stellung Senfes in der Mystik die klaren Linien der in dieser Einführung gegebenen Bildzeichnung erleben könnte, wie sie hier in einem gewiß auch für weitere Kreise bestimmten Werke geboten werden. Auf manches französische Zitat könnte verzichtet werden, da das Verstandesmäßige, Korrekt-Sachliche der französischen Sprache unmöglich wiedergeben kann, was der Verfasser des „Minnebüchleins der Seele“ uns bedeutet. S. LXXIII hätte die Quelle einiger „citationes implicitae“ (Zahl) angegeben werden sollen.

Im ganzen kann auch von dieser Einleitung, namentlich gegenüber der von Walter Lehmann zu Senfe gegebenen, dasselbe gesagt werden, was der Berliner Kirchenhistoriker W. Holl von der Augustinuserklärung sagt: „Wenn man auf die tiefsten Antriebe sieht, so hat die katholische Kirche ihn immer richtig verstanden, als ihre Gegner“ (Augustins innere Entwicklung, Abh. der Preuß. Akad. d. W. Jhrg. 1922, Ph. hist. Kl. Berlin 1923, S. 51).

Die eigentliche Aufgabe des Herausgebers war natürlich die Formung des Textes und die wissenschaftliche Durcharbeit seines Inhaltes, die den Niederschlag der Erläuterungen unter dem Text ergab. Beide Aufgaben scheinen mir so gelöst, daß das Buch den berechtigten Ansprüchen gebildeter Kreise vollauf genügt, ohne aufzuhören, ein Volksbuch in des Wortes edelster Bedeutung zu sein. Wie sehr möchte man wünschen, daß es den Weg ins Volk findet! Alle Pfarreibibliotheken sollten es den Gläubigen zur Verfügung stellen! Ich kann mir wohl denken, daß es wahre Weihestunden würden, wenn Kapitel für Kapitel im Familienkreise vorgelesen würde. Keine Heiligenlegende, die wir besitzen, vermag solch geistliche, innerliche, kräftige und zugleich veredelnde Kost zu bieten. Wie inbrünstig packt der Senfe die religiöse Wahrheit, mit welcher ritterlicher Tapferkeit reckt er sich an ihr empor, weich, zart und männlich zugleich wendet er sie um und an, durchglüht und entfacht sie, daß seine Bücher Christenlehre, Gebet und Unterricht im geistlichen Leben zugleich werden. Bis wir ein Volksbuch haben, das das allzu dürre Gerippe unserer Katechismen verlebendigt und die Heiligenleben der Legende aus der Wolkenhöhe auf die Erde trägt, möchte ich kaum ein anderes Buch der deutschen Seele so empfehlen als dieses. Aus dem Negativismus des „anfangenden Menschen“ weist der Senfe wie keiner in die gewaltigen Regionen der Positivität des reifsten religiösen Menschen, eine Apologie wie keine für unsere erschrungrige Welt, die dem Christentum die Anbetung der Qualität-

losigkeit, Morbidität und Naturlosigkeit zum Vorwurf zu machen gelüftet (vgl. Sir Galahad, Idiotenführer durch die russische Literatur, S. 100 und sonst). Was Seuse so noch heute unverändert bedeutet, gibt Hellers Übertragung mit achtungswertem Geschick.

Ich möchte wünschen, daß Verfasser und Verlag ihr Werk nur als ein angefangenes betrachten und auch die übrigen Mystiker, diese ganz getreuen, ganz echten Klassiker der deutschen Seele, uns schenken.

Das Buch ist bei seiner Ausstattung und verlagstechnischen Güte äußerst preiswert.

Würzburg.

Dr Hanft, Kurat im Vuitpoldkrankenhaus.

- 11) **Heliant.** Die altfächssische Evangelien-Dichtung nebst Bruchstücken der altfächssischen Genesis. Im Versmaß des Urtextes neu übertragen, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Otto Runze. Gr. 8° (VI u. 141). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Es ist ein unverweifelliches Ruhmesblatt der deutschen Literatur, daß an ihrem Eingangstor die Heilandsgestalt steht. Das älteste und ehrwürdigste Deutmal deutschen Schrifttums ist der gelungene Versuch, das Leben Jesu dem kraftvollsten und halsstarrigsten aller deutschen Stämme, den durch Karl den Großen besiegt und durch die Benediktinermönche bekehrten Sachsen nahe zu bringen. Das Eigenartige dieser Evangelien-Dichtung ist nach Simrod, daß es „das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum“ ist, die Vermählung christlichen Geistes mit germanischer Form.

Veider ist diese herrliche Dichtung „viel gelobt und wenig gelesen“. Ein Grund dafür ist die Schwierigkeit der altniederdeutschen Sprache und der Übersetzung, die bei ungefüzter Wiedergabe den Leser ermüdet. Unser Herausgeber wählt in Erkenntnis dessen die gefüzte fortlaufende Verserzählung und verringert so den Umfang auf fast die Hälfte des Stoffes.

Verfasser behandelt in der Einleitung die Entstehung der Dichtung, den Dichter, dessen Name nicht überliefert ist, Umfang (6000 Verse), Erhaltung, Sprache, Versbau, Stil und Inhalt und Hilfsmittel zum Studium; dann folgt die Dichtung selbst in formvollendeter, fließender Sprache, die deren Kraft und Schönheit trefflich heraushebt. Hier nur eine Probe, aus dem Abschnitt „Heilige Nacht“:

.... Es umfing ihn die Mutter,
wickelt' ihn in Windeln, die Wonne der Frauen,
in leuchtend Leinen, und leicht mit ihren Händen
legte sie liebend den Liebling klein,
Das Kind in eine Krippe, dessen Kraft doch göttlich,
den Männergebiete

Möchte die „Freude am Herrn“, die den Herausgeber bei seiner Arbeit begeisterte, auch seinem schönen Buche viele Leser bringen!

Wien.

Juniker.

- 12) **Settimana Internazionale di Etnologia Religiosa.** (Semaine Internationale d'Ethnologie Religieuse. - Internationale Woche für Religions-Ethnologie.) IV. Tagung, Mailand 17. bis 25. September 1925. Gr. 8° (375). Paris 1926, Librairie Orientaliste Paul Geuthner. Fr. 35.—.

Die vierte Tagung der „Internationalen Woche für Religions-Ethnologie“ umfaßte 30 Vorträge, die von deutschen, italienischen, französischen und belgischen Gelehrten gehalten wurden. Der allgemeine Teil der Tagung beschäftigte sich mit der Methode und den Hilfswissenschaften der Religions-Ethnologie, unter denen die Religionspsychologie den ersten Platz einnimmt und besonders durch den Vortrag des bekannten Würzburger Gelehrten W. Wunderle eindrucksvoll vertreten war. Der besondere Teil der Tagung

hatte zwei Fragen zur Beratung bereitgestellt. Zunächst wurden acht Vorträge über das sittliche Gewissen gehalten, die sich zum größten Teil mit den nichtbiblischen Kulturen beschäftigten und nur in den Ausführungen von A. Lemonnier über „Pureté et propreté chez les Sémites“ näher an biblisches Gebiet herantraten. Neun weitere Vorträge hatten dann den „Erlösungsge danken“ zum Gegenstand. Neben den Naturvölkern kamen besonders die ägyptische Nubienreligion durch den Wiener Ägyptologen H. Junker, der Mazdäismus, Buddhismus, das griechisch-römische Heidentum und das Neue Testament zum Worte. Auf den Inhalt der einzelnen Vorträge einzugehen ist hier nicht möglich. Es ist kein Zweifel, daß die Tagungen der „Wochen für Religions-Ethnologie“ ungemein viel zur Verbreitung des ethnologischen Gedankens unter den Theologen beitrugen und so eine wichtige Aufklärungsarbeit verrichteten. Die vergleichende Religionsgeschichte, die für die heutige Auffassung und Bewertung der Bibel von grundlegender Bedeutung ist, hat in den Vorträgen dieser Tagung die Bibel allerdings nur in sehr geringem Maße berücksichtigt, wie auch die Kultur des Zweistromlandes mit den gesamten durch die Ausgrabungen von Boghazköi angeregten Fragen außerhalb des Gesichtskreises der Vortragenden — von einigen flüchtigen Streifungen abgesehen — geblieben ist. Gerade aber in der Aufklärung über die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Untersuchung des Alten wie des Neuen Testaments scheint mir die Bedeutung der religions-ethnologischen Wochen zu gipfeln.

Prag.

Franz X. Steinmeyer.

- 13) **Bei den Urwaldzweigen von Malaya.** Von Paul Schebesta S. V. D. Mit 150 Abbildungen nach Originalaufnahmen und Skizzen des Forschers und einer Karte. 8° (278). Leipzig 1927, F. A. Brockhaus.

Es ist wahrlich ein Glück für die völkerrundliche Wissenschaft, daß die wenigen primitiven Menschenstämme auf der Erde gerade noch in letzter Stunde untersucht werden konnten. So haben vor einigen Jahren P. Gusinde und P. Koppers aus der Gesellschaft vom göttlichen Worte die Feuerländer vor ihrem Aussterben in anthropologischer und kultureller Hinsicht erforscht. Und nun legt uns ihr Ordensgenosse P. Paul Schebesta ein Buch vor, in dem er in lebendiger und anschaulicher Erzählung seine Reise zu den Urwaldzweigen Malayas schildert. Die zahlreichen, überaus interessanten Abbildungen sind eine wertvolle Unterstützung für den Leser; nur sollten sie den Text begleiten, zu dem sie als Illustration jeweils gehören. Das Buch ist sonst vom Verlage vorbildlich schön gedruckt und ausgestattet.

P. Schebesta konnte die ergebnisreiche Forschungsreise infolge der großmütigen Beihilfe unseres jetzigen Papstes unternehmen, dem nicht bloß die Missionierung der Heiden, sondern auch die wissenschaftliche Ergründung ihres Kulturstandes am Herzen liegt. Schebestas Expedition dauerte vom Jänner 1924 bis September 1925. Auf der Maländer Semaine d'Ethnologie religiöse konnte er bereits von seinen Ergebnissen berichten. Die Leser dieser Zeitschrift dürften besonders jene Abschnitte des vorliegenden Buches fesseln, in denen die religiösen und sittlichen Anschauungen der (vorläufig allein zur Behandlung kommenden) Semang dargestellt werden. Der Donnergott tritt hier in unverkennbar monotheistischer Fassung entgegen. Bei Vergleichen wird er durch ein eigenartiges Blutsühnopfer milde gestimmt. Geisteswesen beleben die Natur, besonders die Blumen. Und Priestermedizinmänner spielen die Rolle von Vermittlern zwischen Gott und Menschen. Die Ehe ist zwar nicht schlechtin monogam; Polygamie ist aber sehr selten. Auf Keuschheit der Sitten wird streng geachtet. Ehebruch gilt als das größte Verbrechen. Mord, Diebstahl, Trunksucht sind unbekannt.

Mögen sich recht viele in dieses Land tropischen Urwaldes, in dem trotz der Lebensnot noch reiche, natürliche Freude zu Hause ist, führen lassen!

Würzburg.

Georg Wunderle.

14) **Das Leben der heiligen Theresia vom Kinde Jesu** (1873 bis 1897)

nach den offiziellen Urkunden des Karmels in Lisieux. Von Msgr. Laveille, Protonotar beim Apost. Stuhle, Generalvikar von Meaux. Preisgekrönt von der französischen Akademie. 1. bis 10. Tausend (IX u. 501). Kirnach-Billingen (Baden), Verlag der Schulbrüder. Part. M. 3.50, Ganzleinen M. 4.50.

Ob wohl eine neue Biographie der heiligen Theresia vom Kinde Jesu ein Bedürfnis ist, da wir bereits deren Selbstbiographie besitzen? Sie ist es. Zwischen dem Werke Laveilles und der „Geschichte einer Seele“ von Theresia selbst besteht ein großer Unterschied, ein Unterschied wie zwischen einem Gemälde und einer Statue. Mögen ein Gemälde und eine Statue immerhin dieselbe Persönlichkeit darstellen, so ist doch die Art der Darstellung grundverschieden. Ein Gemälde, auch vom größten Künstler gefertigt und best gelungen, bleibt in der Fläche und vermag nur eine Seite zu geben; eine Statue, obwohl vielleicht weniger vollkommen, zeigt die ganze Erscheinung von allen Seiten. Beide haben ihren Wert, keines macht das andere überflüssig und, je nach Bedürfnis, wird man bald dies, bald jenes bevorzugen. So sind Laveilles Wert und Theresias Selbstbiographie Werte, die nebeneinander berechtigt sind.

Die Selbstbiographie hat den großen Vorzug der Urheberschaft durch die dargestellte Heilige selbst. Jedoch Theresia zeigt sich nur, wie sie sich selbst fand, da und dort bestimmte sie ihre Demut, ihre Bescheidenheit, ihre Pietät, ihre Liebe, ihr Opfermut, zu färben. Das geschah ohne Arg und Trug und der kundige Leser versteht es gemeiniglich wohl; aber, für viele ist es doch eine Wohltat, ein Buch zu finden, in dem die Heilige dargestellt ist, nicht nur wie sie sich fühlte, sondern auch, wie sie in die Erscheinung trat. Dazu standen Laveille die besten Mittel zur Verfügung, außer Theresias Selbstbiographie, die Heiligspredigungsarten, die Zeugnisse der noch lebenden Verwandten, Bekannten und Mitschwestern der Heiligen. Darnach vermag der Verfasser ein vollständiges Bild zu bieten und mit zuverlässiger Sicherheit zu schildern. Laveilles Wert ergänzt Theresias Selbstbiographie in vielen Punkten, macht sie in anderen besser verständlich.

Man lernt Theresia vom Kinde Jesu gewiß richtig kennen, wenn man ihre Selbstbiographie liest, Laveilles Buch entwirft aber ein noch vollständigeres Bild. Wie geschickt und gewandt er gearbeitet hat, beweist der Umstand, daß sein Wert von der französischen Akademie preisgekrönt wurde.

So mag jeder darnach greifen, der vorzügliche Inhalt wird ihn belehren und erbauen; die gewandte Darstellung, die gute Uebersetzung, der schöne Trud und die sonstige gefällige Ausstattung werden ihn erfreuen.

Würzburg.

P. Redemptus Weninger Carm. Disc.

15) **Das Opfer.** Von Chrysostomus Panföder O. S. B. 12^o (184). (Liturgia VIII.) Mainz 1926, Matthias-Grünwald-Verlag.

Verfasser setzt sich das löbliche Ziel, „den Leser weder mit einer neuen Opfertheorie noch einer breiten Meßerklärung zu belasten, sondern ihn nur einige grundlegende, fürs Leben bedeutsame Wahrheiten über die heilige Messe vorzutragen“. Er macht ihn auf engem Raum bekannt mit den verschiedenen Ansichten über die Messe und legt besonderen Wert auf die Tatsache, daß die Messe wesentlich Opfer ist. Das Buch ist eine Zusammenfassung und teilt alle Vorzüge und Nachteile solcher Zusammenfassungen, die mitunter Ansichten zu einer einheitslichen Gesamtauffassung verbinden müssen und wollen, die an sich schlecht vereinbar sind. Die Anlehnung an meine eigenen Arbeiten ist auf weite Strecken ersichtlich und mehrfach ausdrücklich hervorgehoben. Zu der Ansicht des Verfassers über die Stellung des Offertoriums in der Messe kann ich freilich nicht mitgehen; denn sie

scheint mir weder geschichtlich noch liturgisch, noch liturgievergleichend begründet. Als Ganzes möchte ich die Arbeit durchaus empfehlen.

München.

Jos. Kramp S. J.

- 16) **Das Opfer des Neuen Bundes.** Von G. Simons. Ins Deutsche übertragen von J. Hoffmann. 8° (237). Paderborn 1926, Schöningh.

Die deutsche Uebersetzung verdankt ihr Entstehen einer überaus lobenden Anerkennung, die das Buch durch P. Veda Krümmel O. S. B. im Jahrbuch für Liturgiewissenschaft (1923) gefunden hat. Simons ließ 1916 ein Werk erscheinen: *Le sacrifice parfait, perpétuel et universel de la Loi Nouvelle*, in dem er die extreme Destruktionstheorie vertrat, nach der das Wesen des Opfers in einer zur Ehre Gottes vorgenommenen Zerstörung einer Sache bestehe, eine Ansicht, die meiner Ansicht nach mit der kirchlichen Lehre vom Opfer nicht in Einklang zu bringen ist; sodann vertrat er auch die numerische Identität von Messe und Kreuzopfer, wie sie sich praktisch deckt mit der von Maria Vaach aus verbreiteten Idee des Mysteries, und letzteres wird es auch gewesen sein, was dem Kritiker so imponierte und ihn über viele Mängel des Buches hinwegsehen ließ. 1918 erschien unter dem gleichen Titel — die erste Ausgabe war nicht mehr zu erhalten — eine *édition réduite et simplifiée*, die zugleich einige wesentliche Änderungen brachte: die gegebene Opferdefinition wird beibehalten, aber ihr Inhalt wird geändert; auf die Zerstörung kommt es wesentlich nicht an, ja alles Äußere beim Opfer ist nicht Wesenselement, sondern nur das Innere, die Gesinnung; und entsprechend wird auch die numerische Einheit von Kreuzopfer und Messe zu einer Einheit der Opfergesinnung Jesu abgeschwächt. Dem grundlegenden ersten Teile des Buches kann man also nicht beistimmen. Noch weniger allerdings dem zweiten geschichtlichen, in dem Simons den Versuch macht, die Messe dadurch verständlich zu machen, daß er ihr Entstehen und Wachsen organisch aus dem von Christus beim Abendmahl gegebenen Kern heraus sich entwickeln läßt. Aber hier wird nach einer vorliegenden Idee gearbeitet, die der Geschichte nicht entspricht, ja ihr oft genug Gewalt antut oder ihr direkt entgegen ist. So kann man leider hier nur sagen: der gute Wille von Verfasser und Uebersetzer ist zu loben, aber das Werk, das sich einen wissenschaftlichen Mantel umlegt, kann man im Namen der Wissenschaft und darum auch der Andacht auf weite Strecken hin nur bedauern. Uebersetzer hätte meine Besprechung des französischen Textes („Gregorianum“ II, 1921. 416 ff.) darum besser auch ins Auge gefaßt, ehe er an seine Arbeit ging.

München.

Jos. Kramp S. J.

- 17) **Die Stationskirchen des Missale Romanum.** Mit einer Untersuchung über Ursprung und Entwicklung der liturgischen Stationsfeier. Von J. B. Kirsch. 8° (XIII u. 271). (Ecel. orans 19.) Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Das Missale im Lichte römischer Stadtgeschichte. Stationen, Perikopen, Gebräuche. Von Hartmann Grisar S. J. 4° (120). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Die beiden Bücher ergänzen sich gegenseitig. Sie bieten dem Fachmann wie dem Freunde der Liturgie eine Summe von Anregungen zum Verständnis der liturgischen Texte. Unbeachtet für manchen Benutzer des Messbuches steht an 87 Tagen über dem Messformular „Statio ad . . .“, und doch bietet diese Notiz oft genug den einzigen Schlüssel zum Verständnis des Formulars. Nur das archäologische Wissen eines Kirsch und eines Grisar konnten das in so vielen Fragen vor uns tretende Dunkel erhellen und haben es durch obige Arbeiten auf weite Strecken hin getan. Die ideell liturgischen Fragen, die den Zusammenhang der Messformulare untereinander und die Wahl gerade dieser oder jener Stationskirche betreffen, lassen auch sie aus

dem Bereich ihrer Untersuchungen, aber sie liefern uns wertvolle Vorarbeiten, an denen niemand mehr vorübergehen kann. Kirchlich kommt zu dem Ergebnis, daß der Ursprung der „statio“ in vorkonstantinischer Zeit zu suchen ist und allem Anschein nach, wenn auch in der vorliegenden Form auf römischem Boden gewachsen, so doch nicht auf die Stadt Rom beschränkt gewesen ist. Nach ihm ist „statio“ der in der vorhergehenden Versammlung der Gläubigen bestimmte und bekanntgegebene Versammlungsort für die besondere, nicht von einem Pfarrer, sondern vom Bischof der Stadt geleitete liturgische Feier und dann auch diese Versammlung selbst. Die liturgische Stationsfeier ist so der Ausdruck der Einheit der ganzen stadtrömischen Gemeinde im Gottesdienst mit ihrem Bischof, nachdem durch die Notwendigkeit mehrerer Kirchen und Versammlungen eine gewisse Teilung der Gemeinde in örtliche Gruppen eingetreten war. Grisar geht besonders auf die Parallele zu den Feiern in Jerusalem ein, die von Kirchlich nicht so hoch gewertet wird. Letzterer gibt sodann für die einzelnen Stationkirchen deren Geschichte unter archäologischer und liturgischer Rücksicht und läßt dadurch den Leser in die ganze Vergangenheit des Kultortes sich versenken, an dem durch Jahrhunderte an diesem bestimmten Einzeltage zu Rom als dem Mittelpunkt des Christentums und als dem Bilde der gesamten christlichen Gemeinschaft der eigentliche Gemeinschaftsgottesdienst der ganzen Stadt gehalten wurde. Die Beziehung zum Messformular wird nur kurz behandelt. Dieses hatte Grisar in seiner lehrreichen Arbeit im Jahre zuvor getan. Interessante Einzelheiten weiß der greise, gelehrte Forscher uns zu bieten und leitet uns an, aus dem Text des Messformulars die Beziehungen zur Stationskirche auf uns wirken zu lassen, so daß jene Formulare nun eine lebendige Wirklichkeit für den Leser werden.

München.

Jos. Kramp S. J.

18) **Mysterium.** Gesammelte Arbeiten Laacher Mönche. 4^o (130). Münster 1926, Aschendorff.

Die hier gesammelten Aufsätze und Vorträge betreffen Grundfragen des kirchlichen Kultes und der kirchlichen Kunst. Die tragende Idee aller ist die des Mysteriums in der besonderen Prägung des Wortes, wie sie Odo Casel aus dem Studium der Antike gewonnen hat. Anzuerkennen und unter allen Umständen zu fördern scheint mir die Absicht und das Bestreben, das all diesen Arbeiten zugrunde liegt: das kirchliche Gemeinschaftsbewußtsein und die Idee eines Lebens aus dem Glauben und aus der Liturgie der Kirche zu erneuern; denn das sind wesentliche christliche Güter, die uns in den letzten Jahrhunderten, ja in vielen Fragen schon seit dem hohen Mittelalter und in einigen schon seit dem 5. Jahrhundert aus dem Blickfeld gerückt sind und darum zu sehr für die Verwirklichung des christlichen Kult- und Berufslebens verloren gegangen sind, wie selbst die Päpste unserer Tage es beklagt haben. Der Blick auf das Wesentliche des Christentums muß sich wieder öffnen und alles Rahmenwerk muß wieder mehr als solches gewertet und gehandhabt werden. Und es ist das unbestrittene Verdienst der Benediktiner, daß sie diese Aufgabe unserer Tage kräftig unterstreichen, nicht minder auch alles daransetzen, dieses Ziel eminent kirchlicher Arbeit zu erreichen. Was nun die besondere Ausprägung dieses „Wesentlichen“ des Christentums angeht, so kann man nur sagen, daß diese Rückorientierung am Urchristentum sich leider wieder eine Form geschaffen hat, die eben auch nur eine Form neben vielen anderen ist und sein kann. Es darf uns darum nicht wundern, wenn die Laacher Mönche mit diesem Gedanken immer noch praktisch allein stehen und von den führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft wie des praktischen Lebens wenig Unterstützung erhalten. Es dürfte auch der Verwirklichung ihrer Gedanken sich zu sehr das Bedenken in den Weg stellen, daß doch die Idee des Mysteriums sicher nicht beherrschend gewesen ist in der Zeit, für die sie es als einflußreich hinstellen; und selbst wenn es das gewesen wäre, für unsere Neubelebung des kirchlichen Lebens nur einen

geschichtlichen, nicht aber einen praktischen Wert haben kann; denn die Kultur auch des religiösen Lebens ist über diese Gedankenwelt hinausgegangen, und diese ist uns so fremd geworden, daß an seine Neubeseelung nicht zu denken ist. Es kommt einem darum wie ein Kräfteverbrauch vor, der besser und nutzbringender eben dem „Wesentlichen“ sich zuwenden würde.

München.

Jos. Kramp S. J.

- 19) **Die Stellung Christi im liturgischen Gebet.** Von J. A. Jungmann S. J. (Liturgiegeschichtliche Forschungen 7/8.) 8° (XVI n. 256). Münster 1925, Aschendorff.

Das Buch gehört wohl zu den bedeutendsten Veröffentlichungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Liturgiegeschichte und darüber hinaus der Geschichte des religiösen Lebens. Es geht an den Kern des Kultlebens der Kirche heran, an seine Verbindung mit der Glaubenswelt. Die Geschichte der Stellung Christi im liturgischen Gebet, wie sie im Laufe der christlichen Geschichte sich gewandelt hat, stellt der Verfasser vor uns hin. Formeln, die eben nur mehr Formeln für uns waren, erhalten wieder Leben, und was für ein Leben! Kämpfe der Jahrhunderte um den Inhalt dieser Formeln und um diese selbst treten vor uns und machen sie uns von neuem liebewert, wie sie der Kirche in alter Zeit liebewert gewesen sind. Christus als Mittler zwischen Gott und den Menschen, dieser Wesenszug des Christentums wird in ein ganz neues Licht gerückt, und was dem Freunde und Kenner der Liturgie und ihrer Geschichte als eine gewisse Forderung erschien, das tritt nun im Lichte wissenschaftlicher Forschung klar vor uns hin: die Kirche hat mit Absicht festgehalten an der Formel: Per Christum Dominum Nostrum, und hat auch nach den dogmatischen Kämpfen um die Gottheit Christi dieses Dogma doch nicht zur Grundlage einer Aenderung ihrer Gebetshaltung machen wollen. Denn der Mittlergedanke ist nun einmal dem Menschen wesentlich, und wenn Christus aus der Rolle des Mittlers herausgetreten ist, dann treten notwendig andere an seine Stelle, die mit dem Wesen des Christentums nicht gegeben sind.¹⁾ So erhält die Frage nach dem „Wesentlichen“ im kirchlichen Gebets- und Frömmigkeitsleben durch diese Arbeit ein etwas anderes Gesicht, als die Laacher Benediktiner es darlegen; und doch berühren sich die beiden Auffassungen auf weite Strecken hin. Das Positive in beiden ist durchaus gemeinsam: was dem Urchristentum seine besondere Prägung gab, war das kirchliche Gemeinschaftsbewußtsein aller Gläubigen, das sich bis in die Kleinigkeiten des Kultus seine Auswirkung verschaffte; die tiefste Wurzel der Aenderung aber sieht Jungmann — und ich meine, er beweist seine Auffassung gründlich nach allen Seiten hin — in der Wirkung, die die Stellung gegen den Arianismus mit sich brachte; denn hier liegt die nunmehr auftretende Individualauffassung im Gebetsleben begründet, die Abt Herwegen dem Einfluß des germanischen Geistes zuschreiben möchte; so daß man sagen kann: es ist vielmehr der Kampf gegen den germanischen Arianismus gewesen, der die bedeutsame Aenderung herbeigeführt hat, die die Gebetsrede an Christus mit sich brachte und damit die dem Gemeinschaftsbewußtsein der alten Zeit fremde Art der Frömmigkeit überhaupt. In der einen oder anderen Einzelheit wird man anderer Auffassung sein können als Jungmann, aber ich möchte den tiefen Gesamteindruck des Buches durch eine Darlegung solcher nicht beeinträchtigen.

München.

Jos. Kramp S. J.

- 20) **Das Exerzitienbuch des heiligen Ignatius v. Loyola** erklärt und in Betrachtungen vorgelegt von M. Meschler S. J., nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von W. Sierp S. J. 2. Band (XXXII

¹⁾ Vgl. auch die eingehende Würdigung des Buches durch Professor K. Adam in „Seele“ 8 (1926), Heft 11 u. 12.

u. 371); 3. Band (XXIX u. 486). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. M. 6.40 und M. 8.—

Die beiden Bände enthalten die einzelnen Betrachtungen der ignatianischen Exerzitien in mehrfacher Ausführung aus dem Nachlaß von Vater Meschler. P. Meschler war ein gottbegnadeter Meister in der Einführung in das religiöse Leben: so gehören diese Betrachtungen zu dem Besten, was über das Exerzitienbuch geschrieben worden ist. Niemand, der sich in irgendeiner Weise mit den Exerzitien zu befassen hat, darf daran vorübergehen. Auch für Vorträge, Konferenzen und Predigten bieten die beiden Bände reichlichstes Material. So wird die Durcharbeitung derselben jedem Priester reichsten Gewinn bringen, sowohl für sein eigenes Seelenleben, wie auch für seine seelsorgliche Tätigkeit.

St. Augustin, Siegburg.

P. Jos. Grendel

21) **Exerzitien und Sakramente.** Beiträge zu wichtigen Betrachtungen des Exerzitienbüchleins. Von J. B. Umberg (104). Innsbruck 1927, Rauch.

Dieses kleine Büchlein ist schon deshalb überaus zu begrüßen, weil hier ein Fachtheologe sein reiches Wissen in den Dienst der praktischen Seelsorge stellt. Die Arbeit stammt aus dem Gedanken, daß die heiligen Sakramente neben der rein ex opere operato erfolgenden Wirkung sich auch durch ihre psychologischen Werte als lebendige Kraft in dem wirklichen Leben erweisen müssen. Ist das nun tatsächlich der Fall? Wie viele Christen sind es, die in ihrem Leben der Taufe jene starken, psychologisch so wirksamen Antriebe entnehmen, die sie zu geben imstande und nach dem Willen Christi zu geben auch bestimmt ist? Nicht anders ist es wohl mit dem Sakrament der heiligen Firmung, der Priesterweihe, der Ehe und der Eucharistie.

Die Erwägungen über die Sakramente sollen in den Gedankengang der Exerzitienbetrachtungen einbezogen oder in der Form von Wiederholungen ihnen beigegeben werden. Dem Kenner der Exerzitien wird dieser organische Einbau sofort deutlich durch die Titel der einzelnen Abschnitte: „Exerzitienfundament und Taufe“, „Reich Christi und Firmung“, „Reich Christi und Ehe“, „Reich Christi und Wehesakrament“, „Beschauung zur Erlangung der Liebe und Eucharistie“.

Wenn das Werkchen auch an erster Stelle für Exerzitienleiter bestimmt ist, so bietet es doch allen reichste Anregung; namentlich dem Priester, der selber die heiligen Sakramente so häufig empfängt und sie so vielen spendet, wird es von größtem Werte sein: es führt ihn von selber wieder ein in das lebendige Bewußtsein von der Würde und Heiligkeit, der Kraft und dem Segen dieser heiligen Gnadenmittel, die zugleich die Hauptmittel seiner eigenen Seelsorge sind.

St. Augustin, Siegburg.

P. Jos. Grendel.

22) **Vom Sinn und Wert der Heiligen Schrift.** Von P. Anton Stonner S. J., Akademikerseelsorger, Wien. 8° (116). Wien 1927, Ferd. Baumgartner. In Halbl. S 4.—

Im Promotionsformular der theologischen Fakultät in Salzburg steht ein sehr schönes Wort über die Heilige Schrift; sie wird da genannt der codex, quo pretiosiorum non habet genus humanum. Dieses Wort ist auch tatsächlich wahr. Aber den Gläubigen fehlt nur zu oft die genaue Kenntnis dieses kostbaren Buches und ein tieferes Verständnis für den göttlichen Inhalt desselben; es wird ihnen wohl auch von der Kanzel aus darüber zu wenig Belehrung gegeben. P. A. Stonner, gewiß Vielen schon bekannt durch seine Bibelabende in Wien und seine Veröffentlichungen in Dr. Eberles „Schönere Zukunft“, bietet im vorliegenden Büchlein wertvolle Anregung und Hilfen zur Vertiefung von Kenntnis und Verständnis der Bibel. Drei Aufsätze be-

lehren den Leser in anziehender Weise über das „innerste Wesen der Heiligen Schrift, die Wertschätzung der Heiligen Schrift in alter und neuer Zeit, die Psychologie der Schriftlesung“ (S. 1 bis 50); praktische Beispiele zeigen dann (S. 51 bis 115), wie der Verfasser seine Wiener Bibelabende in geistreicher und gewinnender Weise durchgeführt hat. Jeder Bibelfreund hat hier — für sich, wie auch zur Belehrung für andere — eine gefällige und wertvolle Gabe.

Salzburg.

Dr Josef Boldermahr.

- 23) **Das Wesen der katholischen Frömmigkeit.** Geistliche Wanderungen zum Nutzen der gesamten Christenheit. Von J. Vorzing. 8° (IV u. 100). Paderborn, Schöningh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hier haben wir eine sehr interessante, ganz originelle Schrift, die wirklich geeignet erscheint, Frieden und Einigung oder doch Verständigung zwischen den beiden großen Konfessionen des deutschen Volkes herbeizuführen. Unter dem Bilde einer Wanderung, die in dunkler Nacht beginnt, durch das Morgenrot weiter zum hellen Tag und zur Sonne führt, sind die Kerngedanken der katholischen Frömmigkeit aufgezeigt, das Wesen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Dabei wird immer auf die Unterschiede in der Anschauung der Evangelischen hingewiesen. Obwohl der Verfasser nicht katholisch ist, hat er doch, wie das bischöfliche Ordinariat Paderborn bezeugt, die katholische Frömmigkeit im ganzen wie im einzelnen richtig dargestellt. Möge diese Schrift recht viele Vorurteile zerstreuen helfen, die noch immer das größte Hindernis auf dem Wege von der von uns allen ersehnten Einheit sind!

Graz.

Dr Joh. Litz.

- 24) **Kindsein vor Gott.** Neun Predigten anlässlich der 200. Wiederkehr der Heiligsprechung des heiligen Stanislaus Kostka. Von P. Anton Stonner S. J. Verlag der „Fahne Mariens“, Wien, IX/1, Lustandlgasse 41. S 5.50, M. 3.60, Schwz. Fr. 4.40.

„P. Stonner zu hören, ist eine große Gnade“. So schrieb mir einmal ein junger Alexiker. Wer Stonner kennt, seine Predigten oder Reden gehört hat, wird das bekräftigen können. So mögen denn wohl auch die gedruckten Predigten, in denen er das „Kindsein vor Gott“ am Leben des hl. Stanislaus zeigt, denselben Beifall finden. Jede der neun Predigten ist eine Perle der Beredsamkeit, jede enthält seine Gedanken, die zu einer gesunden, frischen, einfachen Frömmigkeit weisen, die Frömmigkeit des Kindes. Für Jugendvorträge sind sie ganz besonders zu empfehlen.

Graz.

Dr Joh. Litz.

- 25) **Kirchengeschichte.** Von Dr Sebastian Hahn, Professor am Gymnasium in Konstanz. Mit 3 Einschaltbildern und 9 Tafeln (VIII u. 163). Freiburg i. Br. 1927, Herder.

Eine ganz vorzüglich gearbeitete Kirchengeschichte, welche sich durch klare Stoffgliederung, Reichthum des Inhaltes, kritische Auffassung und gewandte Darstellung als Schulbuch sehr empfiehlt. Die Ausstattung ist gediegen, die Tafeln verdienen ein Sonderlob.

Binz a. D.

Dr Karl Eber.

- 26) **Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern.** Ausgabe C für Mittelschulen (Knaben und Mädchen). Von Schumacher-Knopf. Mit 12 Textbildern und 5 Tafeln (112). Freiburg i. Br. 1927, Herder.

Die Aufgabe des Verfassers, für die preussischen Mittelschulen, die bisher kein Lehrbuch der Kirchengeschichte hatten, durch Umarbeitung des Buches von Schumacher einen Behelf zu schaffen, scheint mir im ganzen gut

gelöst. Die Bilder mögen auf die Höhe der zwei Tafelbeilagen gebracht werden oder in einer Neuauflage fortbleiben.

Linz a. D.

Dr. Karl Eder.

27) **Handbuch zum katholischen Katechismus.** Von M. H. Schnitzler. 8° (XII u. 299). Köln, J. P. Bachem.

Es ist nicht ganz einfach, den Inhalt des hier Gebotenen mit wenigen Worten zu umschreiben. Ein guter Teil der Dogmatik und Moraltheologie ist unter katechetischen Gesichtspunkten darin verarbeitet. Es wird jeweils in die Hauptthemen des Katechismus eingeführt und zu den einzelnen Fragen und Fragegruppen werden noch nähere Erläuterungen gegeben. Regelmäßig werden Sinn und Zweck des betreffenden Abschnittes erörtert, Winke für die Behandlung gegeben, einzelne Schwierigkeiten praktischer Art beseitigt. Bei Erörterung moraltheologischer Fragen hält der Verfasser eine von ruhiger Ueberlegung und psychologischem Verständnis diktierte mittlere Linie ein. Mit Recht wird wiederholt vor einem Sichverlieren in Kasuistik gewarnt. Probleme intellektueller und ethischer Art werden, was wohl das Beste sein wird, von Kindern dieser Stufe möglichst ferngehalten. Aber sie scheinen für die vom Verfasser geführten Katecheten überhaupt kaum zu bestehen. So sind sie auch bei Behandlung des 6. Gebotes mehr umgangen als überwunden. Eine rein negative, verschleiende Behandlung dieses Gebietes, wie es der Verfasser vorschlägt, dürfte bei vielen unserer Schüler nicht mehr genügen.

Fragen der Methode bleiben aus dem Buche grundsätzlich ausgeschaltet. Wozu erhalten denn unsere Katecheten heute überall ihre pädagogische Vorbildung, ... als daß sie den Stoff selbständig in die geeigneten, von mancherlei Umständen bedingten Formen zu gießen verstehen?" So heißt es im Vorwort S. VII. Gegen diesen Standpunkt ist an und für sich nichts einzuwenden. Indessen drängt die Anlage des Buches und mehr noch die Art der Besprechung der Einzelthemen und Themengruppen sehr stark in die Weise der Textanalyse, genau so, wie ja auch Kommentare älteren Stiles im Dienst der textanalytischen Methode gestanden sind. Ein Katechet, der den Weg von der Anschauung zum Wort gehen will, wird Mühe haben, gegen diesen von dem Buche ausgehenden Zwang standzuhalten. Es wird mit des Verfassers methodischer Einstellung zusammenhängen, daß das im Vorwort gegebene Versprechen, jeweils unter Ziffer II eine „passende Anschauung“ zu bieten, im Buche eine nur teilweise und dürftige Erfüllung gefunden hat. Gut brauchbar sind die einige Male zu findenden „Gesichtspunkte für Wiederholungen“. Auch sonst sind viele gute Gedanken und Winke in dem Buche zu finden, die jeder Katechet nur zu seinem Nutzen beherzigen wird.

Bamberg.

Prof. Dr. H. Mayer.

28) **Brevier-Reform.** Von Dr. Rader Schmid, Luzern, Rader u. Co.

Dr. Schmid legt der Öffentlichkeit, in erster Linie dem Klerus, seine Wünsche nach einer Verbesserung des Breviers in einer Weise vor, daß mit dem Wesentlichen wohl jeder Priester einverstanden sein wird. Der Ruf nach einer Korrektur des Palmentextes des priesterlichen Gebetbuches ist ja ein allgemeiner. Schmid bietet hier sehr beachtenswerte Vorschläge, die sowohl seiner Frömmigkeit und seinen Kenntnissen, wie seinem praktischen und besonnenen Urteils alle Ehre machen, jedenfalls der Diskussion würdig. Allerdings eine Erstarrung der kirchlichen Festreise wünsche ich mir nicht. Nichts ist langweiliger als die Einförmigkeit. Das Buch wird jeden Leser interessieren.

Stift St. Florian.

Dr. Vinzenz Hartl.

29) **Verantwortung.** Religiös-wissenschaftliche Vorträge, herausgegeben von P. Erhard Schlund O. F. M. 8° (96). München 1927, Kösel-Bustet.

In der Münchener Franziskanerklosterkirche St. Anna werden jährlich in der Fastenzeit von Ordensmitgliedern Vorträge für akademisch Gebildete gehalten. 1925 wurde das Thema „Erlösung“ behandelt; 1926 wurde dasselbe durch fünf Vorträge über das verwandte Thema „Verantwortung“ ergänzt und diese fünf Vorträge bilden den Inhalt der nun von P. E. Schlund herausgegebenen Schrift. Die Durchführung der einzelnen Vorträge — Verantwortungsgedanke, Metaphysik der Verantwortung, Dogmatik der Verantwortung, Psychologie der Verantwortung, die Verantwortung in der kirchlichen Moral und Praxis — ist durchaus wissenschaftlich und vornehm gehalten und dabei doch gut verständlich. Da das Verantwortungsproblem einerseits nicht geringe Bedeutung besitzt, anderseits nicht zu oft speziell behandelt erscheint, verdienen die Verfasser der Vorträge — die Vektoren P. Erhard (I, II), P. Polysarp (III), P. Edelbert (IV) und P. Johannes (V) — gewiß besten Dank und verdient die herausgegebene Sammlung für Theologen und Laien beste Empfehlung.

Salzburg.

Dr. Josef Vordermann.

30) **Predigten über das allerheiligste Sakrament des Altars**, vorzüglich zum Gebrauche beim 40stündigen Gebete. Von P. Peter B. Zierler, Kapuziner. Bisher 6 Hefte zu zirka 100 Seiten. Innsbruck 1925, Fel. Rauch. Preis jedes Heftes S. 2.25 (M. 1.50).

Diese Predigten wuchsen heraus aus der Praxis. Durch viele Jahre hatte P. Zierler als Pfarrprediger von Bregenz die Themen für die Stundengebetspredigten zu verteilen. Hier bietet er sie in genauer Ausarbeitung. Er ist kein Abschreiber, bei ihm gibts kein leeres Herumreden, kein Abschweifen vom Thema, keine Affekthascherei, keine nutzlose Nährseligkeit oder Phrasendrescherei. Er nimmt seine Dogmatik nicht aus anderen Predigtwerken, sondern direkt aus der Kirchenlehre. Daher auch seine kräftige Ursprünglichkeit. P. Zierler ist ein ganz vorzüglicher Prediger, der altes und neues aus seinem Schatze hervorbringt. Die Sprache ist rein, einfach, populär, kräftig, mitunter lapidar. Ein besonderer Vorzug ist auch die bündige Kürze dieser Predigten. Sie umfassen sechs bis acht Seiten. Papier, Druck und Ausstattung machen dem Verlag alle Ehre. Da an guten Sakramentspredigten neuester Zeit kein Ueberschuß vorhanden ist, dürften diese Hefte — es sollen deren noch mehr erscheinen — sehr willkommen sein.

Innsbruck.

P. Virgil Waß O. M. C.

31) **Adventbilder nach Isaia** im Anschluß an die Lesungen des Breviers. Von Peter Vogt S. J. (IV u. 180). München-Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz.

Verfasser will den wunderbar reichen Stoff des größten unter den großen Propheten für die Betrachtung namentlich in der Adventzeit fruchtbar machen, in der die Kirche ihre Brevierlesungen daraus entlehnt. In der Auswahl des Stoffes schließt er sich im allgemeinen an jene an, die die Kirche selbst getroffen hat. Die Hauptsache sind ihm aber die einzelnen Bilder in ihrer gewaltigen Einheit. Daher greift er regelmäßig über die Brevierabschnitte hinaus, behandelt wiederholt die Lesungen mehrerer Tage in einem Bilde, teilt gelegentlich auch eine Lesung zwi. Bildern zu. Die Mittwoch- und Donnerstagslesungen der zweiten Woche sind nur gestreift. Verfasser verzichtet auf weitläufige Auseinandersetzungen und Voraussetzungen, wie man sie sonst in ähnlichen Büchern findet, nur das erste Bild arbeitet er auch in dieser Hinsicht durch. Erstere, meint er, seien nicht nötig, da wir bereits im Lichte wandelten, letztere seien eigentlich Sache des Betrachtenden. Das ist grundsätzlich wohl richtig und der geübte Betrachter, der zudem mit Isaia wohl vertraut ist, wird ihm für diese Achtung seiner Freiheit Dank wissen, doch fürchten wir, daß in gar manchen Fällen diese Voraussetzungen nicht hinreichend gegeben sind und daß diesen Mitbrüdern die Zeit fehlt,

sie für solche Betrachtungen eigens zu schaffen. Ganz gewiß werden sie vor der zehnten senken, die sich auf nicht weniger als sechs Kapitel 28, 1—33, 24) stützt. Wenn aber auch die Benützung des Werkes als Betrachtungsbuch bei manchem Leser auf Schwierigkeiten stoßen dürfte, so werden sie es doch umso mehr als einen praktischen Beheß für die erbauliche Schriftlesung begrüßen, bei der die verfügbaren Kommentare häufig mehr hindern als fördern, weil sie sich oft bei Einzelheiten aufhalten müssen, die für die erbauliche Lesung ohne Belang sind, und Verfasser täte ein gutes Werk, wenn er auch andere Lesungen in ähnlicher Weise bearbeitete.

St. Pölten.

Spiritual Dr Rudolf Pfingstner.

32) **Die deutsche Novelle im Mittelalter** auf dem Untergrunde der geistigen Strömungen. Von Hermann Weiser (128). Freiburg i. Br., Herder. Brosch. M. 5.—.

Diese tiefeschürfende Studie wendet sich weit über den Kreis der eigentlichen Literaturfreunde hinaus an alle, die sich mit der Kulturentwicklung des deutschen Volkes beschäftigen. Denn da der leider schon verstorbene Verfasser, dem wir auch eine gute Arbeit über Calderon verdanken, das Wesen der Novelle, wohl mit Recht, in der individualistischen Darstellung bedeutsamer individueller Erlebnisse sah, war er genötigt, die Entwicklung des mittelalterlichen Individualismus genauer zu untersuchen. Dabei fallen sehr reichliche Streiflichter auf Theologie, Philosophie, Politik und schließlich sogar auf die Geschichte der Predigt. Daß dabei der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit ganz besonders Beachtung findet, ist selbstverständlich. Das schöne Buch zeigt wieder einmal, daß die literarische Forschung dann die reifsten Ergebnisse liefert, wenn sie fest im Untergrunde der gesamten geistigen Strömungen wurzelt.

Uinz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

33) **Die von Snekensström.** Roman von Marika Stjernstedt. Uebersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg (316). Freiburg i. Br., Herder. M. 5.20.

Marika Stjernstedt, eine der besten Schriftstellerinnen Schwedens, führt uns in eine katholische Familie, die inmitten der durchaus anders gläubigen Umgebung einen sehr schweren Stand hat. Der deutsche Katholik lernt da die Kämpfe der spärlichen nordischen Glaubensbrüder kennen, Kämpfe, die, wenn sie noch dazu durch persönliche Schuld verstärkt werden, das irdische Glück eines Menschen völlig zu vernichten imstande sind. Der Roman hat hohen künstlerischen Wert; er verträgt aber nur reife, gefestigte Leser.

Uinz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

34) **Zieg. Kämpfe einer Konvertitin.** Von M. Scharlau (Magda Albertin) (240). Freiburg i. Br., Herder. M. 5.40.

Die Fortsetzung zum Bekenntnisbuche „Kämpfe“, das eine Rückkehr vom Protestantismus zur katholischen Kirche erzählt hatte. Die neuen Kämpfe, die auf einen Zurückgekehrten zu warten pflegen, insbesondere die vielen Enttäuschungen, die er auf hartem Leidenswege unschädlich machen muß werden ergreifend vorgeführt. Für den Priester ist das Buch deswegen lehrreich, weil es ihm einen Einblick in das Seelenleben der Konvertiten gewährt und weil er daraus manches für deren Behandlung entnehmen kann.

Uinz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

35) **Religiös-literarische Porträts aus dem zeitgenössischen Frankreich:** Lotte, Pegny, Pichard. Von P. Herm. Jos. Terhünte S. C. J. (47). Sittard, Verlag des Missionshauses.

Zu den geistigen Führern der katholischen französischen Jugend gehören heute vor allem Joseph Lotte, der besonders die Lehrtätigkeit wieder zur

Kirche zurückführen wollte; Charles Peguy, der auf dem Wege der Nächstenliebe in die Vorkhalle der Kirche gelangte — leider wurde er am vollen Eintritt durch seine ungläubige Gattin gehindert; und Ernest Psichari, Renans Enkel, der Dominikaner werden wollte. Ein eigentümliches Schicksal fügte es, daß alle drei gleich in den ersten Monaten des Weltkrieges fielen. Ihr Weg vom Atheismus zum Glauben wird in dieser Studie anschaulich dargestellt.

Linz-Urlahr.

Dr. Johann Nlg.

- 36) **Pilgerpfade zu den sieben Hauptkirchen der Ewigen Stadt Rom im Jubeljahr 1925**, begangen von Josef Oblinger (VIII u. 176). Mit 101 Bildern. Augsburg, St. Cassius-Verlag. M. 1.50.

Ein gut ausgestattetes, überraschend billiges Buch, das in Wort und Bild Roms heilige Stätten vor Augen führt und dem, der die Ewige Stadt schon besucht hat, liebe Erinnerungen auffrischt, während es die andern bestens mit ihr bekannt macht. Zur Verbreitung im Volke sehr zu empfehlen.

Linz-Urlahr.

Dr. Johann Nlg.

- 37) **Literarische Italienfahrt**. Von Dr. Otto Geiger (68). Oberkirch (Baden) 1927, Verlag Sturm. M. 1.80.

Wir haben jetzt nicht nur ein Reisebüro für Katholiken, sondern auch einen Bücherratgeber für Italienreisende. Alle Italienbücher, billige und teure Italienwerke (Geschichte, Kunst, Landeskunde, Reisebeschreibungen, Rombücher, Sprachführer und Reiseführer sind hier aus über 100 Verlagen gesammelt, besprochen und übersichtlich geordnet. Jeder Kenner insbesondere sollte diesen billigen Ratgeber zu Hilfe nehmen zu einer guten Reisevorbereitung. Frühere Pilger können sich hier die meist erst nach dem Heiligen Jahre erschienenen Bücher als Andenken auswählen. Der Ratgeber ist vom katholischen Standpunkt aus geschrieben. Er hat bereits ganz Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich sowie im Ausland, insbesondere in Italien, großen Anklang gefunden. Er kann durch alle Buchhandlungen und Reisebüros bezogen werden.

Stanislaus.

Dr. Basilus Baran.

Neue Auflagen.

- 1) **Beichtvater und Seelenführer**. Von Dr. Jos. Adloff, Professor am Priesterseminar zu Straßburg. Vierte, verbesserte Aufl. Straßburg 1926, F. K. Le Roux u. Co.

Schon die früheren Auflagen dieses Buches waren allgemein beliebt wegen der gründlichen Beweisführung, klaren Darstellung und maßvollen praktischen Orientierung. Besonders zu loben ist das Bestreben des Verfassers, darzutun, wie der Beichtvater die gut disponierte Seele nicht bloß zu absolvieren, sondern auch, wie er sie auf dem Wege zur Vollkommenheit zu leiten und weiter zu führen hat. Sehr wertvoll ist deshalb der neue Abschnitt über die Seelenleitung der Ordenspersonen. Jeder Beichtvater und Seelenführer, der es mit seinem hohen Amt ernst nimmt, wird mit Freuden und Nutzen nach diesem Buche greifen.

Trier.

W. van Allen S. J.

- 2) **Jus de personis iuxta Codicem iuris canonici**. Praemisso Tractatu de Principiis et Fontibus J. C. Auctore Ioanne Chelodi I. C. Doctore et Professore, S. R. Rotae Advocato. Editio altera a Sae. Ernesto Bertagnolli I. C. Doctore et Professore recognita et aucta. Tridenti 1927.

Es ist freudig zu begrüßen, daß dieses ausgezeichnete Werk nach dem Tode des leider so früh verstorbenen Verfassers der Nachwelt erhalten wird. Kürze, Klarheit, Selbständigkeit des Urteils dürften wohl die Hauptvorzüge dieser Erklärung des neuen Kirchenrechtes sein. Sehr ansprechend sind auch die Ausführungen über die geschichtliche Entwicklung des geltenden Rechtes. Der Bearbeiter dieser Auflage hätte vielleicht etwas mehr die neuere Literatur erwähnen können.

Trier.

B. van Aken S. J.

- 3) **Compendium repetitorium iuris ecclesiastici communis et quoad leges et consuetudines reipublicae Austriacae particularis.** Scripsit Dr Constantinus Joan. Vidmar. Ed. quarto, emendatior, nova Codici Jur. Can. accommodata. Viennae 1927, Fromme.

Durch die vorliegende Neuauflage hat der Verfasser sein früher erschienenenes Compendium dem neuen Kodex angepaßt. Von einem Compendium erwartet man, daß es in kurzer Form das Wesentliche zusammenfaßt. Dieser Anforderung hat der Verfasser im großen und ganzen gut entsprochen; er berücksichtigt nicht bloß das neue, sondern auch das bisher geltende Recht, dieses teilweise fast etwas zu ausführlich. Von praktischen Gesichtspunkten aus möchte man da und dort noch Kürzungen wünschen, an anderen Stellen freilich auch Einfügungen; z. B. könnten die Abschnitte über die Metropolitcn, Patriarchen und Primaten, Konzilien entschieden kürzer gefaßt und die Ausführungen über matrimonium disparagium ganz ausgelassen werden; vermißt dagegen haben wir einen Abschnitt über die Weichte (auch der Religiösen), die letzte Delung; diese Änderungen würden den Wert des Büchleins vor allem für Examenstandidaten und für die praktische Seelsorge beträchtlich erhöhen. Bedauert haben wir, daß der Verfasser die frühere Einteilung voll und ganz beibehalten hat und sich nicht der vom Kodex gewiesenen Einteilung angeschlossen hat. Die völlige Anpassung an die Einteilung des Kodex hätte nicht viel mehr Zeit gekostet, hätte aber doch das Büchlein viel brauchbarer gemacht, weil dadurch die einzelnen Materien viel leichter auffindbar geworden wären. Dieser Nachteil wird durch den Index nicht genügend ersetzt. Im einzelnen sei noch auf Folgendes hingewiesen: Die S. 119, N. 1, angegebene Bemerkung, daß das Tridentinische Tametsi-Dekret in Rußland, Hannover, Pommern, Württemberg nicht gelte, ist wenigstens in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig (cf. Gasparri, De matrimonio II², 483 ff.). S. 275 wird behauptet, daß die Ernennung der Bischöfe von Sedau, Lavant und Gurk durch ihren Metropolitcn von Salzburg in dessen einstiger Landeshoheit begründet sei; die Metropolitcn von Salzburg haben vielmehr bei Gründung dieser Diözesen dieselben dotiert und sich das Ernennungsrecht vorbehalten; es liegt somit ein Quasipatronat vor (siehe Buchberger, Kirchl. Handlex. s. r. Gurk I, 1818 f., u. s. r. Salzburg, II, 1913). S. 322 erwecken die Worte „abbates consecrati habentes iurisdictionem“ den Eindruck, daß alle Äbte auf dem allgemeinen Konzil Stimmrecht hätten; der Kodex sagt richtig: „abbates vel praelati nullius.“ Die Weiße, die die Äbte empfangen, ist zudem keine consecratio, sondern eine benedictio. S. 326: Auf dem Provinzialkonzil haben nicht bloß die Äbte, Präpöste und Konventualpriorcn, sondern auch die Provinzialobern der exempten klsterkalen Genossenschaften Stimmrecht, und zwar immer, nicht bloß „ubi mos est.“

Abtei Neresheim.

P. Philipp Hofmeister.

- 4) **Katholische Kirchengeschichts-Katechesen.** Zweite, umgearbeitete und vermehrte Aufl. Herausgegeben von Geistl. Rat W. Falsch, Diözesan-Inspektor. 8° (338). Wien 1927, Volkshund-Verlag.

Der bekannte Lehrbehelf für Kirchengeschichte ist in dieser Auflage bedeutend verbessert. Besonders zu begrüßen ist die ausführliche Darstellung der Glaubensspaltung und des Trienter Konzils wie die Berücksichtigung der österreichischen Kirchengeschichte. Da im Kampfe gegen die Freidenkerei nur absolut blanke Waffen nützen, schlägt Referent eine Umarbeitung des Kapitels „Inquisition“ (etwa nach Schnitzer, Kirche und Kultur im Mittelalter, II., 1926) und ein neues Kapitel „Herenwahn und Herenprozesse“ (nach Janssen, Pastor und Paulus) vor. Im Literaturanhang könnte für die Herren Religionslehrer zu jedem Abschnitt das maßgebende katholische Hauptwerk und, wenn vorhanden, der am leichtesten zu erreichende kleine Behelf vermerkt werden. Zum Beispiel zu Luther Grisar und Bichler. Das Buch ist ein dankenswerter Schritt weiter auf dem Wege des Anschlusses des kirchengeschichtlichen Unterrichtes vor der reiferen Jugend an die kritische katholische Geschichtsschreibung. Viel Erfolg und weitere Ausgestaltung!

Linz a. D.

Dr. Karl Eder.

5) Gottes Gnadenruf und die Antwort der Menschenseele. Fastenhomilien und Fastenlesungen. Von Dr. Karl Nieder. Dritte und vierte, verbesserte Auflage. 8 (58). Freiburg 1926, Herder.

Anknüpfend an Charakterbilder der Apostelgeschichte (Saulus, Lydia, der Kerkermeister in Philippi, die Athener, Bücherbrand in Ephesus, Fesir und Drusilla) bringt Verfasser in der ihm eigenen schlichten, aber eindrucksvollen Weise sehr praktische Fastengedanken in Form thematischer Homilien. Einige kleine sprachliche Unebenheiten sähe man gerne gebessert.

Neustift bei Großraming.

Binder.

Alle hier besprochenen und sonst angezeigten Bücher sind vorrätig,
oder liefert schnellstens

Buchhandlung Du. Haslinger in Linz, Landstraße Nr. 30.

Sprechapparat

Große Freude bringt in jedem Heim mein **Trichter-Sprechapparat**.

Meine Apparate sind nach dem neuesten System gebaut und erzeugen **prächtige Klangfülle**. Reichspatent. Leicht transportabel, zusammenlegbar. Klare und reine Tonwiedergabe. **Die billigste Sprechmaschine der Welt!** Der Apparat ist mit Geschwindigkeits-Regulierung und Bremse ausgestattet. **Begeisterte Dankschreiben und Anerkennungen beweisen die Güte meines Apparates.** Infolge günstigen Abschlusses liefere ich den Apparat zum **Reklamepreis von nur Reichs-Mark**. Verlangen Sie Prospekt. Bereits viele tausend Stück verkauft. Jeder Apparat wird vor Versand geprüft! Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Versandhaus **Hans Kanter, Berlin-Wilmersdorf 522, Jenaerstraße 8.**

7.65

MAIER-HARMONIUMS

über die ganze Welt verbreitet!

Kleinste bis größte Werke, auch von jedermann ohne Notenkenntnis sofort vierstimmig spielbare Instrumente.

Aloys Maier, Fulda

königl. und päpstl. Hoflieferant.

Gegründet 1846.

Katalog gratis.

Einladung zum Bezug

des 81. Jahrganges der Quartalschrift 1928.

Mit diesem Hefte schließen wir den Jubeljahrgang der Quartalschrift. Viel Lob, viel Anerkennung wurde unserer Zeitschrift anlässlich ihres Jubiläums von hoher und höchster Stelle zuteil. Wir sprechen hiefür nochmals unseren ehrfurchtsvollsten und innigsten Dank aus und geloben, auch in Zukunft all unsere Kräfte einzusetzen, um die Zeitschrift immer nützbringender für den Seelsorgsklerus auszugestatten. Gebe Gott, daß die Ausführung unseres Vorhabens immer besser gelinge.

Wir sind aber weit entfernt, das der Quartalschrift gez. endete Lob für uns in Anspruch nehmen zu wollen; es gebührt vielmehr in erster Linie unseren P. T. Mitarbeitern, denen wir auch an dieser Stelle neuerdings unseren wärmsten und aufrichtigsten Dank aussprechen. — Zugleich erneuern wir die Bitte, unsere P. T. Mitarbeiter mögen auch fernerhin ihre Feder in den Dienst der Quartalschrift stellen und ihr reiche Beiträge einsenden.

Neue Mitarbeiter sind uns stets willkommen, besonders auf dem Gebiete der praktischen Theologie. Artikel, Pastoralfälle, Aufsätze über soziale, wirtschaftliche und politische Fragen, soweit sie Theologie und Seelsorge berühren, werden freudig aufgenommen.

Ebenso herzlichen und innigen Dank sagen wir allen P. T. Abonnenten, sowohl jenen, welche schon seit Jahren die Quartalschrift beziehen, als auch denen, welche in diesem Jahre die Zeitschrift neu bestellt haben. Wir verbinden damit die herzlichste Bitte an alle unsere P. T. Abonnenten, sie mögen der Zeitschrift auch in den kommenden Jahren treu bleiben und ihr womöglich neue Freunde und Abnehmer gewinnen. Wir sprechen schon im voraus den herzlichsten Dank für jede Werbetätigkeit aus.

Aus unseren Leserkreisen wurde schon vielfach der Wunsch geäußert, die Quartalschrift möge mit lateinischen Lettern gedruckt werden. In der Erwägung, daß fast alle theologischen Zeitschriften

in Antiquadruk erscheinen und daß sich unter unseren Lesern Tausende und Tausende von nichtdeutschen Abonnenten befinden, haben wir uns entschlossen, vom kommenden Jahrgang an die Quartalschrift in Lateindruk (Antiquadruk) erscheinen zu lassen, um dem gewiß berechtigten Wunsche vieler Leser entgegenzukommen. Obwohl der Antiquadruk tarifmäßig höher zu stehen kommt als der Frakturdruk, soll trotzdem der Bezugspreis nicht gesteigert werden, sondern derselbe wie im abgelaufenen Jahre bleiben. Wir glauben uns dafür zu der Hoffnung berechtigt, daß uns die P. T. Abonnenten um so treuer bleiben werden. (Die Bezugsbedingungen für die einzelnen Länder siehe letzte Umschlagseite.)

Da der Administration der Quartalschrift nicht bloß viel Arbeit, sondern auch große Auslagen erspart werden, wenn der Bezugspreis prompt eingezahlt wird, so bitten wir die P. T. Abonnenten, etwaige noch ausstehende Abonnements ehestens begleichen und den Bezugspreis für den neuen Jahrgang baldigst einsenden zu wollen. Zu diesem Zwecke liegen Erlagscheine bei. Ratenweise Teilzahlungen sind selbstverständlich gestattet.

Wie früher, so erklärt sich auch jetzt wieder die Leitung der Quartalschrift bereit, in berücksichtigungswerten Fällen Ermäßigungen des Bezugspreises eintreten zu lassen.

Redaktion und Administration

der

Theol.=prakt. Quartalschrift.